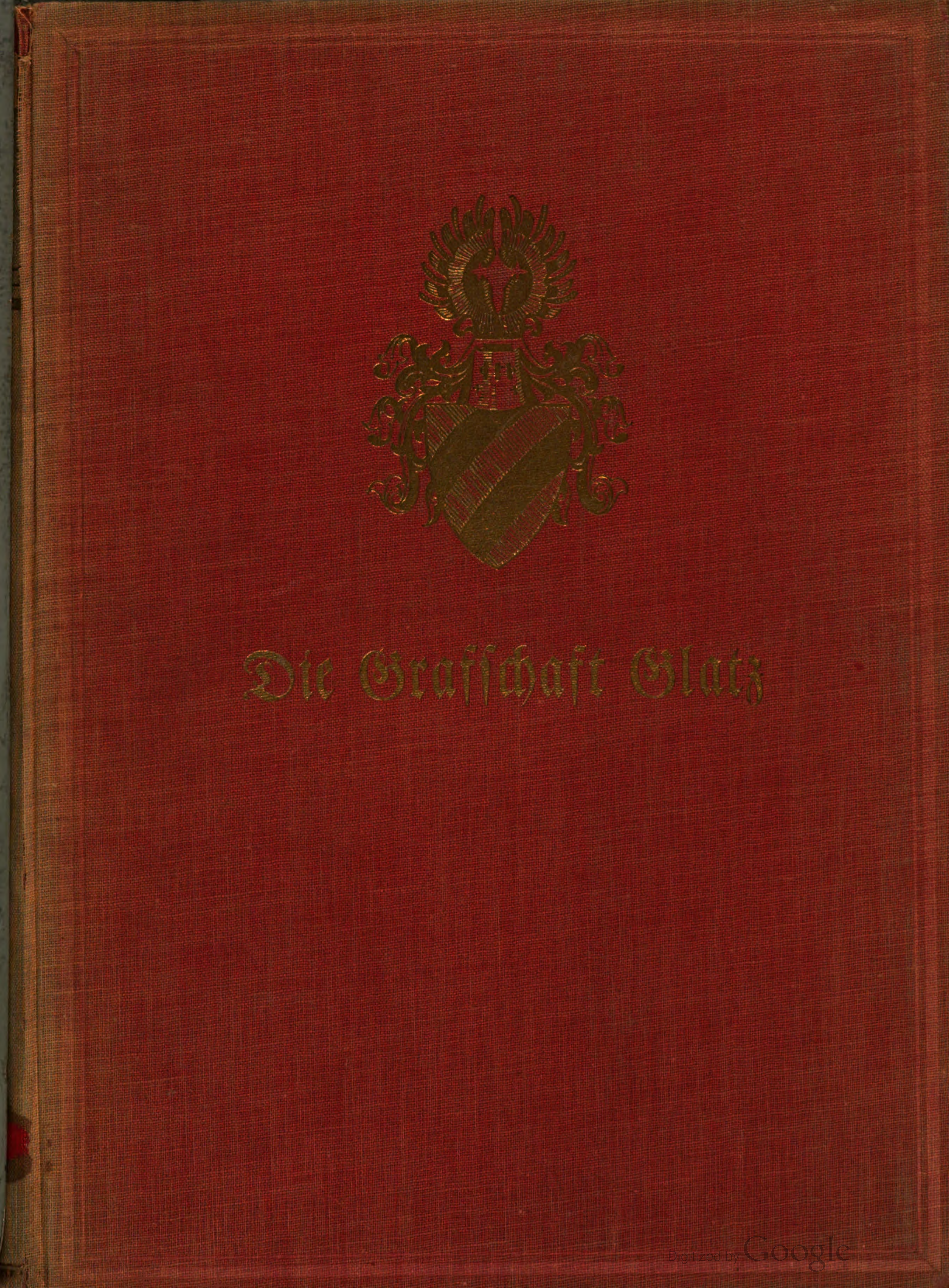
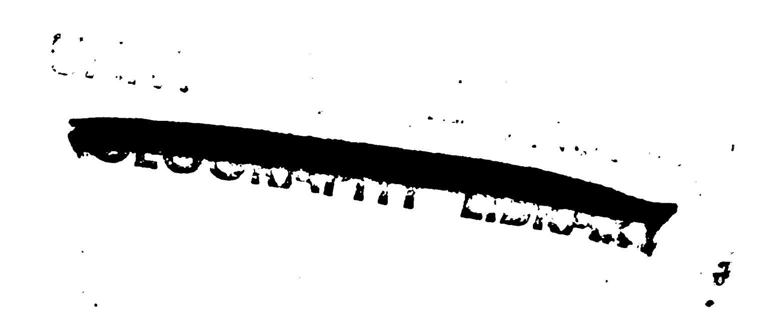
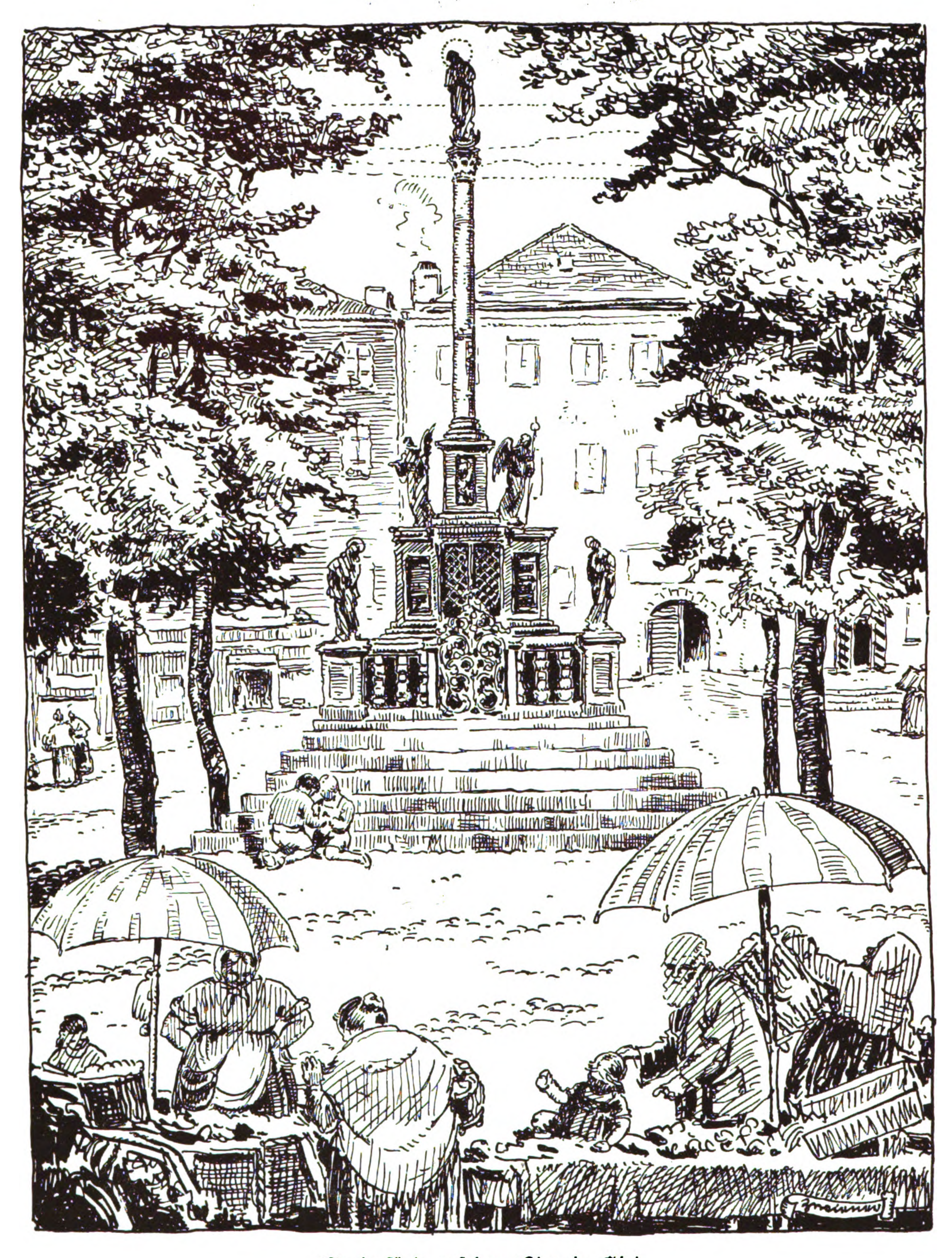

Die Grafschaft Glatz





Mariensäule auf dem Ring in Glatz

Monographien deutscher Städte

Darstellung deutscher Städte und ihrer
Arbeit in Wirtschaft, Finanzwesen,
Hygiene, Sozialpolitik und Technik

Herausgegeben von

Erwin Stein
Generalsekretär des Vereins für Kommunalwirtschaft
und Kommunalpolitik e. V.

Band XIX

Die Grafschaft Glatz



1927

Deutscher Kommunal-Verlag G. m. b. H., Berlin-Friedenau

Die Grafschaft Glatz

Ein Buch
von ihren Städten, Gemeinden und Bädern

Herausgegeben von Erster Bürgermeister Ludwig, Glatz; Erster Bürgermeister a. D. Salomon, Breslau, Geschäftsführer des Schlesischen Städtetages und Erwin Stein, Berlin-Friedenau, Generalsekretär des Vereins für Kommunalwirtschaft und Kommunalpolitik e. V.

in Verbindung mit:

Musikdirektor Georg Amft, Habelschwerdt; Bürgermeister Bechstein und Beigeordneter Ebel, Neurode; Schriftsteller Biberfeld, Altheide; Sanitätsrat Dr. Paul Futter, Habelschwerdt; Bürgermeister Dr. Goebel, Reinerz; Bürgermeister Goebel, Glatz; Syndikus Dr. Gottwald, Glatz; Frau Hoffmann, Freiwaldau; Professor Dr. Klemenz, Breslau; Professor Dr. Knötel, Breslau; Oberstudienrat Privatdozent Dr. Klapper, Breslau; Dr. Herbert Knothe, Breslau; Kantor und Lehrer i. R. Karl Krause, Mittelwalde; Direktor Lehnert, Glatz; Professor Dr. Ernst Maetschke, Breslau; Bürgermeister Nelson, Lewin; Kantor Max Nobel, Landeck; Badedirektion Kudowa; Bürgermeister Reichelt, Wünschelburg; Schulleiter Dr. Scheuer, Habelschwerdt; cand. phil. Karl Schindler, Breslau; Mittelschullehrer Sterk, Glatz

und unter Förderung durch:

Landrat Dr. Beyer, Habelschwerdt; Bürgermeister Dr. Buchmann, Mittelwalde; Bürgermeister Geisler, Habelschwerdt; Bürgermeister Machon, Bad Landeck; Landrat Dr. Peuker, Glatz; Landrat Schubert, Neurode

Mit zahlreichen Abbildungen



1927

Deutscher Kommunal-Verlag G. m. b. H., Berlin-Friedenau



Geleitwort

Im Rahmen der von mir mitgeleiteten „Zeitschrift für Kommunalwirtschaft" erschienen vor etwa zwölf Jahren Sonderhefte über Düsseldorf, Chemnitz, Posen und Dresden, die später in anderer Form unter dem Gesamttitel „Monographien deutscher Städte" fortgesetzt worden sind. Diese Monographien berücksichtigen Städte wie Berlin, Berlin-Neukölln, Berlin-Wilmersdorf, Frankfurt a. M., Kassel, Magdeburg, Darmstadt, Danzig usw. Jede Monographie behandelt die wesentliche Grundlage der Entwicklung des kommunalen Lebens, die Finanz- und Steuerverhältnisse, Einwohnerzahl und Struktur der Bevölkerung, Grundbesitz und Bodenverhältnisse, soziale und hygienische Fragen, Armenwesen, öffentliche Fürsorge, die kommunale Technik, kurz alles, was für die Betätigung der Stadtverwaltungen überhaupt in Frage kommt. Besonders hervorzuheben sind dabei diejenigen Einrichtungen und Veranstaltungen, die als neue Merksteine auf dem langen Wege der kommunalen Betätigung anzusehen sind, Maßnahmen, die besonders wertvolles und auch für andere Gemeindewesen beachtenswertes Erfahrungsmaterial bieten. Dabei sollen aber auch, natürlich nur kurz, Organisation und Ergebnisse älterer kommunaler Institute und Einrichtungen geschildert werden, damit sich ein vollständiges, abgerundetes Bild von Kommunalwirtschaft und Kommunalpolitik der betreffenden Stadt ergibt.

Nach einer Pause von acht Jahren wurde im Jahre 1923, mitten in der Inflationszeit, die Monographiearbeit fortgesetzt, da wertvolles Material zu erwarten war. Ist doch das kommunale Leben sowohl durch den Krieg als auch durch die ersten Nachkriegsjahre stark beeinflußt worden. Der alte Grundsatz, diese Darstellungen nur von durchaus erfahrenen, in der Praxis stehenden Männern schreiben zu lassen, blieb dabei erhalten. Es war zu hoffen, daß die Stadtverwaltungen, die vor dem Kriege ihre Förderung diesem Sammelwerk zuteil werden ließen, nunmehr der Fortsetzungsarbeit die gleiche Förderung nicht versagten.

So entstand die Monographie Essen, herausgegeben von Oberbürgermeister Dr. Luther (dem früheren Reichskanzler) und, um auch die kleineren Städte nicht zu vernachlässigen, die Monographie Grünberg, herausgegeben von Oberbürgermeister Finke. Unter den Einwirkungen der Inflation ist zwar die beste buchtechnische Ausgestaltung nicht durchweg gesichert gewesen. Die Verbreitung und Beachtung in den kommunalen Kreisen des In- und Auslandes war aber überaus lebhaft.

Ferner erschien im Jahre 1925 die Monographie Gleiwitz, der sich dann in schneller Folge die Werke über Görlitz, Neisse, Beuthen, Waldenburg und Glogau anschließen konnten. Soeben ist ein umfangreiches Werk erschienen, das den Sondertitel erhalten hat „Probleme der neuen Stadt Berlin".

Das vorliegende Werk ist der Grafschaft Glatz gewidmet.

Die Grafschaft Glatz ist derjenige Teil Schlesiens, der erkerartig in die Tschechoslowakei hineinragt. Ehemals souveräne Grafschaft, war sie unter den Habsburgern ein Landesverwaltungsbezirk des Kronlands Böhmen, bis sie Friedrich der Große mit Schlesien dem preußischen Staate einverleibte und ihr als „Graf von Glatz" seine landesväterliche Fürsorge angedeihen ließ. Diese Grafschaft Glatz ist ein ausgesprochener Gebirgskessel, der auch mit dem übrigen Schlesien nur durch Pässe verbunden ist. Hieraus ergab sich eine ganz

eigenartige geschichtliche wie kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung dieses deutschen Grenzlands. Für den Kenner hat hierin immer ein besonderer Reiz gelegen, und ein äußerst umfangreiches Schrifttum über die Grafschaft Glatz liegt bereits vor, das sich in unzähligen Einzelschriften mit der Grafschaft Glatz befaßt. Die vorliegende Schrift soll nun eine abgeschlossene Darstellung der gesamten Grafschaft Glatz geben, eine Darstellung der geschichtlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung ihrer Städte und größeren Gemeinden, die alle zu betrachten sind unter dem Gesichtspunkt der Eigenart des Ländchens, die sich aus dessen geographischer Lage naturnotwendig ergeben hat. Der „Grafschafter", wie sich der Bewohner der Grafschaft Glatz in zähem Festhalten an historischer Erinnerung immer noch nennt, spricht mit Stolz von seiner Bergheimat. Sein starker Wandertrieb führt viele in das weitere deutsche Vaterland, insbesondere in die Heimat der Urväter der Grafschafter, nach Franken, Thüringen und dem Meißener Lande. Aber der Grafschafter kehrt in rührender Anhänglichkeit aus der Fremde gern wieder zurück.

Tausende und Abertausende aus Deutschlands Gauen wandern heute durch die Berge der Grafschaft und finden Heilung in ihren Bädern, aber es bleibt für den Verlag doch eine lohnende Aufgabe, durch dieses vorliegende Werk eine eingehendere und tiefe Kenntnis der Eigenart und der Wesensart, insbesondere auch des wirtschaftlichen und gemeindlichen Lebens und Strebens zu vermitteln. Man wird aus dieser neuesten Schrift erkennen, nicht nur, wie schön es in der Grafschaft Glatz und in Schlesien ist, sondern auch, wie hier auf dem Boden alter deutscher Kultur in gesundem Fortschritt wacker geschafft und in zuversichtlicher Regsamkeit gearbeitet wird an der Zukunft dieses einzigartigen Ländchens.

Berlin-Friedenau, im Januar 1927.

Erwin Stein.

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Erdkundliches über die Grafschaft Glatz

Von Dr. Herbert Knothe in Breslau.

Unter Schlesiens natürlichen Landschaften besitzt die Grafschaft Glatz wie kaum eine zweite in jeder Beziehung ein stark individuelles Gepräge. Dies verdankt sie in erster Linie ihrem allseitigen natürlichen Abschluß durch hohe, meist wenig gegliederte Gebirgswälle, ferner der weiten Tallandschaft zwischen diesem Rahmen, die den nötigen Platz für die Entwicklung der Grafschafter Individualität bot, schließlich der Zusammenfassung der in sich vielfach verschiedenen Einzelglieder der ganzen Landschaft durch die Tiefenlinie des Neißetales.

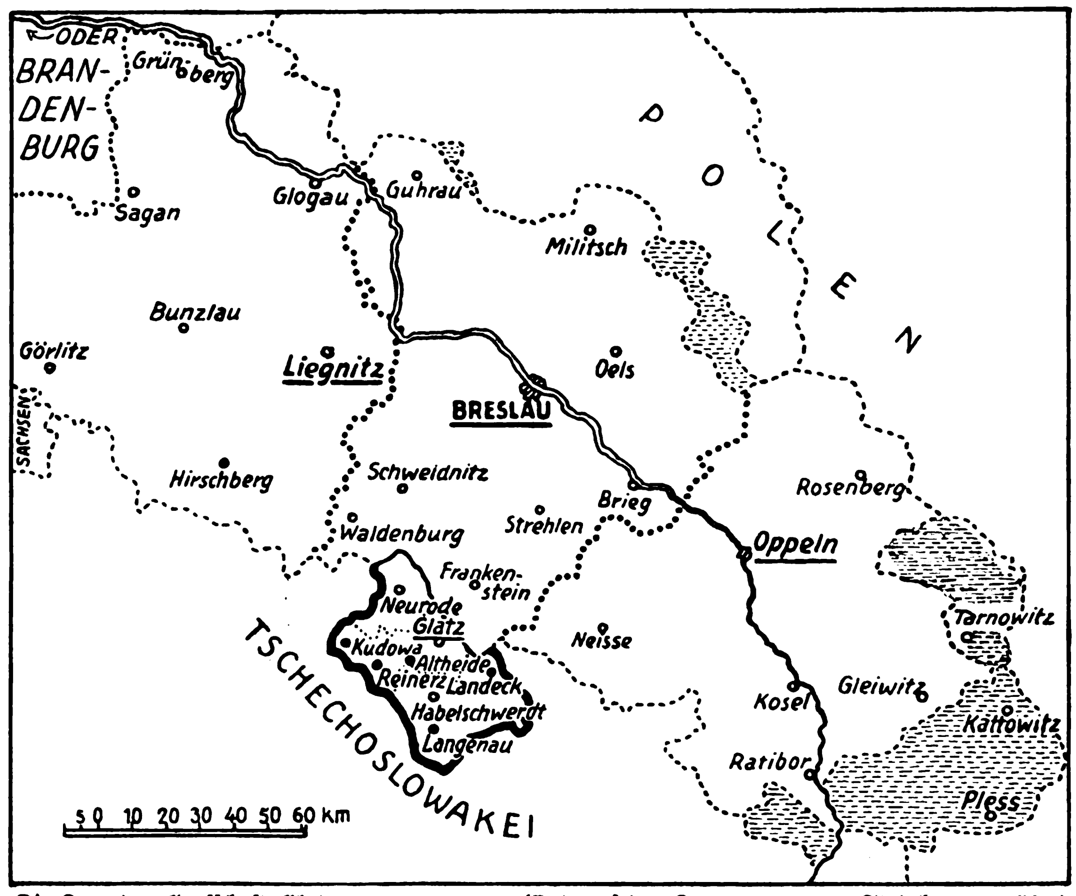
Den Rahmen der Grafschaft bildet im Südosten das Glatzer Schneegebirge, zu dem vom Neißetal, von Habelschwerdt her, die Stufe der Terrasse von Urnitz-Thanndorf (in ca. 800 m Höhe) hinaufführt. Diese Hochfläche wird von den Bächen, welche den Rand der Gebirgsmauer annagen und in rückwärts schreitender Arbeit zu zerlegen versuchen, zerschnitten, so z. B. durch die Wölfel, deren Tal und prächtiger Fall unterhalb Wölfelsgrund zeigt, wie weit an dieser Stelle die sägende Kraft des fließenden Wassers vom Tal her ins Gebirge eingedrungen ist, wie wenig und wie viel der Bach bisher vermocht hat und was ihm noch für Arbeit bleibt, bis er zu einem Lauf mit ausgeglichenem Gefälle, d. h. ohne solche starken Knicke werden kann. Das dicht bewaldete Glatzer Schneegebirge wird durch das flache Gewölbe des großen Schneeberges überragt, dessen Scheitel mit 1425 m die höchste Erhebung der Grafschaft darstellt und als das eine Wahrzeichen der Glatzer Gebirgswelt noch über die Baumgrenze hinausreicht. Nach Norden zu geht das Glatzer Schneegebirge flacher werdend in die Kühberge über, die in ihrem Verlaufe allmählich nordwestlich umbiegen und in spitzem Auskeilen sich bis unmittelbar an die Neiße heranziehen. deren rechtes Ufer sie bei Ober-Rengersdorf steil überragen. (Eichberg 505 m, Neiße ca. 310 m).

Das Glatzer Schneegebirge wird im Osten durch das Tal der Mohre, in dem die Straße von Landeck über das ehemals städtische Wilhelmsthal nach Mährisch Altstadt entlang führt, deutlich vom Bielengebirge geschieden. Dieser Gebirgsstock (ca. 1050 m, z. B. Hohe Urlich 1068 m) bildet den Südostpfeiler der Grafschaft und gehört näher zum Reichensteiner Gebirge als zum Glatzer Schneegebirge, zwischen denen er die Verbindung herstellt.

Das Tal der Landecker Biele, die das Bielengebirge im Osten und Norden umfließt, trennt dieses vom Reichensteiner Gebirge, das in der Fortsetzung des Altvaters von Südosten nach Nordwesten mit stetig abnehmender Höhenlage zieht und als Nordostgrenze des Glatzer Landes eine wirksame Scheide zwischen der Grafschaft und österreichisch Schlesien darstellt. (Formberg im Südosten 1100 m; im Nordwesten, etwa bei Heinrichswalde, ca. 500—600 m.) Nur eine größere Straße, die aus dem Bieletal von Landeck her kommt und den Paß von Krautenwalde benutzt, überquert diesen trennenden Gebirgszug, der bis zur Einsattelung von Neudeck—Heinrichswalde (450—400 m), bis zum Beginn des Warthaer Gebirges, reicht. In dieses vielfach gratartig und steilkuppig ausgestaltete Warthaer Gebirge fällt das Hauptausgangstor der Grafschaft nach Schlesien: der



Neißedurchbruch bei dem Wallfahrtsort Wartha, der tief in das Grauwackengebirge (Neißespiegel 257 m, Warthaberg 583 m) eingeschnitten ist und neben dem Fluß gerade noch der Straße und nicht immer der Eisenbahn Raum zum Durchgang frei gibt. Das Warthaer Gebirge endet im Paß von Silberberg. Der sich anschließend daran erhebende starre Klotz des



Die Lage der Grafschaft Glatz (Entwurf des Lageplanes vom Stadtbauamt Glatz)

Eulengebirges (Hohe Eule 1014 m) übernimmt die Fortführung der Nordostgrenze des Glatzer Landes.

Wenden wir uns dem südwestlichen Rahmen der Grafschaft zu, so sehen wir auch hier vom Neißetal aus lange, bewaldete Gebirgszüge das Land begrenzen. Aber der Verlauf der Gebietsgrenze ist hier nicht mehr in dem Maße an natürliche Scheiden gebunden wie im Osten. Auch die Gebirge selber weisen in ihrem Formenschatz andere Merkmale auf als der Ostrand der Grafschaft. Haben wir dort hohe flache Gewölbe und Scheitel oder auch steiler geböschte Kuppen, so finden wir im Westen mehr gradlinige, plattige Formen. Die begrenzenden Gebirge liegen hier in mehreren Zügen parallel hintereinander, in der Höhenlage gestaffelt, so daß sie gewissermaßen eine Gebirgstreppe bilden, die aus dem Neißetal emporsteigt. So kehrt als erster der Lomnitzkamm (Gr. Kapuzinerplatte 896 m) der Neiße

seine steile Seite zu, während er oben auf der Höhe flacher und flächiger sich nach Südwesten neigt, bis der neue Steilrand des Habelschwerdter Gebirges (Heidelberg 977 m), das weiter nach Süden reicht, eine Stufe höher führt. Auch diese ist wieder flacher nach Südwesten geneigt und führt zum Tal der Wilden Adler oder Erlitz (bei Kaiserswalde ca. 700 m, bei Freiwalde ca. 540 m) hinab, das die politische Grenze trägt. Jenseits geht es in neuer und höherer Stufe auf den böhmischen Kamm oder das Adlergebirge hinauf (Deschneyer Koppe 1141 m), das auch wieder weiter nach Südosten reicht als das ihm nordöstlich vorgelagerte Habelschwerdter Gebirge.

Nördlich des Tales der Reinerzer Weistritz wird der Steilabfall des Lomnitzkammes von dem nördlichen Steilrand der Heuscheuer fortgeführt, die in sehr markanten Stufen nach Wünschelburg absteigt und als das zweite Wahrzeichen des Glatzer Gebirges gilt. (Gr. Heuscheuer 919 m).

Die Südwand der Heuscheuertafel fällt nach dem Lewiner Ländchen ab, das innerhalb des Glatzer Landes eine Sonderstellung einnimmt. Die politische Nordwestgrenze der Grafschaft steht nämlich nicht mehr in einem harmonischen Verhältnis zu der von ihr umschlossenen Landschaft, wie dies in den andern Grenzstücken der Fall ist, sondern zerschneidet ebenso natürliche Verbände, wie sie fremde Elemente hineinbezieht. Das Lewiner Ländchen wird darum auch bezeichnenderweise der „böhmische Winkel" genannt. Jenseits des Hummelschlosses, also jenseits des Passes, der von Reinerz nach Lewin und weiter nach Nachod führt, beginnt eine neue Landschaft, die in gewisser Weise eine Miniaturausgabe der Grafschaft darstellt, bekannte Formen aufweist, die aber infolge ihrer geringeren Ausmaße und ihrer Häufung auf kleinerem Raum einen anderen, schneller wechselnden Rhythmus zeigen. Dazu kommt die natürliche Öffnung des Landes nach Westen und das Hinüberspielen der fremdstämmigen und fremdsprachigen Bevölkerung.

Nördlich der Heuscheuer, die ihre natürliche Fortsetzung im Böhmischen, im Falkengebirge bis Weckelsdorf und darüber hinaus findet, trennt die politische Grenze das „Braunauer Ländchen", das in Hinsicht auf Landschaft und Mensch der Wünschelburger Gegend gleicht, von der Grafschaft ab und weist es der Tschechoslowakei zu.

Von den eben gezeichneten Grenzen und Randgebirgen umgeben, liegt nun in der Mitte das tiefere Senkungsfeld der Glatzer Neiße (400—500 m) und ihrer Nebentäler, ein weites großes Talgebiet, in dessen allseitiger Abgeschlossenheit sich der Glatzer mit seiner Siedlung, Wirtschaft und Kultur entwickeln konnte. Das Neißetal stellt einen weiten, teils flachwelligen, teils ebenen und terrassierten Talboden dar, in dem das Waldkleid dem offenen Feld, dem Acker und der Wiese, gewichen ist. Eine gewisse Gliederung läßt sich auch hier noch erkennen. Die Einteilung der Grafschaft in die Kreise Glatz, Habelschwerdt und Neurode trägt den natürlichen Verhältnissen Rechnung. So kammert der vorhin erwähnte Nordwestvorsprung der Kühberge bis an die Neißeniederung bei Rengersdorf das obere Neißetal mit Habelschwerdt als Mittelpunkt von dem nördlich davon gelegenen Glatzer Kreise ab, während Neurode in seiner Übergangsstellung vom Waldenburger Bergland und in seiner Mischung von Ackerbau- und Industrielandschaft zwischen Heuscheuer und Eulengebirge einen besonderen Bezirk darstellt.

Betrachten wir nunmehr noch kurz den geologischen Aufbau der Grafschaft, der für ihre Oberflächengestaltung verantwortlich zu machen ist, so sehen wir, daß das Glatzer



Land an einer bemerkenswerten Stelle im Aufbau der schlesischen Gebirge gelegen ist. Es geht nämlich durch sie die sogenannte „schlesische Nordsüdzone" hindurch, welche die Westsudeten von den Ostsudeten trennt. Südlich der Südspitze der Grafschaft, bei Schildberg in Mähren, besteht noch eine schmale Verbindung zwischen West- und Ostsudeten. Von dort gehen die Streichrichtungen der Gebirge nach Nordwesten und Nordosten auseinander.

In der Grafschaft gehören Glatzer Schneegebirge, Bielengebirge und Reichensteiner Gebirge zu den Ostsudeten. Gneise und Glimmerschiefer bilden die hohen, flachen, waldbestandenen Gewölbe, in die alte, relativ ausgeglichene Täler, deren Richtung meist durch die Streichrichtung der Gesteine bedingt wird, eingesenkt sind. Öfter sind kristalline Kalke, die an vielen Stellen in Brüchen zur Gewinnung von Marmor oder Kalk abgebaut werden, eingestreut, z. B. Seitenberg. Auch die Flanken der Kühberge an ihrem Nordwestende zeigen weite Striche kristallinen Kalkes.

Folgen wir der Gebirgsumrahmung der Grafschaft weiter nach Nordwesten, so erreichen wir am Ende des Reichensteiner Gebirges schon ein Glied der schlesischen Nordsüdzone, das topographisch noch zum eben genannten Gebirgszuge gerechnet wird: den Syenitzug von Glatz—Reichenstein. Er besteht aus einem granitähnlichen, vulkanischen Tiefengestein, das die Senke von Neudeck-Heinrichswalde bedingt, da es leichter als die Gneise und Glimmerschiefer des südlich anschließenden Reichensteiner Gebirge verwittert. Der Lagerung und Streichrichtung nach bildet dieser Syenitzug einen sichelförmigen Bogen, der nach Nordwesten offen, südlich Glatz beginnt und bis westlich Reichenstein reicht. Mit ihm hängen im Norden die Arsengolderzlagerstätte von Reichenstein, im Süden die Landecker Quellen eng zusammen.

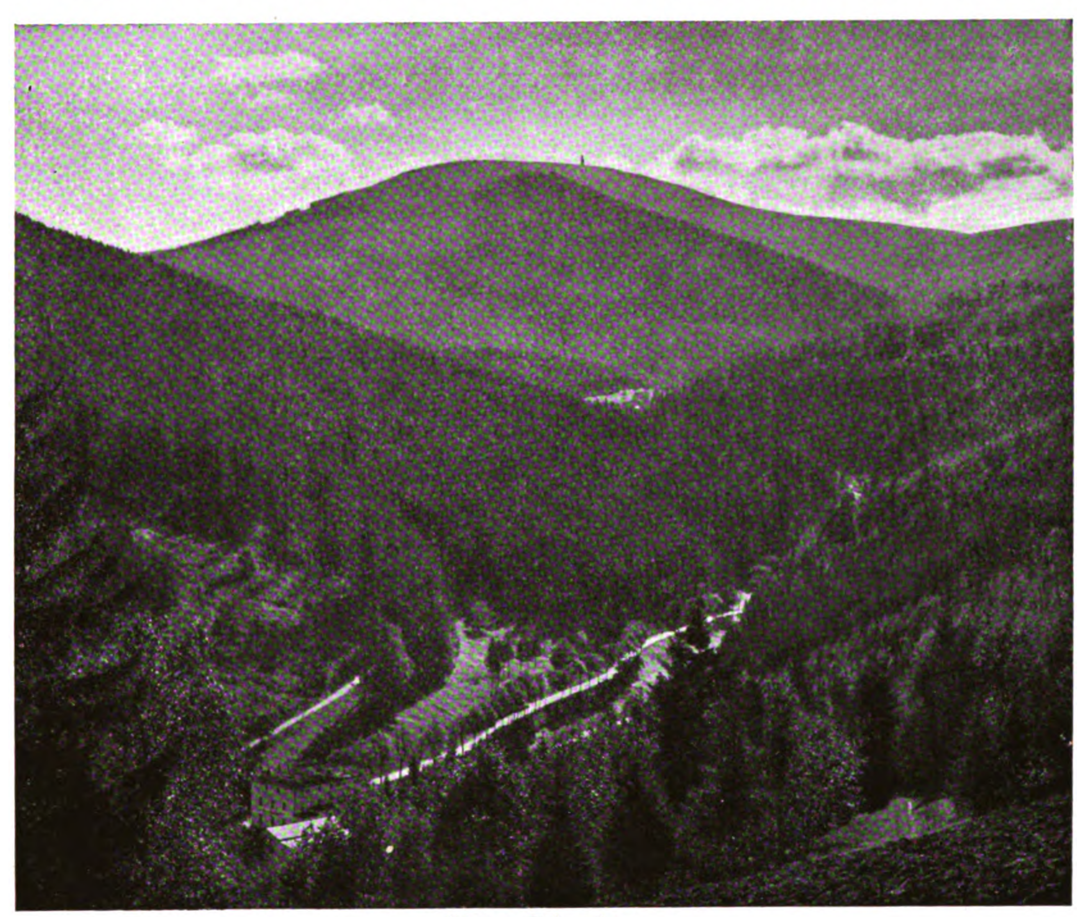
Das sich weiter nach Nordwesten zu anschließende Warthaer Gebirge besteht aus Grauwacken und Schiefern, die in unruhigem Wechsel ihrer Schicht- und Streichlinien und in demensprechend unruhiger Oberflächengestaltung die Lücke zwischen dem Reichensteiner Gebirge und der Eule schließen. Das Gneismassiv des Eulengebirges ragt in ruhiger Einförmigkeit, vielleicht als das älteste Stück im Gebirgsbau Schlesiens, hoch auf und gehört bereits zu den Westsudeten.

Der Abschluß, den die Gebirge dem Glatzer Lande auch nach Nordosten zu, also Schlesien gegenüber, geben, wird noch betont durch den Sudetenrandbruch, der wie ein langer glatter Schnitt rücksichtslos durch die einzelnen Glieder der Sudeten hindurchgeht, und das abgesunkene Vorland an einer Gebirgsmauer endigen läßt, hinter der dann, wieder tiefer gelegen, die Grafschaft liegt.

Auch in geologischer Hinsicht breitet sich südlich der Eule ein Senkungsgebiet aus: die innersudetische Mulde, an deren Flanken zunächst die Steinkohlen führenden Karbonschichten zutage treten und die Entwicklung einer Industrielandschaft bedingen: so innerhalb der Grafschaft im Gebiet von Neurode (weiter nordwestlich im Waldenburger Gebiet und — schon im Böhmischen liegend, aber noch zu dem inzwischen umgebogenen bezw. jenseits wieder auftauchendem Muldenrand derselben innersudetischen Mulde gehörig — in der Gegend von Schatzlar-Schwadowitz).

Über den Karbonschichten, also gewissermaßen die nächst innere Schale der innersudetischen Mulde bildend, finden wir in breiter Entwicklung das Rotliegende, das in der Grafschaft zumeist in den Kreis Neurode fällt, wo es am Nordrand der Mulde zutage tritt

und weit an den rot leuchtenden Ackerfluren bis hin an den Rand des Heuscheuergebirges erkennbar ist. Meist ist das Rotliegende als Sandstein entwickelt, streckenweise jedoch wird diese sedimentäre Ausbildung durch eine vulkanische abgelöst. Dann bilden Porphyre und Melaphyre steile, bewaldete Höhenzüge, so z. B. die nordwestlich streichenden Bergzüge von



Glatzer Schneeberg

Neurode, südlich Mittelsteine, und der Melaphyr- und Porphyrzug, auf dem östlich Braunau die politische Grenze verläuft. — Auch im Lewiner Ländchen hat die Grafschaft noch Anteil an einem Stück Rotliegenden.

Über dem Rotliegenden liegt im Innersten der Mulde dann die Kreide, die in wechselnder Ausbildung weite Teile der inneren Grafschaft einnimmt. Zwischen Neurode und Lewiner Gebiet ist aus ihr das Heuscheuergebirge aufgebaut, das, geologisch gesprochen, hier an der tiefsten Stelle der innersudetischen Mulde liegt, während in der Oberflächengestaltung der Heuscheuertafel ihre Umgebung mit 919 m weit überragt. Entsprechend der wechselnden Übereinanderfolge von hartem Sandstein und weichen mergligen Schichten in flacher Lagerung zeigt die Heuscheuer einen treppenförmigen Aufbau. Die obersten Quadersandsteinbänke bilden fast senkrecht stehende, steil zerklüftete und oft zu wunder-

lichen Gestalten verwitterte Wände, die zu der darunter liegenden Plänerplatte abfallen, auf der südlich der Heuscheuer Gr. Carlsberg liegt. Infolge der tonig-mergligen Zusammensetzung des Pläners wechselt mit dem Übergang vom Sandstein in den Pläner sofort das Gefällsverhältnis. Die Neigungen werden flacher und gehen erst wieder da zu steilen Abstürzen über, wo unter dem Pläner erneut ein unterer Quadersandstein hervortritt. Am markantesten zeigt das Profil der Wünschelburger Lehne diese Aufbauverhältnisse.

Südöstlich von der Heuscheuer geht die Kreidefüllung der Innersudetischen Mulde in den nach Süden umbiegenden Neißegraben über. Er gehört wieder zur schlesischen „Nordsüdzone", und ist zwischen dem Glatzer Schneegebirge und den drei Staffeln der Südwestgrenze des Glatzer Landes eingesenkt. Der Neißegraben ist insofern unsymmetrisch gebaut, als die Schichten seines Ostrandes steil aufgebogen, teilweise überkippt, an das kristalline Schneegebirge grenzen, während der Westrand flachere Winkel zeigt. Die drei westlich des Neißegrabens gelegenen Stufen des Lomnitzkammes, des Habelschwerdter und des Adlergebirges bestehen wieder aus kristallinem Gestein, aus Gneisen und Glimmerschiefern; sie gehören zu den Westsudeten. Vom Adlergebirge aus steigen sie, wie wir bereits sahen, in drei Staffeln zum Neißegraben herab. Durch die schon erwähnte rückwärtige Kippung der einzelnen Stufen sind auf deren westlicher Innenseite Reste der Kreidedecke erhalten, die vor Einbruch des Neißegrabens auch weiter nach Westen gereicht hat, während an den östlichen Stufenkanten die kristalline Unterlage durch die Verwitterung von der ehemaligen Kreidebedeckung entblößt zum Vorschein kommt. Mit den Spalten und Verwerfungen, die den westlichen Gebirgsrand der Grafschaft zerlegt haben, gehören wieder die Quellen der westlichen Glatzer Bäder von Langenau bis Kudowa eng zusammen.

Sehr verwickelt ist der Aufbau des Lewiner Ländchens, das einen kleinen speziellen Kreidegraben darstellt, umrahmt von Rotliegendem, dessen geologische Stellung zwischen innersudetischer Mulde und der nordböhmischen Rotliegendtafel noch nicht klar zu übersehen ist. Außerdem sind hier zwischen das Rotliegende und das kristalline Nordwestende des Adlergebirges jüngere Granite eingeschaltet.

Zu den Bausteinen aus älteren Perioden kommt dann noch der Beitrag des Diluviums zur Ausgestaltung der Glatzer Landschaft. In den größeren Tälern, vor allem im Neißetal zeugen die Terrassen von der aufschotternden Tätigkeit der Flüsse während des Diluviums. Später hat sich die Neiße in diese Terrassen wieder eingeschnitten und sie als hochgelegene Fläche, die gern als Träger von Siedlungen vom Menschen benutzt wurde, stehen gelassen. Im Norden der Stadt Glatz ist dann im Diluvium auch noch das nordische Inlandeis, das während seiner größten Ausdehnung in Schlesien bis an den Sudetenrand reichte, mit einer Eiszunge durch den Warthaer Durchbruch in die Grafschaft eingedrungen und hat hier seine lehmige Grundmoräne abgelagert.

Oberflächengestaltung und innerer Aufbau der Glatzer Gebirge stellen also in ihrer Vereinigung um das Senkungsfeld des Neißegrabens die natürlichen Gegebenheiten eines Gebietes dar, das sich innerhalb der Landschaften Schlesiens zu einer stark ausgeprägten Sonderstellung entwickeln konnte. Dank der Abgeschlossenheit des Landes hat auch der Mensch, der es besiedelte, sein eigenes Gepräge erhalten. Von ihm, seiner Geschichte und seinem Volkstum, seinen Siedlungen und seiner Wirtschaft sollen die folgenden Abschnitte Näheres berichten.



Geschichtliche Entwicklung der Grafschaft Glatz

Von Professor Dr. Ernst Maetschke in Breslau.

Wer heute durch das schöne Glatzer Land wandert, dem kommt es kaum zum Bewußtsein, daß alles, was er da sieht, nur durch deutschen Fleiß und deutsche Arbeit entstanden ist, denn die Natur hat das Land nur wenig begünstigt. Rauh ist das Klima infolge der absoluten Höhenlage, und auch die Verwitterungskrume der Gesteine verspricht dem Landmann keine großen Erträge; das gilt ebenso von den hohen Rändern des Landes, dem krystallinischen Eulen-, Reichensteiner-, Adlergebirge, und dem Glatzer Schneeberg-Massiv, Gebirgen, die schon wegen der Steilheit der Hänge zum Ackerbau wenig geeignet sind, es gilt aber ebenso für das zwischen ihnen gelegene von der Neiße durchflossene Gebiet, wie für das zwischen Weistritz und Steine gelegene Heuscheuergebirge, wo die Kreideformation dem Anbau wenig günstig ist. So bleiben denn nur die Diluvialebene westlich und nordwestlich von Glatz, die sich weiter nach Nordwesten anschließende Dyas des Neuroder Gebiets und das schon jenseits der Gebirgsumrandung liegende Lewiner Ländchen übrig, die bessere Erträge liefern. Reich aber ist das Land an idealen Werten, an mineralischen Quellen, die dem Kranken Genesung wiedergeben, reich an Schönheiten, die den Naturfreund entzücken, und es beherbergt einen Volksschlag, der sich selbst in der modernen, alles nivellierenden Zeit seine Eigenart erhalten hat im Gegensatz zu andern schlesischen Landschaftseinheiten: seine Frömmigkeit, seine Biederkeit, seinen Fleiß, seinen starken Heimatssinn. Wie gerade der Grafschafter sich seine Eigenart erhalten hat, wird uns am besten ein kurzer Blick auf die natürlichen Bedingtheiten und die Geschichte seiner Heimat verständlich machen.

Je abgeschlossener ein Land ist, um so stärker kann sich seine Eigenart entfalten. Da nun die Grafschaft Glatz, eingekeilt zwischen die böhmische Feste und den Südostzipfel der Norddeutschen Tiefebene mit ihren hohen Randgebirgen in Mitteleuropa nicht ihresgleichen hat, wird ihre Geschichte sich selbständiger entwickelt, werden ihre Söhne ihre Wesensart besser behauptet haben, als die Bewohner der leichter zugänglichen Nachbargebiete.

Freilich ist das Land bei einer Größe von nur 1636 Quadratkilometer nie Subjekt, sondern immer nur Objekt in der Politik gewesen. Wohl ist ihm, wie jedem selbständigen geographischen Individuum, durch die Natur ein bestimmtes Schicksal vorgeschrieben, aber es hat Jahrhunderte gebraucht, bis sich dieses Schicksal erfüllte. Geographisch gehört die Grafschaft Glatz nämlich unzweifelhaft zur Norddeutschen Tiefebene, dorthin entwässert das Flußsystem der Neiße, ihr Durchbruchstal bei Wartha mit nur 280 m Meereshöhe ist zugleich der tiefste Einschnitt in die hohen Randgebirge, die das Land umwallen. Aber trotzdem gehört das Gebiet, als uns sein Hauptort Glatz zum ersten Mal in der Geschichte im Jahre 981 entgegentritt, zu Böhmen. Der Grund dafür lag darin, daß das Land trotz seiner Unzugänglichkeit und Rauheit als Durchgangsland von Böhmen nach Schlesien wertvoll war. Da es nun in Böhmen eher zur Bildung eines einheitlichen Staates durch die



Tschechen mit Hilfe der deutschen Kultur kam, als in der Norddeutschen Tiefebene, so nahmen die Tschechen dieses wertvolle Verkehrsgebiet gewissermaßen als Außenfestung in Besitz. Wohl jetzt erst entstanden die sogenannten böhmischen Dörfer in der Glatzer Diluvialebene als Hörigendörfer mit der Glatzer Burg als wirtschaftlichem Mittelpunkt, während an den Wegen in den Flußtälern einige slawische Siedlungen vielleicht schon vorher vorhanden waren.

In derselben Zeit begann auch jene große germanische Rückwanderung, die schließlich das Kolonialland Ostelbien dem Deutschtum wiedergewann. Etappenförmig, aber zunächst wohl vereinzelt, drangen die Siedler über die Saale, Elbe, Spree nach dem Flußgebiet der Oder vor. Ins Glatzer Land werden die ersten nicht viel vor 1200 eingewandert sein; ob sie damals germanische Ureinwohner hier antrafen, ist heute kaum noch feststellbar. Nach 1200 wuchs die Zahl der deutschen Ansiedler, um in einer massenhaften Einwanderung im 13. Jahrhundert schließlich ihren Höhepunkt zu finden. Jedes Stück Land mußte in schwerer Arbeit den Urwäldern, die abseits von den Saumpfaden das Land erfüllten, erst abgerungen werden, aber dadurch, daß die deutschen Siedler diesen Boden urbar machten, erwarben sie sich auch ein unveräußerliches Recht auf ihn. Da sie als freie Leute ins Land kamen, versagte das slawische auf die Hörigkeit der Bauern aufgebaute Recht, so mußten neue Rechtsformen geschaffen werden, und der Urkundenbeweis gewann an Bedeutung. In jedem der bedeutenderen Seitentäler oder an Paßstraßen entstand als wirtschaftlicher Mittelpunkt für die umliegenden Dörfer ein Markt, im Bieletal Landeck, im Weistritztal Reinerz, am Weg von Braunau nach Glatz an der Posna Wünschelburg, zuletzt im Walditztal Neurode. Im oberen Neißetal entstanden sogar noch zwei andre Marktorte, Mittelwalde und Habelschwerdt, vielleicht in einem gewissen Gegensatze zur Landeshauptstadt Glatz, da dieser südliche Teil, wie uns noch heute die obergläzische Mundart verrät, wohl von dem südlich angrenzenden Mähren aus besiedelt wurde.

Die Herkunft der deutschen Einwanderer können wir zur Zeit noch nicht mit Sicherheit feststellen. Wohl wissen wir, daß der Adel vorwiegend aus der Mark Meißen und der Lausitz stammte, doch erscheint es zweifelhaft, ob er unmittelbar von dort einwanderte, wahrscheinlich ist es, daß er aus seiner Heimat zunächst nach Schlesien und von da erst, vielleicht in einer jüngeren Generation, nach dem Glatzer Lande zog. Für eine Einwanderung der Bürger und Bauern aus der Lausitz spricht vor allem die Ähnlichkeit der Rechtsverhältnisse beider Gebiete im 14. Jahrhundert. Die Eindeutschung des Landes erscheint um 1400 im allgemeinen abgeschlossen. Deutsch ist die Gerichtssprache des Adels, der Bürger, der Bauern, die Slawen in der Stadt Glatz sind in die Gemeinde aufgenommen, und der „Böhme Blahut" richtet im Schöffengericht gemeinsam mit seinen deutschen Amtsbrüdern. Auch die böhmischen Dörfer um Glatz finden wir zu deutschem Recht umgelegt. Diese schnelle Eindeutschung verdankt das Land vor allem seinen innigen kulturellen Beziehungen mit dem schlesischen Tiefland. Wir sehen, die natürlichen geographischen Bedingungen fangen an wirksam zu werden. Aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts können wir von etwa zwei Drittel der Glatzer Geistlichkeit mit fast statistischer Sicherheit feststellen, woher sie stammt. Von diesen 64 % waren 24 % Landeskinder, 24 % kamen aus Schlesien, dem Bistum Breslau nur 13 % aus Böhmen, wobei schon die mitgerechnet werden, die aus den Nachbarorten Braunau, Politz, Nachod kamen. Ähnlich sind die Verhältnisse beim Adel, bei den Bürgern:



der Zuzug von Böhmen erscheint viel schwächer als der von Schlesien. Gefördert wurde die innerliche Lostrennung von Böhmen noch dadurch, daß die Könige das Land, offenbar weil sie es eben als ein Außengebiet ansahen, häufig verpfändeten und verlehnten. Vom Todesjahr König Ottokars II. im Jahre 1278 bis zum Beginn der Hussitenkriege war das Land rund die Hälfte der Zeit nicht unter der unmittelbaren Herrschaft des Königs, ja als es 1534 der Habsburger Ferdinand I. einlöste, war es vom Jahre 1278 an gerechnet zwei Drittel der Zeit in fremdem Pfand- oder Lehnbesitz gewesen.

Wir verstehen nun, daß die religiös-nationale Bewegung des Hussitismus in dem Lande keinen Widerhall fand, selbst dann nicht, als die Söhne des Königs Georg Podiebrad, der das Land 1454 gekauft und fünf Jahre später zur Grafschaft erhoben hatte, in Glatz residierten, obwohl sie gegenüber dem einheimischen deutschen Lehnsadel das Heimfallsrecht rücksichtslos anwendeten und mit den erledigten Lehen ihre Anhänger bedachten. Daß dieser passive Widerstand gegen die hussitische Lehre mehr nationaler als religiöser Natur war, zeigt uns die schnelle Ausbreitung der Reformation in der Grafschaft. Schon 1524 fand die lutherische Lehre und darauf die der Schwenckfelder Eingang, denen aber durch Wiedertäufer, Kommunisten und Polygamisten in den folgenden Jahrzehnten Abbruch getan wurde.

So wäre das Land vielleicht in der Folgezeit ein Tummelplatz der verschiedenen Sekten geworden, wenn nicht Ferdinand I., der 1526 König von Böhmen geworden war, die Zügel zunächst auf religiösem Gebiet bald straffer angezogen und 1548 nach dem Schmalkaldener Kriege die falschen Lehren verboten hätte, so daß zahlreiche Sektierer das Land verließen. Für die absolutistisch und zentralistisch gerichtete Zeit war aber auch die Grafschaft durch die lange Entfremdung in politischer Beziehung zu selbständig geworden, und so zog er sie denn wieder näher an Böhmen heran, indem er u. a. den Rechtszug der Glatzer Bürger nach Magdeburg aufhob und Prag als Oberhof einsetzte. Nun wirkte eine neue Verpfändung an Herzog Ernst von Baiern nicht mehr so stark dezentralistisch wie früher, zumal dieser, ein eifriger Katholik und Erzbischof von Salzburg, bald nach dem Augsburger Religionsfrieden die Gegenreformation durchführte; 1595 zogen die Jesuiten trotz des Widerspruchs der Stände ins Augustinerkloster in Glatz ein, das sie nur nach dem Prager Fenstersturz für kurze Zeit verlassen mußten, um nach der Schlacht am Weißen Berge wieder zurückzukehren. Das über die Glatzer Stände wegen ihres Anschlusses an den Winterkönig 1625 verhängte Strafgericht führte zur Vertreibung der meisten altangesessenen, vorwiegend protestantischen, Adelsgeschlechter und zur Aufhebung der Privilegien des Adels, des Bürger- und ländlichen Richterstandes; zum Glück währte dieser Zustand nicht allzu lange, da der neue Inhaber des Landes, Ferdinand, der Sohn Kaiser Ferdinands III., es 1650 von seinem Vater erreichte, daß wenigstens Adel und Städten die Privilegien wiedergegeben wurden, nur die Richter erhielten die Landstandschaft nicht wieder. Inzwischen hatte das Land durch den Dreißigjährigen Krieg, besonders in seiner zweiten Hälfte, schwer gelitten, und auch nach dem Kriege waren die Steuern der Bauern so hoch, ihre Abgaben an die neuen Grundherren so drückend, daß sie sich gegen sie am Anfang der 80er Jahre erhoben. Erst nach Niederwerfung des Aufstandes und Beseitigung der schlimmsten Mißstände erholte sich das Land wieder allmählich, ja es setzte eine wenn auch bescheidene neue Kolonisation ein, die besonders der Umgebung von Reinerz und Wünschelburg zugute kam.



Diesen Aufschwung bedrohten die Schlesischen Kriege. 1741 fiel die Grafschaft bis auf die Hauptstadt, Anfang des folgenden Jahres auch diese, in die Hände der Preußen. Bei den Friedensverhandlungen in Breslau gelang es dann Friedrich II., dank der Geschicklichkeit und Festigkeit seines Ministers, des Grafen Podewils, die Abtretung der Grafschaft Glatz, die er vorher schon von dem zum König von Böhmen gekrönten Karl Albert von Baiern für 400 000 Taler gekauft hatte, mit voller Souveränität und Unabhängigkeit von der Krone Böhmen von Maria Theresia zu erlangen, nur mußte sich der König verpflichten, die katholische Religion auf dem übernommenen Zustande zu belassen. Nun endlich hatten sich die natürlichen geographischen Bedingungen durchgesetzt, und die Grafschaft wurde ein Teil des norddeutschen Tieflandsstaates. Daraus erklärt sich auch die verhältnismäßig schnelle Eingliederung des Landes in den viel straffer organisierten preußischen Staat, der den Glatzern gar manche Rechte nahm, aber auch anders für ihr Wohlergehen sorgte, als Böhmen. So wird die Aufhebung der Ratswahl in den Städten durch die Bürger, die Unterstellung der Gerichte unter das Oberamtsgericht in Breslau, der Steuersachen unter die Kriegs- und Domänenkammer, ein neuer Kataster, die Umwandlung der Landakzise in eine Grundsteuer, die Einführung des Servises in den Städten manche Unzufriedenheit hervorgerufen haben; besonders schwer empfand die Bevölkerung das harte Regiment des Generals Fouqué und die strenge Durchführung des päpstlichen Breves bezüglich der Beschränkung der Feiertage. Trotzdem waren die Sympathien für Österreich im Siebenjährigen Kriege schon schwächer als im 2. Schlesischen Kriege, bis Laudon 1760 die Grafschaft dauernd besetzte. Dies wäre für ihre Zugehörigkeit zu Preußen beinahe verhängnisvoll geworden, da Maria Theresia sie behalten oder nur gegen Entschädigung wieder herausgeben wollte. Doch gelang es schließlich der Festigkeit Friedrichs II., sie wieder zurückzuerhalten.

Das bis auf 45 000 Einwohner durch den Krieg entvölkerte Land wurde nun das besondere Betätigungsfeld für Friedrichs Peuplierungspolitik. Durch Förderung der Leinenindustrie am Westabhange des Eulengebirges, durch Begünstigung anderer Fabrikationszweige, durch Anlage neuer Kolonien förderte er das Land ebenso wie durch die Umwandlung der ungemessenen Dienste der Bauern in gemessene. So vermehrte sich die Bevölkerung schnell, und als die Bauernbefreiung den Bauern die Freiheit, die Städteordnung den Städten die Selbstverwaltung wiedergab, hatte sich die Einwohnerzahl schon mehr als verdoppelt. Damals zeigte sich auch, daß das Land in Preußen hineingewachsen war, denn ohne die Teilnahme der Bevölkerung wäre es dem Graf Götzen nicht möglich gewesen, die Grafschaft über den Tilsiter Frieden hinaus gegen die Franzosen zu verteidigen. Das weitere Wachstum der Bevölkerung zeigt uns am besten die Errichtung des Kreises Habelschwerdt 1818 und des Kreises Neurode 1855; die Zahl der Einwohner hatte sich seit 1800 fast verdreifacht, und zwar war es wieder der nördliche Teil, in dem die Neuroder Kohlenindustrie und die Eisengewinnung in Köpprich die Verdichtung der Bevölkerung beschleunigte, während in dem Hauptteil des Landes die Industrie nur langsam Eingang fand, ja die Landflucht in neuerer Zeit eine Zunahme der Bevölkerung in dem gleichen Tempo verhinderte.

Zur Grafschaft Glatz gehört heute noch ein kleines Gebiet im Westen, das schon jenseits der hohen Gebirgsumwallung gelegen ist: das „Lewiner Ländchen" und der „Böhmische Winkel". Abgetrennt von der übrigen Grafschaft durch den Ratschenberg, steht

es mit ihr nur durch eine Straße, die bis 631 m ansteigt, in Verbindung. So erklärt es sich, daß in diesem Gebiet sich die Slawen länger erhalten haben. Wohl ist das „Lewiner Ländchen" schon lange eingedeutscht, aber im „Böhmischen Winkel" wohnen heute noch zum Teil Slawen, die eine freilich von dem benachbarten Nachoder und Politzer Bezirk stark abweichende tschechische Mundart sprechen. Wie innig auch sie mit dem Deutschtum verwachsen sind, zeigte sich schlagend nach dem Weltkriege. Als die „Tschechen", so nennen die Bewohner des „Böhmischen Winkels" ihre Nachbaren im Politzer und Nachoder Gebiet, im Jahre 1918 ihre begehrlichen Augen auf die ganze Grafschaft, zum mindesten aber auf diesen „Böhmischen Winkel" richteten, lehnten dessen Bewohner die Verbindung mit der neuen Tschecho-slowakischen Republik energisch ab, weil sie sich auf Gedeih und Verderb mit Preußen, mit Deutschland verbunden fühlten.



Die Verkehrsverhältnisse in der Grafschaft Glatz

Von Sanitätsrat Dr. Paul Futter in Habelschwerdt.

Jedem, der eine Landkarte Mittel-Europas betrachtet, auf der nur die staatlichen Grenzen eingezeichnet sind, muß der Vorsprung in Form eines länglichen Vierecks in die Augen fallen, der an der Westgrenze Schlesiens ins Böhmerland hineinragt. Der Unkundige kann des Glaubens werden, daß es sich hier um einen eigenartigen Spaß des Zufalls handelt oder auch um die schnurrige Laune eines sieghaften Herrschers. — Nimmt man jedoch eine Landkarte Mittel-Europas zur Hand, auf der Gebirgszüge und Flußläufe genau herausgehoben sind, dann wird man sofort bemerken, daß jene vorspringende Grenze durchaus nicht so willkürlich gezogen ist, wie es auf den ersten Blick scheint, sondern daß sich diese eng an Gebirgszüge anschließen. Es ist die Grafschaft Glatz. Während der übrige Teil der Sudeten in der Hauptsache aus einer einzigen Kette besteht, spaltet sich hier das Gebirge in zwei in einem Abstand von beiläufig 30 km neben einander laufende Züge, die durch zwei quer gelagerte Gebirgswälle an beiden Enden verriegelt werden. So hat die Erde im Laufe ihrer langen Entwicklung diese auffallende Grenzbildung gewissermaßen vorgebaut.

Man vergleicht diesen eigenartigen Vorsprung poetisch mit einem Vorgarten, einem Balkon, einer Veranda oder einem Erker, militärisch mit einer Bastion und sportlich mit einem Sprungbrett — und alle Vergleiche treffen mehr oder weniger zu. In verkehrspolitischer Hinsicht kann man aber die Grafschaft mit demselben Recht als eine von der Natur geschaffene Schleuse oder als ein Ausfalltor bezeichnen. Schon in alten Zeiten diente diese Landschaft als Pforte jenes Verkehrs, der sich zwischen dem alten Böhmen und Polen entwickelte. Zwischen diesen beiden Staaten zog sich als Schutzwehr, den Sudeten folgend, der fast undurchdringliche, viele Meilen breite Grenzwald hin. Durch ihn führten nur wenige durch befestigte Anlagen gesicherte Saumpfade. Ob nun Glatz von den Böhmen als solche Schutzwehr erst gegründet oder ob der von zurückgebliebenen Markomannen- bezw. Silinger-Resten besiedelte Flecken von jenen nur zur „Pfahlburg" ausgebaut wurde, — das zu entscheiden muß berufenen Geschichtsschreibern überlassen werden, die ja über diese Frage schon genug in Streit geraten sind. Das Vorhandensein dieser Ansiedlung schon am Ende des ersten Jahrtausends n. Chr. ist jedoch auf alle Fälle ein Beweis dafür, daß dort ein wichtiger Verkehrsweg vorbeigeführt haben muß. Er wird im allgemeinen den gleichen Lauf genommen haben, wie die heutige große Kunststraße, die von Breslau durch den Wartha-Paß über Glatz—Reinerz—Lewin nach Nachod und von da weiter nach Prag leitet. Sie ist ja bis in die neuere Zeit eine Heerstraße im wahrsten Sinne dieses Wortes geblieben.

Von ihr zweigte sich bei Glatz ein zweiter Weg ab, der in südlicher Richtung bis in die Gegend des heutigen Habelschwerdt verlief und sich dort in zwei Pfade gabelte: Der eine zog sich am Fuße der Vorberge des Habelschwerder Gebirges hin und überstieg dieses



schließlich in der Nähe der späteren Burg Schnallenstein. Sie verdankte gradeso ihm ihre Entstehung, wie die große Heerstraße zur Errichtung der Hummel-Burg zwischen Reinerz und Lewin Anlaß gegeben hat. Durch das Tal der Erlitz, die unterhalb Marienthal das Adlergebirge durchbricht, führte dieser Weg über Königgrätz gleichfalls nach Prag. Teile davon sind als sogen. „Böhmensteig" heute noch vorhanden. Der andere Pfad wandte sich dem Abhange des Schneegebirges zu und senkte sich durch die Pforte zwischen Schnee- und Adlergebirge dem Tal der March zu, durch das er südlich gegen Mähren und zur Donau sich fortsetzte. Die später erbaute Heerstraße nahm von Habelschwerdt ihren Verlauf mitten zwischen diesen beiden und gewann den Eintritt ins Böhmerland durch den Mittelwalder Paß. Hinter ihm war es möglich, westlich nach Prag, südlich nach Brünn und Wien zu gelangen. Die in früheren Zeiten stark befahrenen zwei Straßenzüge durch die Grafschaft Glatz verödeten aber, als die Eisenbahn ihre Gleise in und durch das Ländchen vor einem halben Jahrhundert legte und den überwiegenden Personen- und Frachten-Verkehr an sich zog. Ihre Haupt-Strecke, die von vornherein zweigleisig ausgebaut wurde, aber bis jetzt nur zwischen Camenz und Rengersdorf mit zwei Gleisen belegt ist, benutzt die Pässe bei Wartha und Mittelwalde als Eintritts- bezw. Ausgangspforte von Schlesien nach Böhmen. Sie bildet die kürzeste Schienenverbindung von Breslau nach Brünn und Wien und eine der kürzesten nach Prag. Der Gabelpunkt für diese beiden Richtungen ist Wildenschwerdt an der Stillen Adler. Trotz dieses Vorzuges kam die Linie lange Zeit nicht zu der ihr wohl anfänglich zugedachten Stellung. Sie wurde nur von einfachen Personenzügen befahren und bot daher keinen Anreiz für den großen Durchgangs-Verkehr, der der kürzesten Fahrtdauer und der Bequemlichkeit seine Neigung zu schenken pflegt. Ihr erfolgreicher Nebenbuhler war die Linie über Oderberg. Auf dieser Strecke — obwohl etwa 35 Kilometer länger — verkehrten eine größere Anzahl mit Speise-, Schlaf- und Kurs-Wagen luxuriös ausgestattete D-Züge mit großer Fahrtgeschwindigkeit. Der Umstand, daß diese Linie gleichzeitig dem Verkehr nach dem volks- und industriereichen Oberschlesien diente und günstigere Steigungsverhältnisse aufweist, ließ die Vorliebe der Eisenbahnverwaltung für sie wohl verstehen. Der sonst noch genannte Vorzug aber, daß über Oderberg zwei wichtige zwischenstaatliche Verkehrsrichtungen — Wien und Budapest! — zugleich bedient werden, trifft für die Strecke über Mittelwalde auch zu. Denn diese diente dem Verkehr sowohl nach Wien als auch nach Prag (und weiter). Außerdem hat sie den Vorteil, daß sie durch landschaftlich sehr schöne Gegenden führt, wie die herrliche Grafschaft Glatz, das liebliche Tal der Stillen Adler, das hochromantische Adamstal vor Brünn. Eine solche Fahrt bietet dem Auge des Reisenden also einen fast ununterbrochenen hohen Naturgenuß, was man bei der Oderberger Strecke gerade nicht behaupten kann.

Es bedurfte daher bezw. trotzdem eines langen und zähen Ringens, bis sich endlich die Eisenbahnverwaltung entschloß, auch auf der Strecke Breslau—Mittelwalde einen D-Zug einzulegen und diesem einen Kurswagen „Breslau—Wildenschwerdt" mitzugeben, so daß in der Richtung Wien und Prag nur ein einmaliges Umsteigen nötig war. Obwohl die Bequemlichkeit eines Speisewagens in diesem Zuge fehlte, so bot er doch eine annehmbare Reisegelegenheit, und die Abfahrts- und Ankunfts-Zeiten lagen recht günstig (Breslau ab 10.00 vorm., an 4.20 nachm., Wien an 7.00 abends, ab 8.00 früh, Fahrzeit



also ungefähr 8¼—9 Stunden). Der Zug erfreute sich auch rasch einer guten Bewährung. Leider fiel er ebenso wie die Einheit des Nachbarstaates Österreich dem großen Weltkriege zum Opfer.

Als man sich das Trümmerfeld dieses furchtbaren Völkerringens besah, fand man anstatt des bundesgenössischen, gleichsprachigen, paßlosen Österreich ein unfreundlich eingestelltes, fremdsprachiges, durch strenge Paßvorschriften sich absperrendes Staatswesen: die tschechoslowakische Republik, an unserer Grenze vor. Der gegenseitige Verkehr sank auf den Nullpunkt. Es gab nur wieder Personenzüge auf den in Betracht kommenden Strecken. Nun galt es, die Arbeit wieder von neuem zu beginnen. Im Laufe der Jahre gelang es denn auch, allmählich wieder verhältnismäßig befriedigende Zugverbindungen auf den Breslau mit Prag und Wien verbindenden Eisenbahnlinien zu erreichen.

Seit 15. Mai d. J. bestehen statt der bisher nur einen sogar zwei Schnellzugsverbindungen, die, was Fahrdauer anlangt, allen berechtigten Ansprüchen genügen. Auf dem Gebiet der tschechischen Staatsbahn handelt es sich um richtige D-Züge, auf deutscher Seite um sogen. „Beschleunigte Personenzüge", die auch die vierte Wagenklasse führen, an Schnelligkeit aber den D-Zügen kaum oder nur wenig nachstehen.

Die ältere Schnellzugsverbindung (Breslau ab 2.10 nchm.) nimmt in Breslau den Anschluß von Berlin (ab 8.13) und von Dresden (ab 8.44) auf, erreicht Prag in 7¼ Stunden (an 9.22 abends) und Wien in 9¼ Stunden (an 11.20 nachts). Der Gegenzug verläßt Prag um 7.50 vorm. und erreicht Breslau um 3.02 nachm. (also auch in 7¼ Stunden), wo er wieder D-Zuganschlüsse nach Berlin (an 8.54 abends) und nach Dresden (an 8.08 abends) findet. In diesen beiden Zügen läuft ein Kurswagen 2. und 3. Klasse „Breslau—Prag" und umgekehrt, bei dessen Benützung ein Umsteigen und Aussteigen auf der ganzen Strecke nicht erforderlich ist, da auch die Paß- und Zoll-Revision in Mittelwalde im Wagen selbst vorgenommen wird. Die seit 15. Mai in Kraft getretene zweite Schnellverbindung ist ebenso vorzüglich und von fast noch größerer zwischenstaatlicher Bedeutung wie der erste. Denn sie hat in Breslau nicht nur gute Schnellzugsanschlüsse von und nach Berlin (ab 11.22 nachts, an 7.24 vorm.), sondern auch von und nach Königsberg (ab 2.37, an 1.10) und Danzig (ab 7.00 abends, an 9.58 vorm.) über Posen (ab 2.25 nachts, an 4.20 früh) sowie von und nach Warschau (ab 9.00 abends, an 9.00 vorm.) über Oels-Krotoschin. Der Zug verläßt Breslau Hptbhf. um 6.02 vorm. und ist um 10.00 vorm. in Wildenschwerdt. Hier findet er Anschluß an den D-Zug über Kolin nach Prag (an 12.45 mittags, Fahrzeit Breslau — Prag also nur 6¾ Stunden!) und an den D-Zug über Brünn — Lundenburg nach Wien (an 3.40 nachm., Fahrtdauer Breslau — Wien also wenig über 9½ Stunden!). Der Gegenzug fährt um 1.32 nachm. in Wien und um 3.50 nachm. in Prag, Mas. Bhf., um 7.04 abends in Wildenschwerdt ab und langt um 11.25 nachts in Breslau an (Fahrtdauer Wien—Breslau also nicht ganz 10, Prag—Breslau 7¼ Stunden). In dem Zuge läuft ein Kurswagen 2. und 3. Klasse „Posen-Wildenschwerdt" (Poszan—Breslau—Usti nad Orlici), sodaß nur einmal — in Wildenschwerdt — umgestiegen werden braucht. In ihm kommt also wieder die uralte, am Anfang dieser Skizze erwähnte Verkehrsverbindung von Polen nach Böhmen durch die Grafschaft Glatz zum ersichtlichen Ausdruck.

An den um 2.10 nachm. in Breslau abgehenden „Beschleunigten Personenzug“ schließt in Glatz ein von Berlin, Görlitzer Bahnhof, dort ab: 8.00 vorm., unmittelbar an, der über Görlitz—Hirschberg fährt, die Reise von Berlin bis Wien also in 15¼ Stunden ermöglicht. Die Strecke Berlin—Mittelwalde—Wien ist 66 Kilometer kürzer, demnach entsprechend billiger, wie die meist gewählte Strecke Berlin—Oderberg—Wien. Leider fehlt auf dieser kürzeren Linie noch eine entsprechende Rückverbindung Wien—Mittelwalde—Glatz—Hirschberg—Berlin, obwohl in Glatz nur eine Lücke von 25 Minuten klafft, die durch Aneinanderrücken der in Betracht kommenden beiden beschleunigten Personenzüge ausgefüllt werden müßte und wohl auch könnte.

Man sieht demnach, daß die Grafschaft Glatz nicht nur für die Richtung Königsberg—Danzig—Posen—Warschau—Breslau—Prag und Wien (Budapest und Triest), sondern auch für die Richtung (Hamburg)—Berlin—Wien—Triest) das von Natur gegebene Durchgangsgebiet ist und als solches nach und nach erkannt wurde und hoffentlich immermehr benutzt wird.

Außer über Mittelwalde führt nur noch eine zweite Bahn aus der Grafschaft Glatz über die Grenze, die Linie Mittelsteine—Braunau—Halbstadt. Sie kommt als Durchgangslinie für den großen Personenverkehr aber nicht in Betracht. Ebensowenig wäre das bei der Linie Glatz—Schlaney der Fall, die bis dicht an die böhmische Grenze ausgebaut ist und durch ein höchstens 1—2 Kilometer langes Verbindungsstück bei Nachod an die tschecho-slowakische Staatsbahn leicht angeschlossen werden könnte. Diese Bahn folgt im allgemeinen der alten Heerstraße Glatz — Nachod in Böhmen, wie die Bahn über Mittelwalde sich der alten Heerstraße Glatz—Grulich in Böhmen anlehnt. Man erkennt daraus, wie der Verkehr, wenn auch mit geänderten und verbesserten Mitteln, immer wieder die von altersher vorgezeichneten Wege einschlägt.

Bei den Bemühungen, durch die Grafschaft Glatz, ihrer Lage und Bedeutung entsprechend, den großen zwischenstaatlichen Verkehr zu leiten, sind nicht nur Widerstände bei den Eisenbahnverwaltungen, sondern auch Vorurteile bei der einheimischen Bevölkerung zu überwinden. Ein Teil derselben bringt diesen Bestrebungen wenig Verständnis entgegen, weil sie in wenig weitsichtiger Weise die Meinung vertritt, daß gute Verbindungen mit den Nachbarorten und mit Breslau wichtiger sind, als gute Fernverbindungen, die nur von Wenigen benützt werden können. Das ist wohl an sich richtig, man vergißt dabei nur das Eine, daß sich gute Lokalverbindungen um so eher und um so leichter schaffen lassen, je größer der Verkehr ist. Dieser kann aber nur durch Herüberziehung des großen Durchgangsverkehrs gewinnen. Außerdem bringt nach vielfacher Erfahrung ein lebhafter Durchgangsverkehr noch den Vorteil mit sich, daß eine landschaftlich schöne Gegend, wie die Grafschaft Glatz es ist, immer mehr draußen in der Welt bekannt, und dadurch ihr Besuch gefördert wird. Grade das Letztere aber berührt sehr wesentlich die Belange unserer Bäder und Kurorte, die für die Grafschaft von hohem wirtschaftlichem Werte sind.

Die bei Erbauung der Eisenbahnen verödeten alten Heerstraßen haben seit Einführung und Steigerung des Kraftwagenverkehrs wieder eine neue, nie erwartete Belebung erfahren. Und schon macht sich ein weiterer Nebenbuhler der Eisenbahn bemerkbar: die Luftschifffahrt. Diese ist in der glücklichen Lage, unbehindert durch Ströme und Gebirge, den



gradesten Weg zu nehmen. Doch wird auch sie die Grafschaft Glatz berühren, da die Luftlinie Breslau — Wien diese streift. (Die Luftlinie Breslau—Prag kommt freilich nördlicher — über Landeshut! — zu liegen). In vielleicht nicht allzuferner Zukunft wird wohl auch Glatz einmal einen Flughafen bekommen. Trotzdem wird die Eisenbahn noch auf lange Zeit oder auch immer das Hauptverkehrsmittel und damit die Grafschaft Glatz ein wichtiges Durchgangsgebiet bleiben.

Freilich — ehe sie als solches in der großen Reisewelt allgemein bekannt und anerkannt werden wird, müssen die durch sie führenden Reiseverbindungen noch ganz anders — d. h. mit Speise- und Schlaf-Wagen — ausgestattet werden, als bisher. Daß jene fehlen, übt, wie vielfach zu hören ist, auf den Besuch der Grafschafter Bäder und Gebirge einen ungünstigen Einfluß aus. Wohl bedeuten die in der Richtung von und nach Breslau, sowie Berlin (in den sogen. Bäderzügen) in die nach den Grafschafter Kurorten verkehrenden Züge eingestellten Kurswagen einen gewissen Fortschritt, — aber das reicht noch nicht ganz aus. Die Bäder des Westens sind in dieser Beziehung wesentlich besser gestellt und werden allein aus diesem Grunde schon von dem verwöhnteren Publikum der Großstädte bevorzugt.

Außer der schon genannten Hauptlinie Breslau—Mittelwalde mit den beiden Flügelstrecken: Glatz—Landeck—Seitenberg und Glatz—Altheide—Reinerz—Kudowa—Landesgrenze, die beide die Grafschafter Bäder auf dem Schienenwege mit der Welt verbinden und Zufahrtswege zum Glatzer Schnee- und Bielengebirge bzw. zum Heuscheuer- und Mense-Gebirge sind, besteht noch eine weitere wichtige, durchweg zweigleisig betriebene Eisenbahnstrecke in der Grafschaft, die Linie (Berlin—Görlitz—Hirschberg)—Dittersbach—Glatz. Diese fährt in nervenkitzelnder Fahrt über schwindelndhohe Eisenviadukte, herrliche Landschaftsbilder kinematographisch vorführend, am Südwestabhange des Eulengebirges entlang und schließt das Neuroder Revier, das einen bedeutsamen Teil des Niederschlesischen Bergreviers ausmacht, dem Schienennetz an. Sie dient in der Hauptsache der Verfrachtung der Erzeugnisse dieses neuzeitlich eingestellten Bergbaus und erfreut sich eines lebhaften Verkehrs. Von ihr zweigen sich in Mittelsteine zwei Linien ab: 1. die schon erwähnte Strecke Mittelsteine—Halbstadt, die über die tschechoslowakische Grenze ins Braunauer Ländchen führt und den jenseits der Grenze liegenden böhmischen Industrieorten die Kohle des Neuroder Gebiets zubringt, 2. die sogenannte „Eule", eine vorläufig noch in Privatbesitz befindliche Nebenbahn, die, teilweise als Zahnradbahn, den wertvollen Brennstoff über das Eulengebirge nach der Reichenbacher (Textil-) Industriegegend schleppt. Da sie auch Silberberg, das schlesische Gibraltar, berührt, dient sie gleichzeitig einem lebhaften Touristenverkehr, ebenso wie ihre Fortsetzung, die Strecke Mittelsteine—Wünschelburg, die der Heuscheuer, dem berühmten Felsenberge, einen ansehnlichen Fremdenstrom zuleitet.

So ist die Grafschaft Glatz im Verhältnis zu ihrer Größe (sie umfaßt nur 30 Quadratmeilen) mit einem ziemlich dichten Eisenbahnnetz überzogen, das seinen Mittelpunkt in ihrer Hauptstadt Glatz hat, und dem nur noch wenige Fäden fehlen (etwa Glatz—Hannsdorf—Reichenstein, Seitenberg—Wilhelmsthal, Habelschwerdt—Hammer- oder Erlitz-Tal, Habelschwerdt—Wölfelsgrund). Die Besetzung der Züge ist im Sommer stets eine gute, im Winter allerdings etwas geringer.



In jüngster Zeit ist ein neues, in anderen Gegenden Deutschlands schon längst bekanntes Verkehrsmittel auch in der Grafschaft aufgetaucht: der Kraft-Omnibus. Einen fahrplanmäßigen Kraftwagenverkehr hat zuerst die Deutsche Reichspost eingerichtet und zwar die Linien 1. Peterswaldau—Zimmermannsbaude—Neurode, 2. Altheide—Reinerz—Kudowa—Karlsberg (Heuscheuer), 3. Altheide—Albendorf—Wünschelburg—Karlsberg, 4. Reinerz—Friedersdorf—Karlsberg, 5. Landeck—Klessengrund—Schneeberg, 6. Landeck—Jauernig—Patschkau, 7. Habelschwerdt—Langenbrück (Erlitztal, 8. Ebersdorf, Kr. Habelschwerdt—Wölfelsgrund. Nur bei 1. und 8. wird der Verkehr Winter wie Sommer aufrechterhalten, bei allen anderen nur im Sommer. Außerdem werden von den Bädern aus sogenannte Gesellschaftsfahrten nach allen schönen Punkten der Grafschaft zu ermäßigten Preisen ausgeführt. In diesem Jahre (1926) ist der Reichspost eine Wettbewerberin in der Gestalt der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft entstanden. Diese hat den von der Reichspostverwaltung aus nicht recht verständlichen Gründen zugunsten der Linie Ebersdorf—Wölfelsgrund vor einigen Jahren aufgegebenen Kraftwagenverkehr auf der Linie Habelschwerdt Stadtbahnhof—Wölfelsgrund wieder aufgenommen, außerdem eine neue Linie in Betrieb gesetzt: Habelschwerdt—Bad Landeck, die im Winter aber auf die Strecke Habelschwerdt—Neuwaltersdorf beschränkt bleibt. Für nächste Zeit in Aussicht genommen ist ein Kraftwagenverkehr von Habelschwerdt über den Puhu-Paß nach Seitenberg und von Habelschwerdt über Altlomnitz nach Altheide. Doch macht sich auch bei diesen Plänen der etwas seltsam anmutende Wettbewerb zwischen den beiden deutschen Reichs-Verkehrsverwaltungen bemerkbar. Jedenfalls tragen aber diese zahlreichen Kraftwagenlinien, von wem immer sie betrieben werden, erheblich dazu bei, besonders den touristischen Verkehr in der Grafschaft zu erleichtern und zu beleben.

Es bleibt noch zu bemerken, daß dieses von der Natur so verschwenderisch ausgestattete Ländchen von einer großen Zahl Kunststraßen nach allen Richtungen durchzogen wird, die sich im allgemeinen im besten Zustande befinden oder doch, soweit sie in der Kriegszeit und aus Geldnot vernachlässigt, oder durch außergewöhnlich lebhaften Holz- und Kohlen-Fuhrwerk-Verkehr stark mitgenommen waren, zur Zeit eine gründliche Ausbesserung erfahren. Da sie durchweg durch reizvolle Gegenden führen, wickelt sich auf ihnen, besonders in der besseren Jahreszeit und an Sonntagen, ein geradezu beängstigend reger Auto-Verkehr ab. Als besonders interessant sind unter ihnen hervorzuheben die sich in zahlreichen Windungen zu einer Seehöhe von 832 m emporschraubende Kunststraße von Habelschwerdt über Brand nach Langenbrück im Erlitztal und die an den steilen Felswänden des Heuscheuergebirges emporklimmende Kunststraße von Wünschelburg nach Karlsberg, die beide Ein- und Ausblicke in eine Gebirgswelt von unbeschreiblicher Schönheit vermitteln.

Ist auch der Allgemein-Verkehr in der Grafschaft nicht ein so verwirrend-mächtiger, wie in den Hauptindustrie- und Handels-Gegenden Deutschlands, so ist er doch, besonders in den sommerlichen Monaten, ein recht lebhafter. Den Hauptanteil an demselben haben außer den Geschäftsleuten die wanderlustigen Touristen und Jungscharen, die kurbedürftigen Besucher der heilkräftigen Bäder, zur Schneezeit die tatendurstigen Wintersportler und — be-



sonders in den Frühlingsmonaten — die Wallfahrer, die in erklecklicher Anzahl zu den Gnadenstätten dieses gottgesegneten Ländchens pilgern. Früher gaben die endlosen Prozessionen dieser oft aus weiten Gegenden — Böhmen, Mähren (Hanakei), Ungarn, Oberschlesien und Polen herbeiströmenden frommen Wallfahrer mit ihren bunten Trachten, mit ihren flatternden Fahnen und mit ihren lauten Gesängen und Gebeten den im Maienschmuck prangenden Gefilden der Grafschaft ein besonderes, eigenartiges Gepräge — heute sind sie zumeist von den Landstraßen — fast möchte man sagen: leider! — verschwunden. Auch der Pilger bedient sich heutigentags der zwar weniger poetischen, aber mehr bequemen Mittler des Verkehrs: der Eisenbahn und des Kraftwagens.



Aus der Geschichte der Stadt Glatz

Von Mittelschullehrer **Bruno Sterk** in Glatz.

Um das Jahr 1000 n. Chr. tritt Glatz aus dem Dunkel ferner Vergangenheit in die durch Quellen belegte Geschichte ein. Der älteste böhmische Chronist, der Prager Domdekan Cosmas, erwähnt zum Tode des böhmischen Fürsten Slavnik im Jahre 981 unter dessen ausgedehntem Besitz auch Glatz als eine gegen Polen zu gelegene Grenzfestung (contra Poloniam castellum Cladzco). Von den vielfachen Deutungen des Namens Glatz hat am meisten die Zurückführung auf das tschechische klada = Baumstamm (polnisch kloda) Zustimmung gefunden. Danach würde also Glatz soviel wie Blockhaus bedeuten. Der Name ging später auf die ganze, eine geschlossene geographische Einheit bildende Landschaft über, deren politische Grenzen heute einen Flächenraum von 1635 Quadratkilometer einschließen. Als in der letzten Zeit des ersten Jahrtausends das Christentum von Bayern her in Böhmen Eingang fand und sich von hier aus nach Schlesien weiter verbreitete, werden auch die ersten Glaubensboten in unserer Heimat die christliche Lehre verkündet haben.

Nach dem Untergang des ganzen Geschlechts der Slavnikinger, dem auch der Preußenapostel Adalbert angehörte, fiel Glatz an das Herzogsgeschlecht der Przemysliden, die ganz Böhmen einten. Glatz wurde der Mittelpunkt einer Provinz, an deren Spitze ein Kastellan stand. Von der Verteidigungsanlage auf der Höhe des späteren Burgberges konnte man einen großen Teil des Ländchens überblicken; an seinem Fuße strömten die Wasserläufe desselben zusammen, in deren Tälern die Wege in seine einzelnen Teile führten: von Natur aus war Glatz für den Hauptort des damals spärlich besiedelten Landes bestimmt. Inzwischen hatte auch der gewaltige Eroberer Misiko Polen geeint. Beide Länder waren in gleicher Abhängigkeit vom Deutschen Reiche. Aber ihr Machtbestreben führte trotz wiederholter Heiraten zwischen den Fürstenhäusern zu weit über einhundert Jahre währenden Streitigkeiten. Glatz, zwischen beiden an der als Polenweg oder Böhmischer Saumpfad bezeichneten Verbindungsstraße Nachod—Glatz—Wartha gelegen, hatte viel zu leiden. Sicher befand sich damals auf der Höhe, eingeschlossen von einer Mauer, ein Turm, die Warte der Grenzbesatzung, mit den für diese notwendigen Bauwerken. Das Ganze, etwa 80 m über dem Neißebett gelegen, beherrschte durch seine günstige Lage die Umgegend. Ihr gegenüber lag Bardo (Wartha), das polnische Kastell.

Die Grenzburg Glatz wurde das erste Mal im Jahre 1114 von den Polen eingenommen und bald darauf von dem Böhmenfürsten Sobieslaw stärker als vorher befestigt. Dort, wo der alte Polenweg am südlichen Abhang des Burgberges entlang führte, um dann an der Ostseite desselben dem Warthapasse zuzustreben, entstand die Vorburg, die erste Ansiedlung, aus der sich durch neuen Zuzug allmählich der Marktflecken Glatz entwickelte, der Kern der späteren Stadt. Das religiöse Bedürfnis führte am Ende des 12. Jahrhunderts zur Errichtung von Gotteshäusern; auf dem Burgberg entstand eine Kapelle der heiligen Jungfrau Maria und auf dem unmittelbar nördlich davon gelegenen Hügel ein dem heiligen



Wenzel geweihtes Gotteshaus, die Pfarrkirche zunächst für die ganze Ansiedlung, später nur für die kleinen, hauptsächlich im Norden und Westen des Ortes gelegenen tschechischen Gemeinden. Fast gleichzeitig wurde im Tale auf der Felsstufe über dem Neißelauf für die Vorburg eine Marienkapelle errichtet, aus der sich dann die katholische Stadtpfarrkirche entwickelte. Alle drei Gotteshäuser unterstanden damals dem in Böhmen reich begüterten Johanniterorden.

Nach Ansicht der meisten Sachkundigen war das Glatzer Gebiet zu jener Zeit eine von Tschechen schwach besiedelte Landschaft. Sie wohnten in den oft waldlosen Niederungen; etwas Feldbau, hauptsächlich aber Jagd und Viehzucht boten ihr den nötigsten Lebensunterhalt. In dieses Land siedelten die inzwischen zur Königswürde gelangten Przemysliden, vor allem Ottokar II., um die Mitte des 13. Jahrhunderts deutsche Adlige und Bauern aus der Markgrafschaft Meißen an. Die Kenntnis der weit höher stehenden deutschen Kultur und die Überzeugung von der Notwendigkeit einer besseren Verteidigung des Grenzlandes durch zuverlässige Deutsche dürfte die böhmischen Könige zur Kolonisation veranlaßt haben. Die Kastellanei kam in die Hände deutscher Ritter, an den Flußläufen entstanden deutsche Reihendörfer, Händler und Gewerbetreibende deutscher Abstammung ließen sich in der Ansiedlung nieder. Der Glatzer Marktflecken entwickelte sich zur deutschen Stadt, deren Gründung etwa mit dem Jahre 1275 als abgeschlossen gelten kann, da in diesem Jahre Vogt (Bürgermeister) und Bürger genannt werden. Die den Ansiedlern aus ihrer Heimat her vertrauten Rechtssatzungen und Verwaltungsgrundsätze, zusammengefaßt unter dem Namen „Magdeburger Recht", wurden die Grundlage für das städtische Gemeinwesen. Glatz wurde der Mittelpunkt eines in sich geschlossenen Bezirkes deutscher Ortschaften. Handel und Gewerbe fanden ein reiches Absatzgebiet. Die junge Stadt blühte rasch empor. Der Orden der Minoriten erschien und baute um 1250 auf der Neißeinsel, „dem Sande", Kloster und Kirche. Auf dem Abhange des Burgberges erhielten später die Augustiner ihre Niederlassung, das Domstift. Von dem Wohlstande der Bewohner gibt uns Kunde das älteste Glatzer Stadtbuch, dessen Eintragungen mit dem Jahre 1324 beginnen.

Welch malerischen Anblick mag Glatz in jener Zeit gewährt haben! Auf der Höhe lag die aus der einfachen Verteidigungsanlage entstandene Burg, die allmählich zu einem umfangreichen, von Türmen und Zinnen gekrönten Schlosse ausgestaltet wurde, das seine Vollendung erst im 16. Jahrhundert erreichte und zu dieser Zeit aus zwei besonderen Anlagen, dem Ober- und Niederschlosse, bestand. Diesem war auf dem Abhange das Augustinerkloster mit der dazugehörigen sogenannten Domkirche vorgelagert. Im Tale breitete sich die Stadt aus mit ihren dichtgedrängten, spitzgiebligen Häusern, umgeben von Schloßberg und Stadtmauer, die am Ende der Böhmischen Straße begann, am Neißearm entlang bis zum ehemaligen inneren Frankensteiner Tor führte und von zahlreichen Türmen und dem Böhmischen-, Pfaffen- und Wassertor unterbrochen war. Doch betrug ihre Länge nach einer Messung im Jahre 1493 nur 2214 Glatzer Ellen oder rund 1,3 Kilometer. Auf dem Ringe erhob sich das im Jahre 1397 erbaute Rathaus mit wuchtigem Turm, nicht weit davon, aber doch geschützt vor dem Lärm des Marktes, die aus der ehemaligen Marienkapelle entstandene, nach böhmischen Vorbildern erbaute spätgotische Pfarrkirche, deren Inneres dann im 17. Jahrhundert barock umgestaltet wurde, eine Stiftung des darin beigesetzten Kanzlers und ersten Prager Erzbischofs Arnestus von Pardubitz, unmittelbar daneben das



Johanniterkloster. Dem regen Verkehr diente die im Jahre 1390 fertiggestellte und heute noch für ihren Zweck brauchbare Brücktorbrücke. Die schmalen Bürgerhäuser waren zumeist Fachwerkbauten, nur die der Wohlhabenden aus Stein. Die einzelnen gewerblichen Berufe wohnten beieinander, so daß Gerber-, Fleischer- und Töpfergasse, Brot- und Schuhbänke nach ihnen benannt waren.

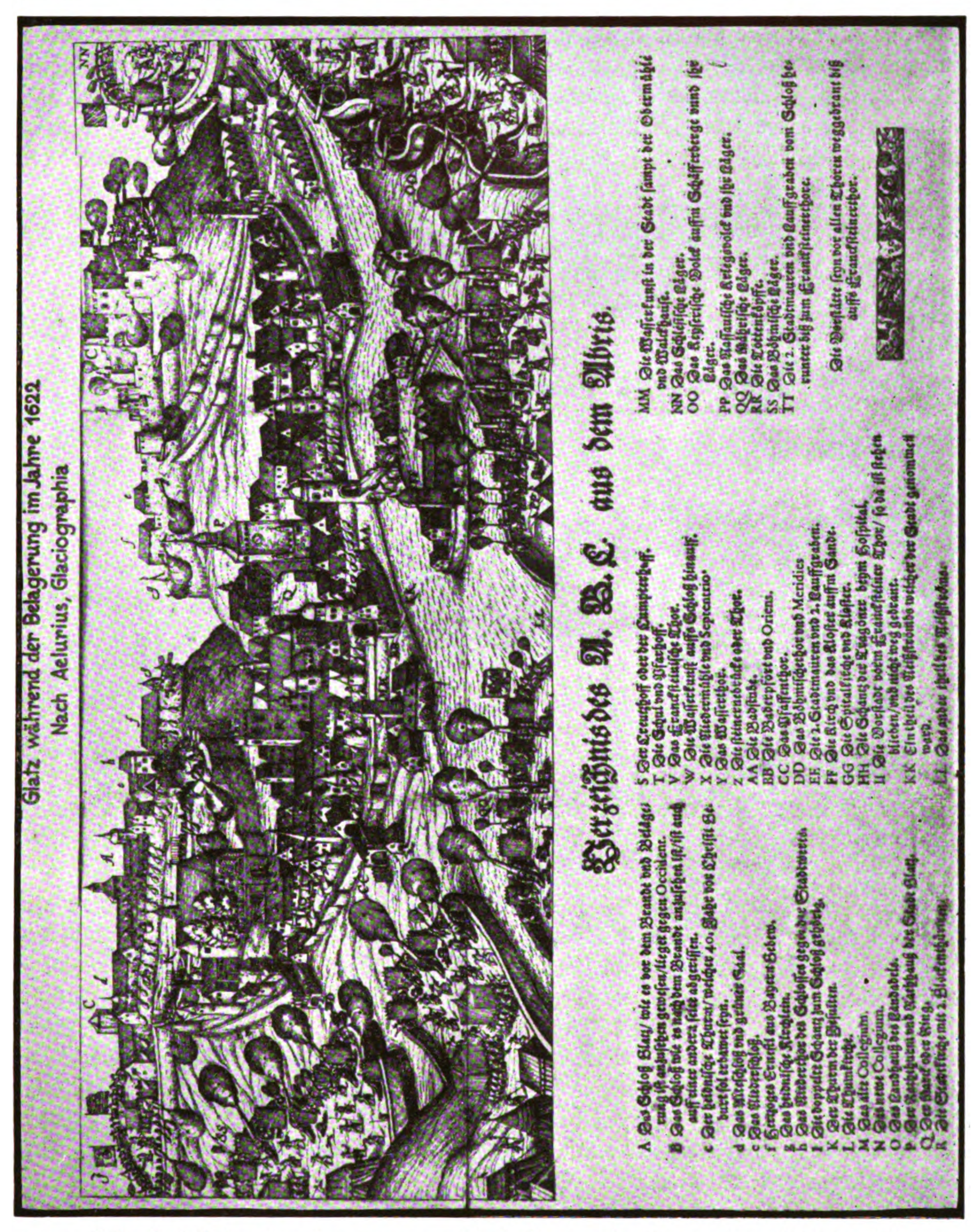
Die meisten Bürgerhäuser besaßen das Recht, Bier zu brauen und auszuschenken. Insbesondere wurde das Gerstenbier wegen seiner Schmackhaftigkeit gerühmt und weithin verkauft. Ein Beweis für den mildtätigen Sinn der Glatzer Bürger jener Zeit sind die zahlreichen wohltätigen Stiftungen für das Spital, die Aussätzigen und Hausarmen. Oft bedachte man auch die Seelhäuser, kleinere, von Privatpersonen gestiftete Armenhäuser für weibliche Personen. Man bewundert den Mut, mit dem Glatzer Bürger damals des öfteren nach Rom, San Juste und Aachen wallfahrteten. Dem Bildungsbedürfnis dienten zwei zuerst im 14. Jahrhundert erwähnte Schulen, die der Johanniter und der Augustiner, die später infolge der religiösen und politischen Wirren mancherlei Veränderungen erlitten. Die vielfach erwähnten Juden besaßen eine eigene Schule. Bei der Häufigkeit der Münzstätten am Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit ist es nicht verwunderlich, daß auch zu Glatz in mehreren Jahrhunderten Geldstücke geprägt wurden. Die Glatzer Münze war auch weiterhin tätig, als später in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges eine Anzahl schlesischer ihren Betrieb einstellten.

An der Spitze der Verwaltung des ganzen Landes stand der Landeshauptmann zu Glatz. Aber die Stadt hatte ihre eigene Verwaltung, das von den Bürgern gewählte Kollegium der Schöffen, den Rat, mit dem Erbrichter an der Spitze. Ihm unterstand auch die Rechtspflege. Im Jahre 1328 erhielten die Bürger von König Johann von Böhmen das Recht zur Verfolgung und Bestrafung von Landesbeschädigern innerhalb ihres Gebietes. Ursprünglich waren nur die Besitzer einer Hofstatt zum Schöffenkollegium wählbar, bald aber erlangten auch die Handwerker Aufnahme in den Rat. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts standen an der Spitze der Stadt der Primas oder Stadtälteste, vier Bürgermeister, die nacheinander je einviertel Jahr ihr Amt verwalteten und 7 Ratsherren. Die Verteilung der Ämter entsprach etwa den gegenwärtigen Verhältnissen. Ein reichhaltiges städtisches Archiv gewährt Einblicke in das bürgerliche Leben jener Tage. Obwohl das Wappen der Stadt, ein silberner, gekrönter, doppelt geschwänzter Löwe im roten Felde, dem des Königreichs Böhmen gleicht, so war doch die Verbindung des Glatzer Landes mit Böhmen keine innige. Wiederholt wurde es im 13. und 14. Jahrhundert an fremde Fürsten, insbesondere schlesische Piastenherzöge, verpfändet.

Der nationale und religiöse Gegensatz machte die Glatzer gleich den Schlesiern zu Gegnern der Hussiten. Furchtbar waren die Verheerungen des Krieges, der von 1421 bis 1429 das blühende Land verwüstete. Die Stadt selbst wurde erst am Ende desselben in Mitleidenschaft gezogen. Um den im Frühjahre 1428 heranziehenden feindlichen Scharen keinen Stützpunkt zu bieten, ließ der Landeshauptmann Puota von Czastolowitz das Minoritenkloster auf dem Sande niederreißen. Der Augustinerprior Heinrich Vogtsdorf ermunterte während der Belagerung die verzagenden Einwohner durch seinen Zuspruch, bis die unruhigen Feinde wieder abzogen. Die Stadt verteidigte sich hierbei wahrscheinlich das erste Mal mit Feuergeschützen. Ein Teil der inzwischen entstandenen Vorstädte wurde

niedergebrannt, Bremen- und Pfaffendorf bei Glatz für immer vernichtet. Am Ende desselben Jahres fand dann in dem Treffen bei Altwilmsdorf der Herzog Johann von Münsterberg mit vielen Getreuen den Heldentod. Seine letzte Ruhestätte erhielt er unter dem Hauptaltare der Pfarrkirche. Das Land war verwüstet, aber die eigentliche Absicht der Feinde, die Vernichtung der deutschen Nationalität, wurde nicht erreicht. Nur schwer erhob sich in den folgenden unruhigen Zeiten das Land, das König Podiebrad von Böhmen 1459 zur Grafschaft erhob und seinem Sohne Heinrich dem Älteren verlieh, der später Ursula, die Tochter des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg, heiratete. Dieser verlegte als erster regierender Graf seinen Wohnsitz nach Glatz. Er und seine Gemahlin sind wie Herzog Johann von Münsterberg unter dem Hauptaltare der Pfarrkirche beigesetzt. Der hussitisch gesinnte König Podiebrad wurde von dem Papste gebannt, und da die Glatzer weiter zu dem schlauen Fürsten hielten, belegte sie der Legat Rudolf mit dem großen Kirchenbann, von dem sie erst auf mehrfaches Bitten befreit wurden.

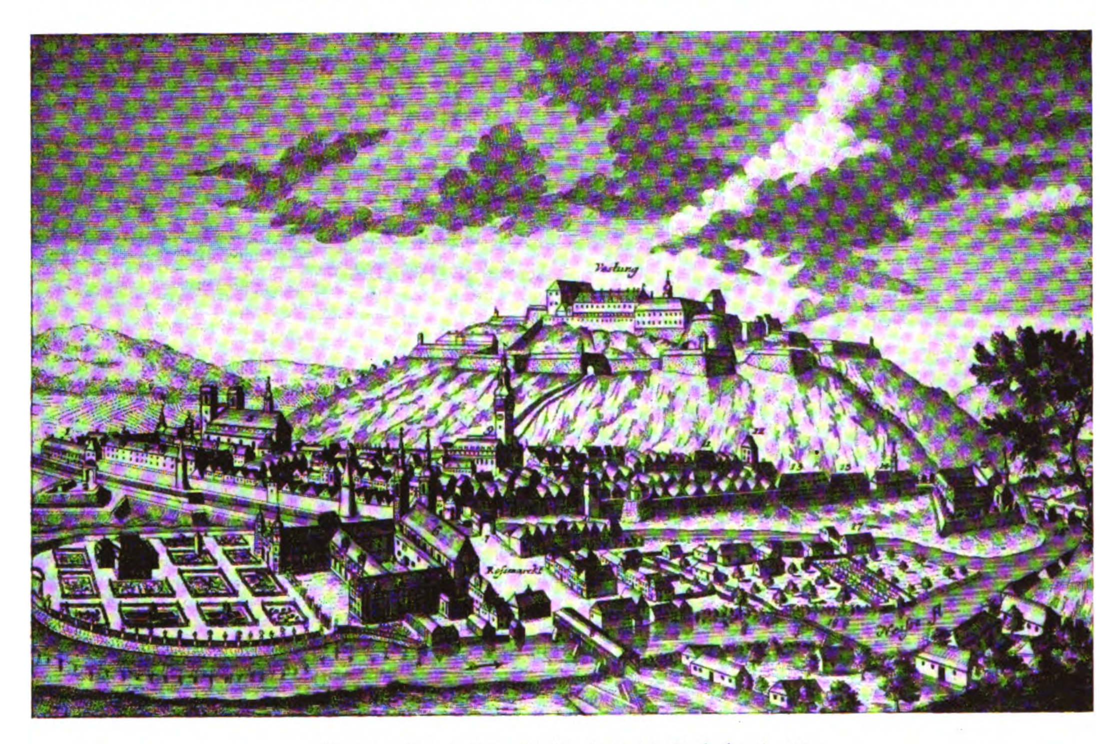
In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, während nacheinander die Grafen von Hardeck und die Freiherrn von Pernstein Inhaber der Grafschaft waren, fanden die neuen Religionslehren überraschend schnell Eingang. Insbesondere war es die hinreißende Beredsamkeit Schwenckfelds, die ihm großen Anhang verschaffte. Daneben gab es zahlreiche Lutheraner und Wiedertäufer. Auch die Stadt Glatz war überwiegend evangelisch gesinnt. Adel und Geistlichkeit neigten ebenfalls zu den neuen Lehren. Eine vorübergehende Änderung trat ein, als der katholische Herzog Ernst von Bayern Inhaber der Grafschaft wurde, 1556 seinen Wohnsitz in Glatz nahm und nach dem damals allgemein zur Anwendung gebrachten Grundsatze: „Wessen das Land, dessen die Religion," den katholischen Glauben zunächst bei der vorwiegend evangelisch gesinnten Geistlichkeit wieder einzuführen suchte. Sein Bestreben hatte wenig Erfolg, da er bereits nach einigen Jahren starb. Die friedlichen Zeiten förderten den Wohlstand, von dem noch heute eine Reihe schöner Renaissanceportale an einzelnen Bürgerhäusern Kunde geben, und Stadt und Land befanden sich in einem blühenden Zustande, als sich Anfang des Dreißigjährigen Krieges die Bewohner der Grafschaft den Aufständischen in Böhmen anschlossen. Diese erkannten Kaiser Ferdinand II. nicht an und wählten den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige. Auch nach der Schlacht am Weißen Berge bei Prag, die der Herrschaft des „Winterkönigs" in Böhmen ein Ende bereitete, hielten die Glatzer weiter zu ihm. Bald nach Ausbruch des Krieges hatten die Besatzungstruppen Domstift und -kirche, die inzwischen die Jesuiten in Besitz genommen hatten, furchtbar verwüstet und zerstört. Der besseren Verteidigung wegen wurde die nördlich des Schloßberges gelegene Wenzelskirche niedergerissen. An ihre Stelle traten Schanzen. Ein kaiserliches Heer belagerte die Stadt, die von dem Grafen von Thurn verteidigt wurde, zu dessen Mannschaft auch der spätere kurbrandenburgische Feldmarschall Derfflinger gehörte. Vorstädte und Schloß gingen in Flammen auf. Im Oktober 1622 fiel Glatz in die Hände der Kaiserlichen. Die Häupter des Aufstandes wurden bestraft, die Stadt verlor ihre Privilegien, insbesondere die selbständige Ratswahl, und mußte für jedes Faß Bier, das gebraut wurde, einen Gulden zahlen, den sogenannten — „Rebellionsgroschen". Ferdinand II. führte jetzt die Bewohner der Grafschaft zur katholischen Kirche zurück. Von Freunden und Feinden hatte das Land noch einviertel Jahrhundert Unsägliches zu leiden. Wallenstein kam 1633 nach Glatz. Die von den Schweden



Glatz während der Belagerung im Jahre 1622
Nach Aelurius, Glaciographia

gegen Ende des Krieges unternommenen Versuche zur Eroberung der Stadt mißlangen. Aberglaube, Rachsucht und Anwendung der Folter führten auch zu Glatz im sechzehnten, Jahrhundert, dann aber auch nach dem Dreißigjährigen Kriege zum Wahne der Hexenverfolgung. Eine Anzahl Frauen und Mädchen wurde gemartert und meistens verbrannt.

Aufs neue erholte sich die Stadt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Das Rathaus, dessen malerischer Turm mit seiner durchbrochenen Haube weithin das Stadtbild beherrscht, das Jesuitenkolleg an Stelle der Johanniterkommende, Minoritenkloster und -kirche wurden neu erbaut. Bastionen entstanden bei dem nur notdürftig wieder hergestellten Schlosse, das allmählich zur Festung umgestaltet wurde. Ein Streifzug der Türken nach



Glatz in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Mähren rief 1663 abermals Schrecken hervor. Neue Drangsale brachte das Auftreten der Pest im Frühjahre 1680. Die Stadt wurde gegen auswärtigen Verkehr gesperrt; auch die Postverbindung hörte auf. Erst im Herbst erlosch die Seuche, die 1500 Menschen hinweggerafft haben soll, während andere Orte in der Grafschaft völlig verschont blieben. Furchtbar waren die Entbehrungen der Österreicher bei der Verteidigung der Festung im ersten Schlesischen Kriege. Von 1800 Mann Besatzung überstanden angeblich nur 800 die Belagerung, die zum größten Teil völlig erschöpft waren. Während im zweiten Schlesischen Kriege Stadt und Festung erfolglos von den Österreichern belagert wurden, kam Glatz 1760 durch Eroberung des Feldmarschalls Laudon vorübergehend in ihren Besitz. Der Hubertusburger Frieden brachte die Grafschaft Glatz endgültig an Preußen. In der Regierungszeit Friedrich des Großen erfuhr das Stadtbild bedeutsame Veränderungen. Schon vor dem Siebenjährigen Kriege hatte er auf dem Schäferberg die „Neue Festung", in der Stadt Kasernen und Magazine und, um den Wasserspiegel der Neiße im Bedarfsfalle zu erhöhen, die Schleuse erbauen lassen. Nach demselben wurde die Hauptfestung in ihrem Kern wesentlich umgestaltet. Die Reste des uralten Schlosses verschwanden. Nicht

mehr der malerische Anblick jener Bauwerke bot sich dem Auge dar, sondern der langgestreckter Festungsmauern. Das Ratskollegium wurde der Kriegs- und Domänenkammer zu Breslau unterstellt und setzte sich zusammen aus Konsul, Prokonsul und fünf Senatoren, deren erster das Amt des Kämmerers verwaltete.

Die letzten Glatz unmittelbar berührenden kriegerischen Begebenheiten brachte das Jahr 1807. Divisionsgeneral Vandamme belagerte an der Spitze von Rheinbundtruppen



Der Ring zu Glatz um 1840

Stadt und Festung, die Graf von Goetzen heldenmütig verteidigte. Nur der Friede von Tilsit rettete sie vor der Übergabe. Das Revolutionsjahr von 1848 erregte wie überall, so auch in Glatz die Gemüter der Bürger und führte zur Gründung eines „Sicherheitsvereins" zum Schutze von Personen und Eigentum. Sein Kern war die Schützengilde. Der gewaltige wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts einsetzte, konnte bei dem Fehlen industrieller Anlagen infolge der militärischen Baubeschränkung nicht wie an anderen Orten zu einer Vermehrung der damals 6000 Einwohner zählenden Bevölkerung führen. Erst als 1877 der gegen neuzeitliche Feuerwaffen wertlose Gürtel der Stadtbefestigung fiel, ein nach fünf Richtungen ausstrahlender Stern von Eisenbahnlinien Handel und Verkehr hob und die Industrie weckte, entwickelten sich die Vorstädte, hauptsächlich die vor dem Grünen Tore, und stieg die Einwohnerzahl schnell empor,

die nach der Personenstandsaufnahme vom 10. Oktober 1925 einschließlich der Garnison 16 797 beträgt. Das Eigentum der Stadt an Wäldern, deren Grundstock der ihr seit Jahrhunderten gehörige Hospitalforst bildet, wurde durch Ankauf und Neuanlage bedeutend vergrößert. Die Neißeregulierung sorgte für ungehemmten Ablauf der Hochwässer aus der Stadt, die bis dahin öfter die an ihr gelegenen Stadtteile überfluteten und nicht selten geradezu verheerend wirkten.

Eine nationale Gefahr für Stadt und Land zeitigte der unglückliche Ausgang des Weltkrieges. Übermäßiger tschechischer Nationalismus verlangte nach dem deutschen Lande. Einmütig war der Widerspruch der gesamten Bevölkerung. Eine gewaltige Kundgebung zu Glatz am 7. Januar 1919 wies entrüstet die beabsichtigte Losreißung von dem durch Sprache und Kultur verbundenen deutschen Vaterlande zurück. Mehr als 600 Vereine und Körperschaften und weit über 10 000 Einzelpersonen erklärten unterschriftlich ihre Zustimmung zu den Protestschreiben, die an die maßgebenden Instanzen gesandt wurden. Die Grafschaft Glatz blieb dem Deutschtum erhalten.



Die bauliche Entwicklung der Stadt Glatz

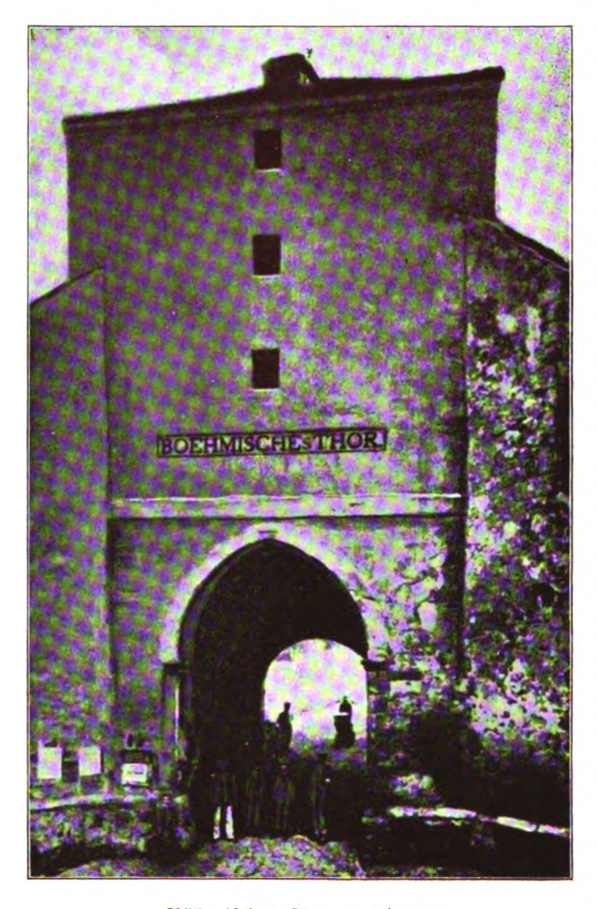
Von Bürgermeister Goebel-Glatz
mit freundlicher Unterstützung durch Herrn Oberstadtsekr. i. R., Archivar Henkel.

Wenn „ein Fremder" das Wort Glatz hört, so wird er unwillkürlich zuerst an die alte Festung denken, von deren Vorhandensein wohl jeder Deutsche wenigstens eine dunkle Erinnerung aus vergangenen Schultagen hat. Die Erwähnung von Glatz übt aber auch zunächst dieselbe Wirkung aus auf den, der unsere schöne Grafschaft kennt. Denn in der Tat ist der alte hochragende Festungsberg, der die felsigen Fundamente für die trutzige Feste bildet, sozusagen das Herz der ganzen Grafschaft, das Herz auch der guten alten Stadt Glatz. Der Odem einer tausendjährigen Vergangenheit weht uns von da oben entgegen und es ist nur zu bedauern, daß die Geschichte dieser Festung ebenso wie die der Stadt noch nicht geschrieben ist. Wir wollen uns hier aber nicht mit der Festung Glatz beschäftigen — das muß einer berufeneren Feder überlassen bleiben — sondern wir wollen einen Blick tun auf die bauliche Entwicklung der Stadt selbst. Natürlich kann das in diesen Zeilen nur in zusammengedrängter Form geschehen und es kann kein Anspruch auf Vollständigkeit oder Eingehen auf Einzelheiten erhoben werden.

Bei dieser Betrachtung sollen von vornherein die dorfähnlichen Vorstädte, die zum Teil eingemeindet sind, wie Ober- und Nieder-Halbendorf 1687 und 1890, zum Teil aus militärischen Gründen weit vor die Stadt hinaus gelegt wurden wie Hasengraben, die Böhmischen Vorwerke, die Quergasse und Neuland, ausscheiden. Sieht man von diesen Vorstädten ab, so besteht die Stadt Glatz in der Hauptsache aus zwei Teilen, einem links der Neiße mit der Hauptfestung auf dem Schloßberge und dem anderen rechts der Neiße mit der sogenannten neuen Festung auf dem Schäferberge. Ersterer bestand in der ältesten Zeit wohl vor allem aus einer festen Burg als Mittelpunkt, von der urkundlich überliefert ist, daß der Böhmische Große Slavnik, der Vater des hl. Adalbert, bei seinem Tode im Jahre 981 seinen Söhnen auch eine Burg hinterließ, die



Frankensteiner Tor mit Franziskanerkirche



Böhmisches Tor von innen

gegen Polen an der Neiße lag und „Kladsko“ hieß. Diese Burg wich später dem Schlosse und dieses wieder mußte nach mannigfachen Schicksalen im Jahre 1742 den noch heute bestehenden Festungswerken auf der Hauptfestung Platz machen. An die Burg lehnten sich kleine Suburbien (Unterburgen) an und zwar längs der heutigen Frankensteiner und Böhmischen Straße. Ebenso wie zu jener Zeit in Prag schon der nationale Gegensatz zwischen Deutschen und Böhmen in zwei verschiedenen Suburbien zum Ausdruck kam, war es damals auch in Glatz. Die Slawen wohnten in der Böhmischen Straße, während die Deutschen am Fuße des Frankenberges, der heutigen Frankensteiner Straße, ihre Häuser hatten. Es blieb unseren Urgroßvätern später vorbehalten, diese Straße, die ursprünglich offenbar Frankenberger Straße hieß, in Frankensteiner Straße umzubenennen. Ihr Stolz konnte es unmöglich zulassen, daß die Straße von dem Dorfe Frankenberg bei Wartha ihren Namen herleite, wie sie irrtümlich annahmen, und daher brachten sie die Bezeichnung in Beziehung zu der Stadt Frankenstein.

Der rechts der Neiße gelegene, bei weitem kleinere Stadtteil, Angel benannt, war bis zur Verleihung der 60 Huben an die Stadt im 13. Jahrhundert der Sitz der landwirtschaftlich tätigen Einwohner und hatte bis zur Inkraftsetzung der Stadtbebauungspläne von 1887 und 1898 noch rein dörflichen Charakter mit den Merkmalen eines slawischen Haufendorfes. Schon hieraus können wir ersehen, daß der Stadtteil links der Neiße der baugeschichtlich wichtigere ist. Hier hat die Straßenanlage einen rein deutschen Charakter. Im Mittelpunkte liegt der viereckige Ring, nach den Himmelsrichtungen orientiert. Von den vier Ecken aus laufen Straßenzüge in der Verlängerung der Platzwandungen nach den Stadttoren zu. So gehen die Niederstraße und Wassertorstraße nach Osten, die Straße zum Brücktor und zur Baderpforte nach Süden, die Schwedeldorfer- und Böhmische Straße nach Westen und schließlich die Schloßbergstraße und die Frankensteiner Straße nach Norden. Diese acht Hauptlinien werden verbunden und erweitert durch verschiedene Nebenstraßen. Die Regelmäßigkeit des gesamten Straßennetzes erweist, daß die Stadt in ihrem ältesten Teile eine geplante Siedelung ist. Es ist dabei noch ganz besonders zu berücksichtigen, daß diese Regelmäßigkeit infolge des unebenen Geländes nur unter großen Schwierigkeiten

zu erreichen war. Planlos ist offenbar nur die unmittelbar vor den alten Stadtmauern gelegene Roßmarktvorstadt, in alten Zeiten der Sand genannt, entstanden. Wann mag nun dieser Kern der Stadt angelegt worden sein? Die Frage ist schwer zu beantworten. Soviel aber steht fest, daß der ursprünglich gefaßte Plan nur nach und nach zur Ausführung kam. So ist eine der erwähnten acht Hauptstraßen, die Straße über den Brücktorberg und die Brücktorbrücke erst 1390 eröffnet worden, da die Brücke erst in diesem Jahre vollendet wurde. Die Pfaffenbergische Gasse, heut Grüne Straße genannt, die von der Schwedeldorfer Straße abzweigt, ist wahrscheinlich jüngeren Datums als letztere. Immerhin muß sie schon vor 1332 angelegt worden sein, da in diesem Jahre bereits das Pfaffenberger Tor im ältesten Stadtbuche erwähnt wird. Dieser Umstand ist auch insofern baugeschichtlich von Interesse, als dadurch erwiesen ist, daß damals bereits das große Gewölbe, mit dem das von der sogenannten Grögerwiese neben dem Kreuzkirchhofe herkommende und unter dem heutigen Hotel zum Weißen Lamm und dem Gymnasium nach der Färberbastion laufende Tal überbaut ist, errichtet gewesen sein muß. Es wäre sonst kaum möglich gewesen, die Pfaffenbergische Gasse als Verkehrsweg zu benutzen. Wenn man damals schon derart umfangreiche und kostspielige Bauten ausführte, um Straßen anzulegen und Raum für Bauplätze zu schaffen, so ist das jedenfalls ein Zeichen dafür, welche Bedeutung die Stadt Glatz schon in jener Zeit hatte. Das Gewölbe ist wohl das älteste heute noch bestehende Bauwerk in Glatz. Es wurde im Jahre 1570 in der Richtung nach dem Kreuzkirchhofe zu durch die heut vor dem Kirchhof liegenden Promenadenanlagen hindurch verlängert, um dort Platz für den Schleißenmarkt zu gewinnen.



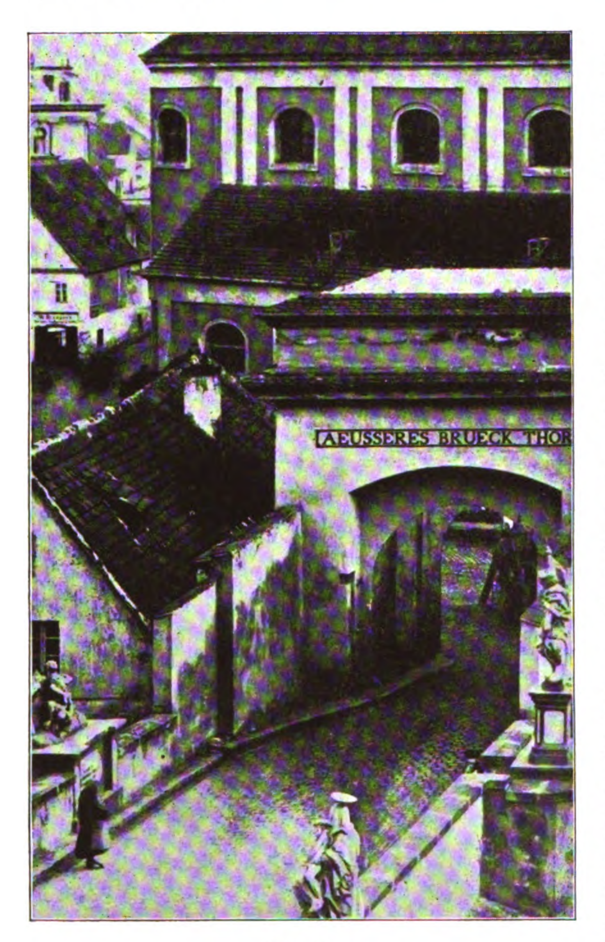
Böhmisches Tor von außen

Von den Toren waren wohl die ältesten das Frankensteiner und das Schwedeldorfer Tor, später Böhmisches Tor genannt. Das Frankensteiner Tor bestand aus einem inneren und einem äußeren Tor. Letzteres wird urkundlich

1403 erwähnt. 1345 erscheint ein Spitaltor. Es ist offenbar auch das äußere Frankensteiner Tor. Das Pfaffen-, Schul- oder Grüne Tor dürfte erst nachher erbaut worden sein. Das Brücktor entstand natürlich erst mit der Fertigstellung der Brücktorbrücke 1390. Daneben waren seit alters her zwei soge-



Grünes Tor



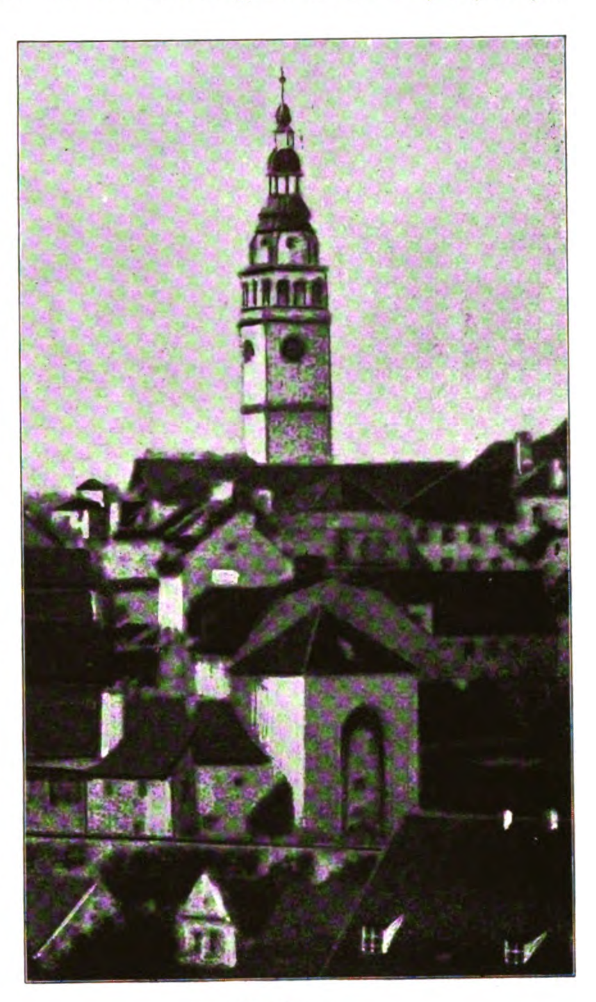
Brücktor

nannte Pforten, die Wasser- und die Bader-Pforte vorhanden. Die beigefügten Abbildungen zeigen die Tore in dem Zustande vor ihrem Abbruch.

Der alte Stadtkern lehnte sich im Norden an den Schloßberg und wurde auf den anderen Seiten von einer zum größten Teil doppelten Stadtmauer umschlossen, wie sie sich im großen ganzen noch im Bilde „Glatz im 17. Jahrhundert" zeigt.

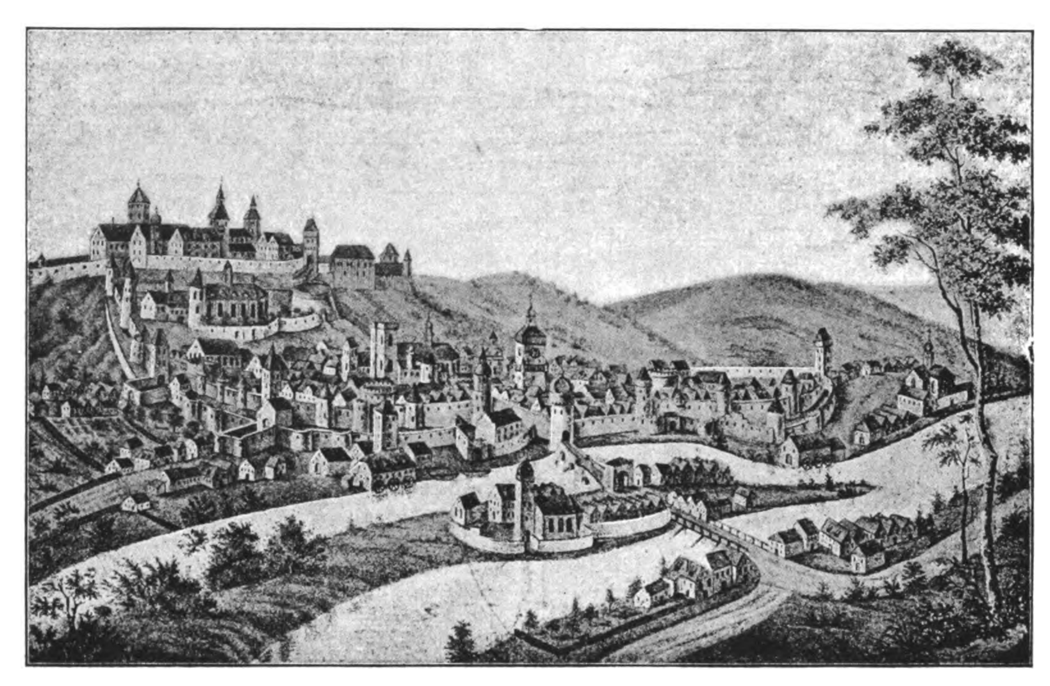
An öffentlichen Plätzen ist der wichtigste der Markt oder Ring. Das Rathaus ist nach Osten verschoben und die an der Westseite stehenden Gebäude waren früher im Privatbesitz. Erst 1669 werden an dieser Stelle überhaupt zum ersten Male Gebäude genannt. Vordem war der Platz offenbar frei und es ist unschwer zu erkennen, warum man die Westseite des Ringes freigelassen hatte: Man wollte einen möglichst großen Platz für den Markt und festliche Veranstaltungen haben, und so lesen wir in alten Urkunden, daß hier selbst Hochzeitsfeierlichkeiten abgehalten wurden. Später nahmen den Platz, auf dem heute das Gebäude

der Wagnerstiftung steht, die Kaufkammern und Kramen ein. Auch im Erdgeschoß des Rathauses nach der Unterringseite zu befanden sich solche Kaufkammern. Weiter oben neben dem Turme, wo nachher die Hauptwache stand und heute das städtische Kassengebäude ist, hatten die Schuhbänke ihren Standort. An der Oberringseite weiter nach Osten hin standen am Rathause die untere und an der gegenüberliegenden Häuserreihe die obere Reihe der Brotbänke. Die Fleischbänke scheinen ursprünglich in der äußeren Frankensteiner Straße gewesen zu sein; doch schon 1356 finden wir sie in der Fleischergasse, der heutigen Niedergasse. Der Viehmarkt fand um 1417 in der Frankensteiner Straße statt. Im Jahre 1431 jedoch schenken die Schöffen von Glatz den Platz den Minoriten zum Bau einer Kirche. Der Pferdemarkt wurde in der Gegend zwischen dem heutigen Sellgittplatz und der Mälzstraße abgehalten. Dort war der alte Roßmarkt. Hingegen nannte man den Platz, den man heut als Roßmarkt bezeichnet, und der jetzt dem Getreidemarkte dient, den Sand. Endlich wurde noch, wie oben bereits mitgeteilt, im 16. Jahrhundert an der Stelle des heutigen Promenadenteils vor dem Kreuzkirchhofe der Schleißenmarkt angelegt.



Wassertor

Hinsichtlich der Befestigung der Straßen und Plätze war Glatz selbst großen Städten von Weltruf voraus. Denn schon 1376, zu einer Zeit, wo eine Stadt wie Paris noch durchweg ungepflasterte Straßen hatte, war in Glatz wenigstens ein Teil der Straßen gepflastert. Zu diesem Zwecke machten mitunter Bürger besondere Stiftungen, wie wir aus dem ältesten Stadtbuche ersehen. Ein Hermann Czeterwange schenkte im Jahre 1376 einen jährlichen Zins von ½ Mark, um damit den Steinweg zu bessern. Eine Stiftung zur Unterhaltung von Wegen und Stegen erfolgte auch schon 1360. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts muß so ziemlich die ganze innere Stadt mit Pflaster versehen gewesen sein. 1569 wird bei der steinernen Brücke gepflastert. Die Böhmische und die Frankensteiner Straße werden 1574 durch Pflasterung befestigt. Die Pflasterer sind in diesem Jahre 5 Wochen lang tätig. 1581 wurden in den Straßen Rohre für die neue Wasserleitung verlegt. Um das aufgerissene Pflaster wieder herzustellen, sind die Pflasterer 12 Wochen



Glatz im 17. Jahrhundert

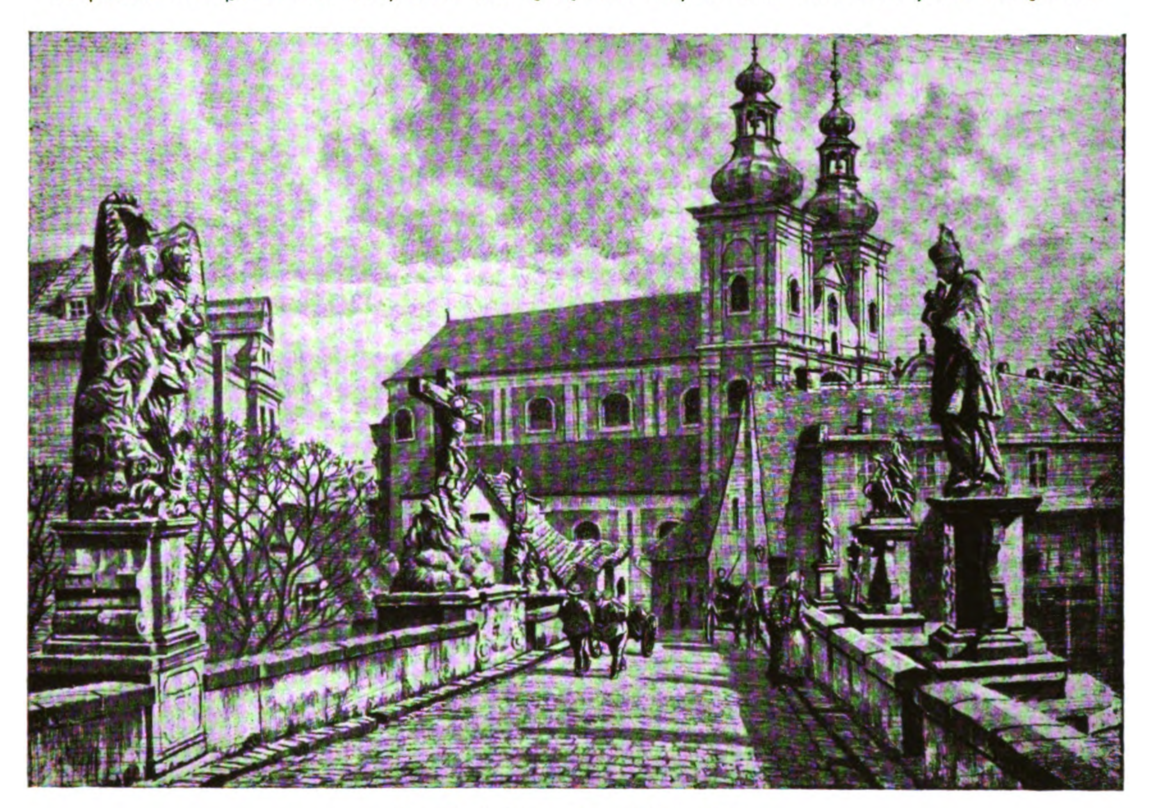
lang beschäftigt, was auf eine ziemlich große Ausdehnung der Pflasterflächen schließen läßt. Dieses erste Pflaster war sogenanntes Krappenpflaster. Die Verwendung von Granitwürfeln geschah zuerst in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die erste Straße, die mit solchem Pflaster versehen wurde, war die äußere Frankensteiner Straße. Es folgten ihr nach und nach fast alle anderen Straßen und Plätze. Heut haben nur noch einige Nebenstraßen Krappenpflaster.

Es entspricht nur der natürlichen Entwickelung, daß die ursprünglichen Bauten zunächst alle aus Holz errichtet waren. Denn Holz war ehemals in der Grafschaft Glatz in unerschöpflicher Menge vorhanden und stand sozusagen vor den Toren der Stadt. Die Entnahme von Holz aus den dem Staate gehörenden Wäldern durch die Glatzer Bürger war entweder von den Landesherren ausdrücklich gestattet oder so zur Gewohnheit geworden, daß es später als Recht anerkannt werden mußte. Der freie Holzbesuch stand den Glatzern noch im 17. Jahrhundert zu. — Sogar die Stadtbefestigungen waren anfänglich aus Holz hergestellt. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß im Jahre 1033 die ganze Stadt einschließlich der hölzernen Pfarrkirche abbrannte. 1114 brannte letztere abermals ab und erst Ende des 14. und im Laufe des 15. Jahrhunderts wurde sie massiv erbaut und ist seither, freilich nach manchen Veränderungen, bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. Indes waren einzelne Bürgerhäuser schon früher in Stein erbaut. 1348 begegnen wir einem Steinhause am Ringe, 1351 beim Pfaffenbergischen Tore, 1377 bei der Pfarrkirche, 1388 auf der Böhmischen Straße. Das erste steinerne Haus soll nach Aelurius das Eckhaus Schloßberg-Ring gewesen sein, „ja es soll schon zuvor ehe Glatz Stadt worden“ gestanden haben. 1655 wurde es um- oder neugebaut, jedoch nur teilweise in Stein, zum größeren

Teile in Holz. 1330 wird das Pfaffenbergische Tor genannt und, wie oben ausgeführt, muß diesem Bau die Ueberwölbung des Tales, das die heutige Grüne Straße kreuzte, vorangegangen sein. 1350 begann man an der steinen Brücktorbrücke zu bauen, die 1390 vollendet wurde. Um diese Zeit scheint der Steinbau häufiger geworden zu sein. Denn der Rat der Stadt sah sich im Jahre 1397 genötigt, eine allgemeine Bestimmung zu erlassen, wie es gehalten werden soll, wenn ein Besitzer eine massive Mauer gegen das Nachbarhaus errichten will.

Die Dächer waren lange Zeit von Schindeln. Noch 1811 war ein großer Teil der Stadthäuser mit diesem Material gedeckt, obwohl schon unter Friedrich dem Großen die Staatsbehörden die Umwandlung des Schindeldaches in harte Bedachung mit besonderem Eifer zu erreichen suchten. Wir finden aber auch schon 1569 Ziegelbedachung, so an einem städtischen Mälzhause. Die Stadt unterhielt damals eine eigene Ziegelei, aus der sie z. B. 1575 für die Stadtpfarrkirche 20 750 Dachziegeln lieferte. Aber auch das Schieferdach war in Glatz nicht unbekannt. 1574 sind hier Schieferdecker tätig. Dachrinnen werden 1613 erwähnt.

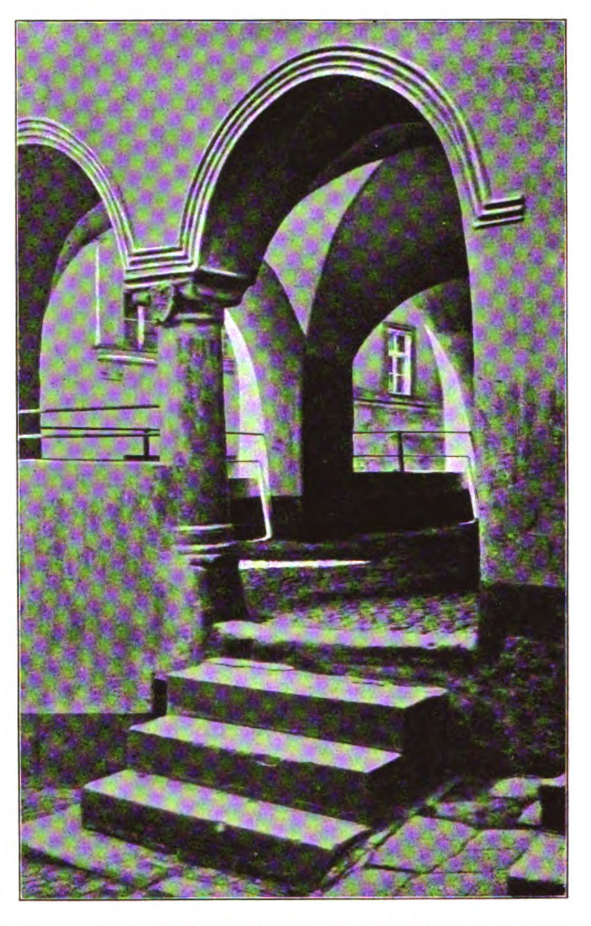
Von alters her war in Glatz auch der Lehmbau üblich. Menczel Lywste kaufte 1348, 2¼ Husen Erbes, „dy legen gen Pfaffendorf, do dy leumyn czeun (Lehmzäune) vur gen." Auch im Stadtbuch von 1608 finden wir den Hausbau in Lehm bezeugt. Das Haus Frankensteiner Straße 13 war noch 1688 aus Holz und Lehm. Der Steinbau hatte bis zu die-



Brücktorbrücke, erbaut 1350—1390

sem Jahre allerdings schon bedeutende Fortschritte gemacht. So sind unter anderen in Stein erbaut worden außer den schon erwähnten Steinhäusern des 14. Jahrhunderts nach den vorhandenen Inschriften noch bestehender Häuser zu schließen

1555 das einige Jahre vor dem Weltkriege abgebrochene Haus Böhmische Str. 24,
1557 Schwedeldorfer Straße 4,
1563 die Lauben Schloßberg 1 und Böhmische Straße,
1564 Frankensteiner Straße 15,
1566 Judenstraße 17,
1567 Roßstraße 6,
1587/88 Ring 15,
1592 Böhmische Straße 19,
1597 Schwedeldorfer Straße 9,
auch im 16. Jahrhundert Ring 25,
1603 Schloßberg 2,
1611 Schwedeldorfer Straße 1 und 26,
1613 Böhmische Straße 16,
1616 Frankensteiner Straße 10,
1618 Böhmische Straße 13,
1655 Grundsteinlegung des Jesuitenkollegiums, heutigen Gymnasiums,
1665 Schloßberg 1,
1673 Schwedeldorfer Straße 27.


Schloßberg, Lauben (1563)

Leider sind auch von diesen Bauten nur noch wenige unverändert auf uns überkommen. Die vielfachen Belagerungen und Brände haben gründlich aufgeräumt. Sollen doch der Belagerung und dem Brande von 1622 nicht weniger als 930 Gebäude zum Opfer gefallen sein von insgesamt etwa 1300 Häusern, die nach auf uns überkommenen Meldungen vor dem Jahre 1620 in der Stadt bestanden haben. Die ungeheuere Verwüstung geschah teils durch die Maßnahmen der Besatzung, die alle Dächer abtragen ließ, um die Gefahr der Brandkugeln zu vermindern, teils durch die Beschießung und die Stürme der Belagerer. Der Dom und andere bedeutende Baulichkeiten gingen dabei in Trümmer. Die Pfarrkirche blieb jedoch glücklicherweise erhalten. Die oben erwähnten steinernen Bürgerhäuser sind zum größten Teil auch nur im unteren Teile stehen geblieben. So sind uns von diesen wenigstens die schönen Portale erhalten geblieben, daneben einige Giebel, die noch von vergangener Herrlichkeit zeugen.

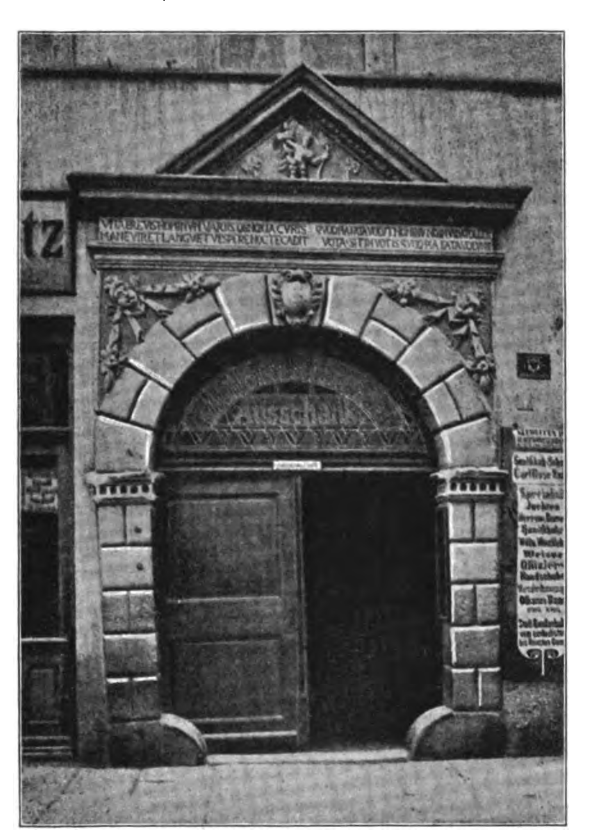
Wie sah es nun zu jener Zeit im Innern eines Bürgerhauses aus? Recht interessant ist da ein uns erhaltenes Protokoll aus dem Jahre 1597 über das Inventarium eines „Medici“, dessen Wohnung am Burgberg lag. Dieses Protokoll läßt uns einen Blick tun in die

Wohnung unserer Altvorderen vor 330 Jahren. Das übrigens der Stadt gehörige Haus dient als Dienstwohnung für den Stadtarzt und liegt am heutigen Schloßberge. Es besitzt ein Erdgeschoß, das von einem gewissen Gregor Leuchtenberger bewohnt ist, einen mittleren Gaden (d. h. einen ersten Stock), einen Oberstock (ausgebautes Dachgeschoß) und einen oberen Boden. Aus dem ersten Stock geht eine Tür nach der Straße, was einmal aus der Lage der sehr steilen Straße und zum anderen aus dem Umstande zu erklären ist, daß in Glatz auch auf ebenen Straßen an der Außenfront vielfach Freitreppen am Hauseingange bestanden. Die Haustür hat ein Schloß. Im ersten Stock liegt die „Vnderstuben" mit einem Tisch darin und mit Bänken, die an der Wand befestigt sind. Die Fenster wie auch der Ofen sind sehr schlecht. Um den Ofen sind, wie man es früher in den



Portal Frankensteiner Straße 10 (1616)

Bauernstuben auf dem Lande noch häufig antreffen konnte, Stäbe angebracht, die in von der Decke herabhängenden Ringen stecken und über die man die vom Regen durchnäßten Überkleider zum Trocknen ausbreitete. An der Wand in einer Mauernische ist die „Almer", ein verschließbarer etwa meterhoher Schrank, über dem ein sogenanntes Topfbrett angebracht ist. Rundum an den Wänden sind Kleiderrechen. Neben dem Tisch, den Bänken und der Almer sind keine Möbel in dem Raum. Er diente wohl als Wartezimmer. Außer dieser Stube liegt im ersten Stock eine Kammer mit zwei Fenstern, die aber ganz zerbrochen sind. Diese Kammer ist wohl auch als Wohnstube anzusehen, ihre innere Einrichtung wird nicht geschildert. Ferner befindet sich im ersten Stock eine Küche, in deren Tür das Schloß weggebrochen, und ein Küchenkämmerlein. Im Hausflur ist ein „richtiges" Fenster und neben der



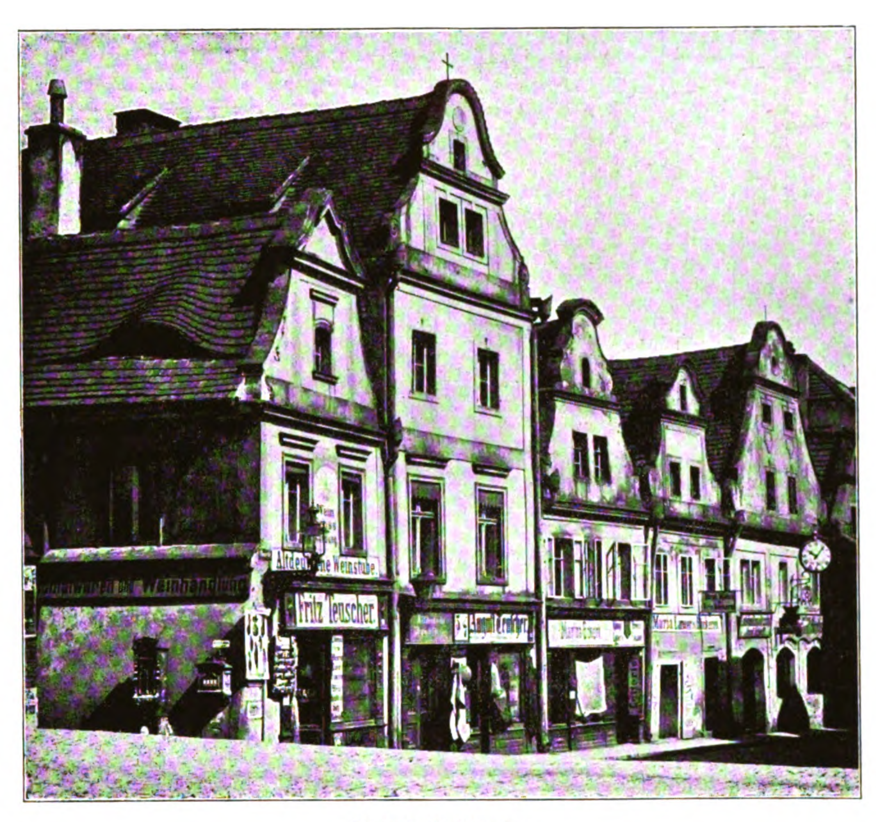
Portal Schwedeldorfer Straße 1 (1611)

Küchentür ein Schlüsselbrett. Im Oberstock ist ein „Oberstüblein" und eine Stubenkammer. Die Fenster sind in beiden Räumen ganz. In der Stube befinden sich ein Tisch, Bänke, zwei Repositorien, drei Kleiderrechen und ein guter Ofen. In der Stubenkammer ist nur ein Kleiderrechen vorhanden. Die Vorratskammer liegt auf dem Boden, die Holzkammer im Hofe. Bescheiden, recht bescheiden haben unsere Vorfahren damals gewohnt. Die Fenster zerbrochen, der Ofen schlecht, in den Stuben viel zu bessern! Außer dem Warteraum hat der Stadtarzt nur zwei Wohnräume. Diese Einfachheit hat sich wohl lange erhalten. Wenn der Alte Fritz mit seinem Gefolge nach Glatz kam, wurde vorgeschrieben, daß die Quartierräume einige Tage zuvor frisch getüncht werden sollten. Wie haben sich in dieser Beziehung die Zeiten gewandelt! Und dabei handelt es sich bei dem erörterten Beispiel um die Wohnung eines vornehmen Bürgers, des Stadtarztes, und zwar zu einer Zeit, als in der Stadt Glatz wie in deutschen Landen überhaupt noch allenthalben Wohlstand herrschte. Wie bald sollte sich das durch den 1618 einsetzenden Dreißigjährigen Krieg ändern! Mit einem Male hörte alle Neubautätigkeit auf und ruhte selbst noch lange nach dem Kriege. Aber auch im Jahre 1665 noch wurde ein vormals steinernes Haus zum größten Teile nur in Holz wieder hergestellt (siehe oben). Und welche Wohnungsnot mag der Dreißigjährige Krieg in Glatz wohl heraufbeschworen haben! Um den Feinden keinen Unterschlupf zu lassen, hatte der Kommandant von Fitschen bei der Annäherung der Schweden den größten Teil der außerhalb der Mauern stehenden Häuser in einer Zahl von 420 zerstören lassen. Die Obdachlosen mußten natürlich in der Stadt Unterkunft finden. Dazu kamen noch viele Flüchtlinge aus Schlesien, die nach der Grafschaft geeilt waren. Wie es innerhalb der Stadt mit den Wohnhäusern bestellt war, haben wir oben bereits gehört. An die Ausführung von Bauten war infolge der durch den langen Krieg entstandenen vollkommenen Verarmung der Bürger noch viele Jahre hindurch nicht zu denken. Erst nach 1660 begann ganz langsam die Bautätigkeit seitens der Bürgerschaft wieder einzusetzen. Auch die stehen gebliebenen Häuser hatten dadurch, daß jahrzehntelang keine Instand-



Giebel Gerbergasse

setzung möglich war, so gelitten, daß sich die Notwendigkeit herausstellte, im Jahre 1688 eine Untersuchung des Bauzustandes aller Häuser der Stadt Glatz vorzunehmen, die ein gar trauriges Ergebnis hatte. Es würde zu weit führen, dieses im Einzelnen wiederzugeben. Im ganzen zählte die Stadt damals innerhalb der Mauern nur noch 236 Gebäude; davon waren 60 massiv gebaut. Die Verhältnisse dürften sich nur sehr langsam gebessert haben, zu-

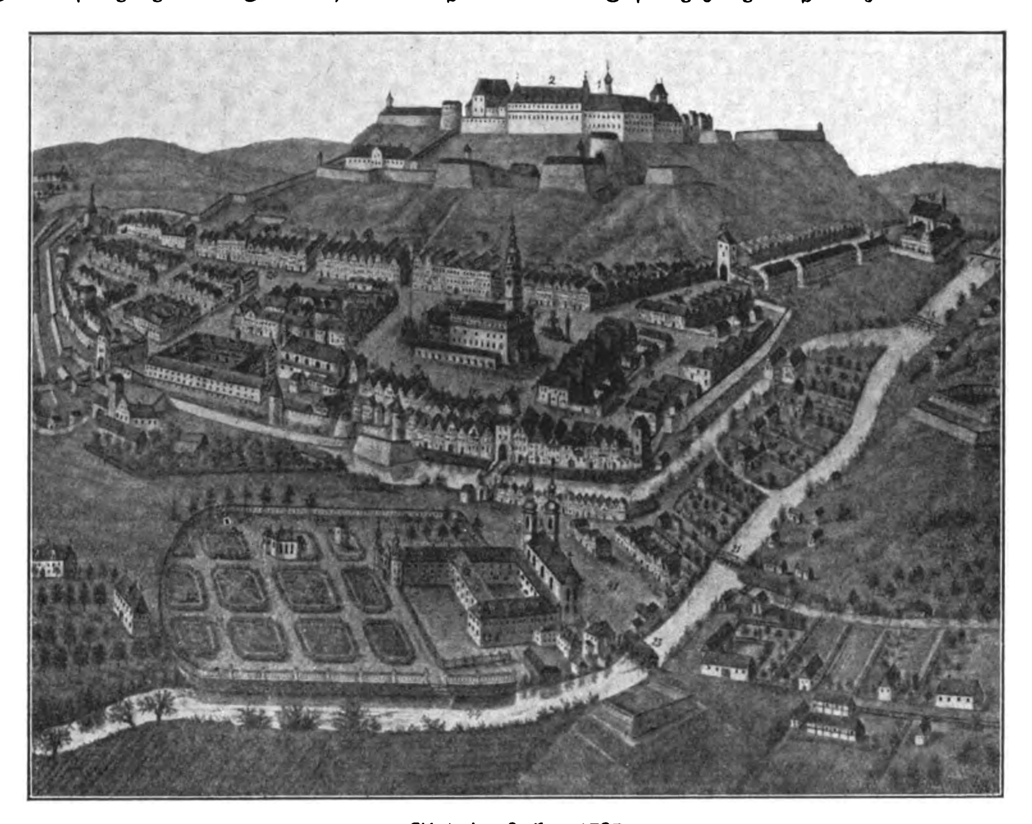


Giebel Roßstraße

mal 1680 die Pest und 1683 der Türkenkrieg dem ganzen Lande erneut schwere Wunden geschlagen hatte. Indes wurde 1655 der Grundstein zum Jesuitenkloster, dem heutigen Gymnasium gelegt und 1697 mit dem Wiederaufbau des Minoritenklosters und der Kirche begonnen. 1735 wurde dem Minoritenkloster der 2. Stock aufgesetzt.

Eine ganz neue Bauperiode setzte ein, als Glatz im Jahre 1742 durch Preußische Truppen besetzt wurde. In wenigen Jahren erhielt jetzt die Stadt ein völlig verändertes Angesicht. In erster Linie auch der Festungsberg. Wir brauchen da nur die Bilder „Glatz im 17. Jahrhundert“ und „Stadt und Festung Glatz im Jahre 1737“ mit dem heutigen Stadtbilde zu vergleichen. Bis zum Dreißigjährigen Kriege hatten sich dort die Burggebäude immer mehr erweitert. Neben die Schloßkapelle und das Heiden- oder spätere Martini-Kirchel war die Wenzelskirche und schließlich noch der Dom getreten und so muß der Burgberg einen Eindruck von überwältigender Schönheit gewährt haben. Der Dreißigjährige Krieg hat all diese

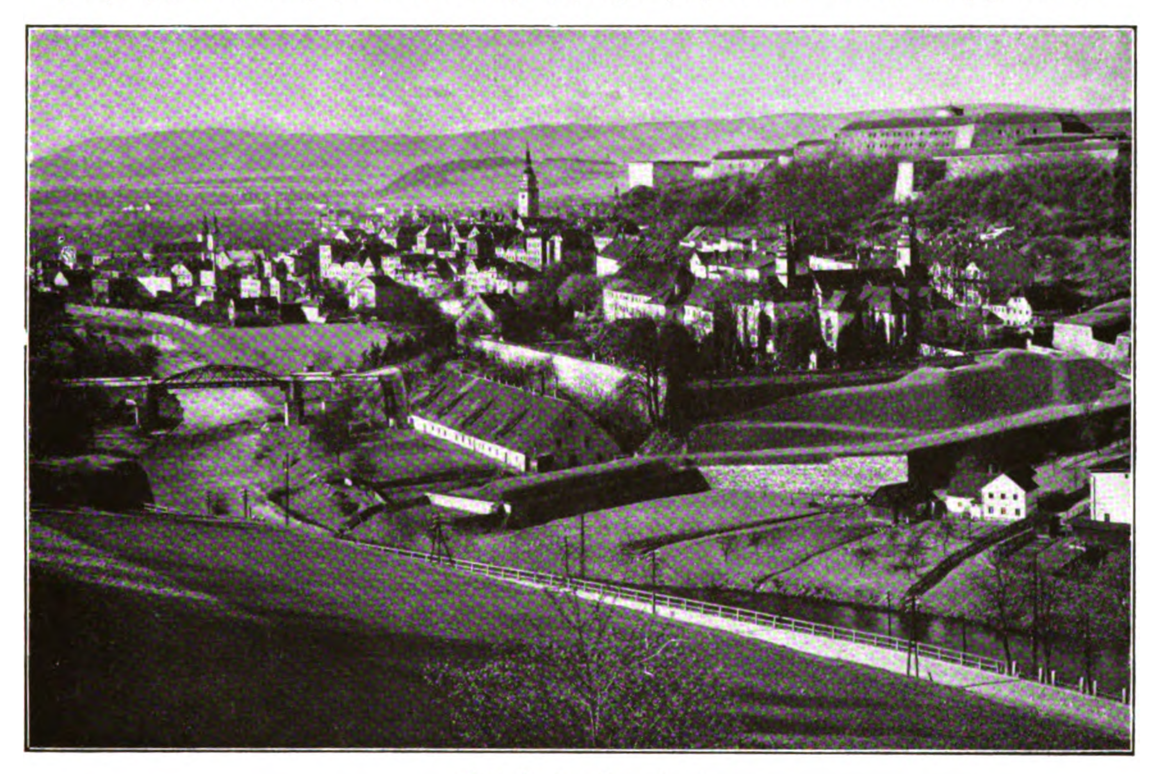
Pracht, das Schloß, den Dom und die anderen Kirchen in Trümmer gelegt. Die nachfolgende Zeit ließ nun unter dem Doppeladler Österreichs langsam und sonder Eile aus dem Schutt und der Asche vergangener Tage den Bau einer neuen Festung emporsteigen. Das Schloß wurde aber nur insoweit erneuert, als es zu Verteidigungszwecken notwendig war. Mit Feuereifer ging dann Friedrich der Große daran, die Festung zeitgemäß auszubauen, und er



Glatz im Jahre 1737

setzte in zäher Arbeit seinen Plan durch, drei selbständige, sich ergänzende Befestigungen zu schaffen: Die alte Hauptfestung, die Befestigung der Stadt und die neue Festung auf dem Schäferberge, und trotz mancher späterer Änderung bieten Schloßberg und Schäferberg auch heute noch vollkommen das Bild, das ihnen zu jener Zeit gegeben worden ist. Zahlreiche militärische Bauten wurden in der Stadt errichtet. So entstanden nicht weniger als 14 neue Kasernen und zwei große Proviantmagazine. Bis auf letztere und zwei größere Kasernen sind die Bauten des Großen Friedrich in der Stadt aus dem Plane von Glatz um 1808 (durch dunklere Färbung erkenntlich) zu ersehen. Leider war diese Bautätigkeit nicht immer zum Heile der Bürgerschaft. So mußte die vorher in Glatz blühende Tuchmacherei nach Neurode auswandern, da anstelle der alten Tuchrahmen die Kasernen I—III errichtet und die Gebäude der bürgerlichen Tuchfabrik niedergelegt wurden, um den Befestigungen vor dem Grünen Tore Platz zu machen. Die im Jahre 1674 in dem städtischen Badehause vor der Baderpforte errichtete Färberei mußte 1750 der Färberbastion weichen. Nach Beendigung der

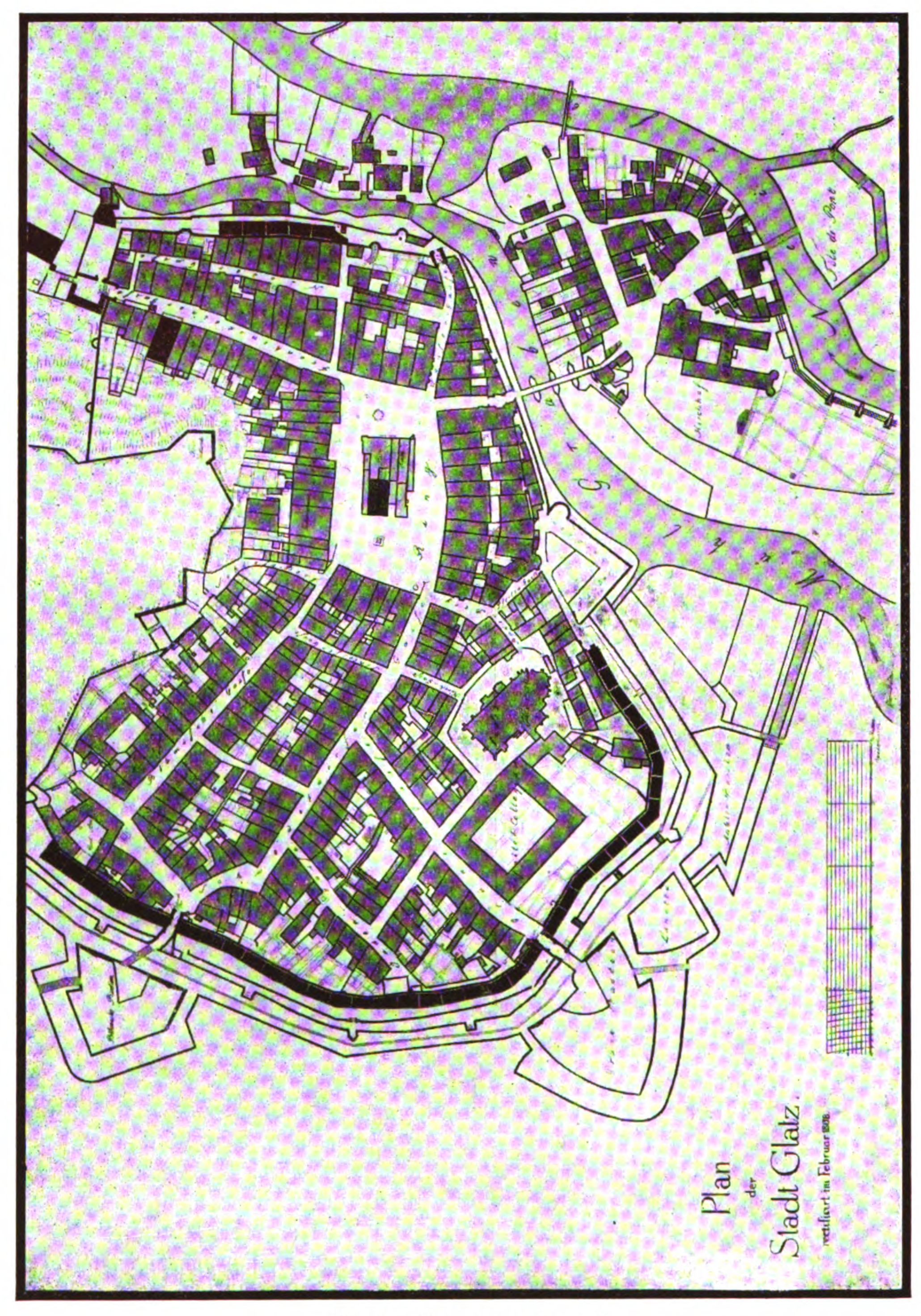
Schlesischen Kriege setzte die Bautätigkeit besonders außerhalb der Stadtmauern ein. Die dort liegenden Anwesen hatten ja auch in den Kriegszeiten schwer gelitten. Früher standen die Höfe näher an der Stadt. Aus militärischen Gründen mußten sie nun weit hinaus gelegt werden. So standen vordem die Gehöfte der heutigen Quergasse in der Gegend der jetzigen Feldstraße, der Wallishof und der Komthurhof lagen früher an der Stelle, den jetzt das Jo-



Glatz in der Gegenwart

hanniterfiechenhaus bezw. das Gerichtsgefängnis einnimmt. Die Vorwerke, die ehemals nahe am Böhmischen Tore standen, bilden heut die Vorstadt Halbe-Meile.

Aber auch im Innern der Stadt wurde eine lebhafte Bautätigkeit entfaltet. Die neue Preußische Verwaltung suchte mit allen Mitteln den schlechten Bauzustand der Gebäude zu verbessern. Zunächst versuchte sie es auf gütlichem Wege durch Gewährung gewisser Vorteile wie Steuererlaß, unentgeltliche Lieferung von Ziegeln usw. Wenn das nichts half, wurde auch Gewalt angewandt. Mit ganz besonderem Eifer wirkten die Behörden auf die Hauseigentümer ein, wenn ein Besuch des Königs in Aussicht stand. Und der König kam so ziemlich alle Jahre einmal nach Glatz. Es war somit reichlich Gelegenheit gegeben, einen Druck auf die Bürger auszuüben, daß sie ihre Häuser in einen guten Bauzustand brachten. Alle diese Bemühungen blieben auch nicht ohne Wirkung. Bei der Armut der Bürger konnten aber Neubauten von Grund aus nicht ausgeführt werden. Man half sich daher vielfach damit, den Häusern Masken anzulegen, d. h., man führte eine neue Frontmauer auf und ließ den inneren Ausbau für bessere Zeiten.



Plan von Glatz im Jahre 1808



Heimatmuseum des Glatzer Gebirgs-Vereins im ehemaligen Minoritenkloster

1747 beschaffte die Stadt Glatz die erste metallene Feuerspritze. 1749 wurden auf den Straßen der Stadt „hin und wieder" Laternen aufgestellt. Im selben Jahre erhielt die äußere Frankensteiner Straße neues Steinpflaster. 1751 wird die evangelische Kirche in der Frankensteiner Straße erbaut und zwar dort, wo heut das städtische Haus Nr. 19, das aus dem Jahre 1840 stammt und bis 1899 als evangelische Volksschule diente, steht. Im gleichen Jahre wird die Taberne als baufällig abgebrochen und neu wieder aufgebaut. 1755 erhält das Dach des Rathauses Ziegeldeckung, 1795 wird an der Stelle des alten Mälzhauses bei der Pfarrkirche ein Krankenhaus erbaut.

Wir finden also in der friderizianischen Zeit eine äußerst lebhafte Bautätigkeit. In der Folgezeit aber ließ sie sehr nach und nur die notdürftigsten Ausbesserungen wurden im allgemeinen gemacht. Die Belagerung von 1807 hatte viele Gebäudebeschädigungen namentlich an den außerhalb der Festungswerke liegenden Anwesen zur Folge. Die Ausbesserung dieser Beschädigungen war die hauptsächlichste Bautätigkeit der folgenden Jahre. 1831 wurde eine katholische Knabenschule erbaut, in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden einige Bürgerhäuser erneuert. 1840 erstand anstelle der alten evangelischen Kirche das evangelische Schulhaus, 1855 die noch heut benutzte katholische Mädchenschule, 1860/61 das

jetzige katholische Bürgerhospital ad sanctam Mariam Magdalenam, 1864 die Gasanstalt, 1868/69 das Krankenhaus.

Das zunehmende Anwachsen der Bevölkerung und der sich immer mehr steigernde Verkehr, den insbesondere der Bahnbau brachte, ließen allmählich die Einengung durch den Gürtel der Stadtbefestigung unerträglich erscheinen. Da erfolgte 1877 endlich die Aufhebung dieser Festungsrayonbeschränkungen und damit brach für Glatz eine ganz neue Zeit an. Alsbald wurde für die neue Wiesenstraße rechts der Neiße die Fluchtlinie festgesetzt, der größte Teil der aufgegebenen Festungswerke von der Stadt angekauft und für das neu erworbene Gelände ein Bebauungsplan aufgestellt. 1878 entstanden auf diesem neuen Stadtteile das Kreishaus und das Postgebäude, 1882 die Holzplankaserne, 1884 die Synagoge und eine große Zahl von Wohngebäuden. 1881 wurde rechts der Neiße das Sellgitt-Masthoff'sche Stiftungshaus gebaut. 1868 schon hatte man mit dem Bahnbau von Wartha nach Glatz begonnen, 1875 wurde die Strecke nach Mittelwalde weitergeführt, 1877—79 die Bahnlinie Glatz—Dittersbach, 1888—90 Glatz—Rückers, 1897 Glatz—Landeck und 1897 der Stadtbahnhof gebaut.

Leider hatte die Steigerung des Verkehrs, deren Entwickelung man weit überschätzte, auch recht bedauerliche Erscheinungen im Gefolge, indem man daran ging, all die schönen Stadttore niederzulegen. Und so fiel 1880 der Grüne Torturm, 1888 das Wassertor, das Böhmische Tor und das äußere Brücktor, 1890 das innere Frankensteiner Tor, 1893 das Schleusentor, 1904 das innere Brücktor, 1911 das äußere Frankensteiner- oder Halbendorfer Tor.



Neues Rathaus mit altem Turm

In diesem Zeitraum erstanden neu außer vielen Wohnhäusern 1886 das Wasserwerk, 1887/90 anstelle des im Jahre 1886 durch eine Feuersbrunst zerstörten das neue Rathaus, 1886/87 das Gerichtsgefängnis, 1897 das neue Gerichtsgebäude, 1902 und während der Kriegsjahre die heutige Kaserne auf dem Puhuberge, 1906/07 der städtische Schlachthof, 1909 die Reichsbank, 1914 die neue katholische Knabenschule und die Feuerwehrhalle. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß auch mehrere Denkmale in den letzten Jahren vor dem





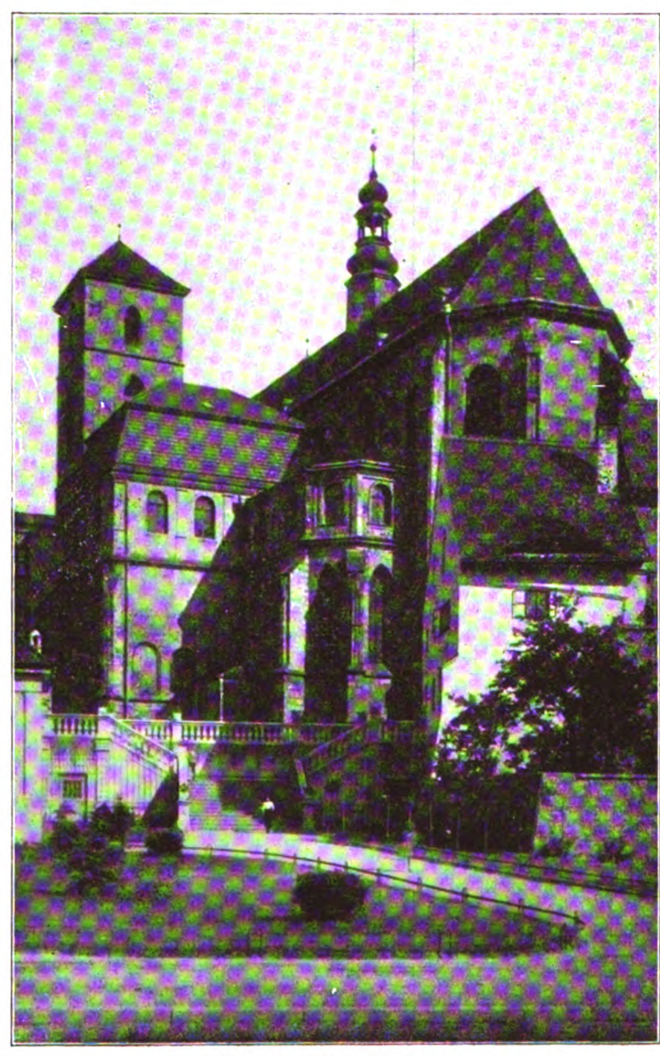
Knabenschule

Kriege errichtet worden sind, so 1897 das Tauwitzdenkmal zu Ehren des in Prag verstorbenen Komponisten Tauwitz, eines Glatzer Kindes, 1898 das Kaiser-Wilhelmdenkmal zum Andenken an die während der Kriege 1864, 66, 70 und 71 gefallenen Söhne der Grafschaft Glatz, 1902 das Götzendenkmal in dankbarer Erinnerung an den tapferen Verteidiger von Glatz während der Unglücksjahre 1806 und 07 und 1912 das Jahndenkmal.

Während des Weltkrieges war naturgemäß bei dem Mangel an Arbeitskräften und Material das Bauen bald aufs Äußerste beschränkt, bis es allmählich ganz aufhörte. Nach Friedensschluß aber setzte sofort eine lebhafte Tätigkeit ein. Und nicht nur die Wohnungsnot zwang hier die Stadt zu umfangreichem Bauen, sondern sie leistete auch auf anderen Gebieten Außerordentliches. So wurde in dem alten Gaswerk, das infolge der Unmöglichkeit, während der Kriegsjahre wenigstens ausreichende Instandsetzungsarbeiten vorzunehmen, fast zusammengebrochen war, sogleich ein Gasofen gebaut nach einem ganz neuen auf der ganzen Welt zum ersten Male ausgeführten System, durch das eine weit bessere Ausnutzung der Kohle eintritt, als das bisher möglich war, im Anschluß daran das Gaswerk mit einem unmittelbaren Eisenbahnanschluß versehen, um die erheblichen Anfuhrkosten von dem 2 km weit entfernten Güterbahnhof zu ersparen. Durch den neuen Gasofen ist Glatz in der Lage, das bisherige Versorgungsnetz weit über die Stadtgrenzen hinaus auszudehnen, und so wird seit 1922 bereits die Gemeinde Bad Altheide von hier aus mit Gas versorgt und voraussichtlich werden in absehbarer Zeit noch andere Gemeinden folgen. Nach dem Kriege ist ferner die Versorgung der Stadt mit elektrischem Strom erfolgt und zwar einmal durch den Anschluß an die Überlandzentrale Mittelsteine und daneben durch Ausbau einer vorhandenen Wasserkraft in der städtischen Obermühle, die dabei gleichzeitig in ein neuzeitliches Unter-

nehmen umgewandelt worden ist. Im Zusammenhange damit wurde das bisher mit Dampf betriebene Wasserwerk und auch der Schlachthof elektrisiert. Die neueste Errungenschaft aber ist die Einführung der Vollkanalisation, die trotz der schweren wirtschaftlichen Verhältnisse kühn gewagt und glücklich durchgeführt worden ist, wodurch die hygienischen Verhältnisse eine garnicht hoch genug einzuschätzende Verbesserung erfahren haben.

So hat wie zu allen Zeiten auch heute die Stadt Glatz sich durch die Ungunst der Zeiten nicht unterkriegen lassen, sondern sie hat in der richtigen Erkenntnis, daß gerade jetzt Stillstand und Zaghaftigkeit ins Verderben führen müssen, mit zäher Energie das einmal für richtig und notwendig Erkannte trotz aller Schwierigkeiten durchgeführt zum Wohle seiner gesamten Bürgerschaft, zum Wohle unseres geliebten deutschen Vaterlandes.



Aufgang zum Kirchplatz

Die städtischen Betriebswerke Glatz, G. m. b. H., Glatz

Von Direktor Walter Lehnert in Glatz.

Die städtischen Betriebswerke umfassen das Gaswerk, das Wasserwerk, die Stromversorgung und das Stadtgleis. Bis zum 1. Oktober 1924 wurden dieselben durch eine Deputation, welche gemäß § 59 der Städteordnung gewählt wurde, verwaltet. Die Deputation bestand aus einem Magistratsmitglied als Dezernenten und 7 von der Stadtverordnetenversammlung zu wählenden Mitgliedern, von denen 2 Bürgervertreter sein mußten.

In technischer und kaufmännischer Hinsicht unterstehen die Werke einem Direktor. Das Rechnungswesen, welches zuerst kameralistisch gehandhabt wurde, ist seit dem 1. April 1922 nach kaufmännischen Grundsätzen umgestellt worden.

Schon im Jahre 1923 beschäftigte den Magistrat und die Deputation der Gedanke, die städtischen Betriebswerke, die durch die Kameralistik der allgemeinen städtischen Verwaltung in ihrer Entwickelung mehr oder weniger beengt wurden, aus der allgemeinen Stadtverwaltung herauszunehmen und ihnen zweckmäßig eine Organisationsform zu geben, die einer der in der Privatwirtschaft gebräuchlichen Gesellschaftsform gleichkommt.

Der Magistrat wählte die Form der Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Die Stadtverordneten traten dem Beschlusse bei, und so wurde die „Städtischen Betriebswerke Glatz, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, Glatz" am 1. Oktober 1924 gegründet und am 21. Oktober 1924 in das Handelsregister eingetragen. Der Gegenstand des Unternehmens ist der Betrieb, die Verwaltung und der weitere Ausbau

a) des städtischen Gaswerks,
b) der städtischen elektrischen Stromversorgung,
c) der städtischen Wasserversorgung,
d) des Stadtgleises

und alle diese Unternehmen fördernden Geschäfte, wozu auch der Abschluß von anderen Gesellschaftsverträgen gehört. — Die Ausdehnung der Betriebe auf andere Orte und Kreise und die Beteiligung an gleichartigen Unternehmungen ist ebenfalls Zweck der Gesellschaft, ebenso die Übernahme anderer städtischer Betriebe jeder Art.

Gleich nach der Eintragung in das Handelsregister brachte die Stadtverwaltung sämtliche Anteile des Stammkapitals in ihre Hand, sodaß sie heute die alleinige Gesellschafterin ist.

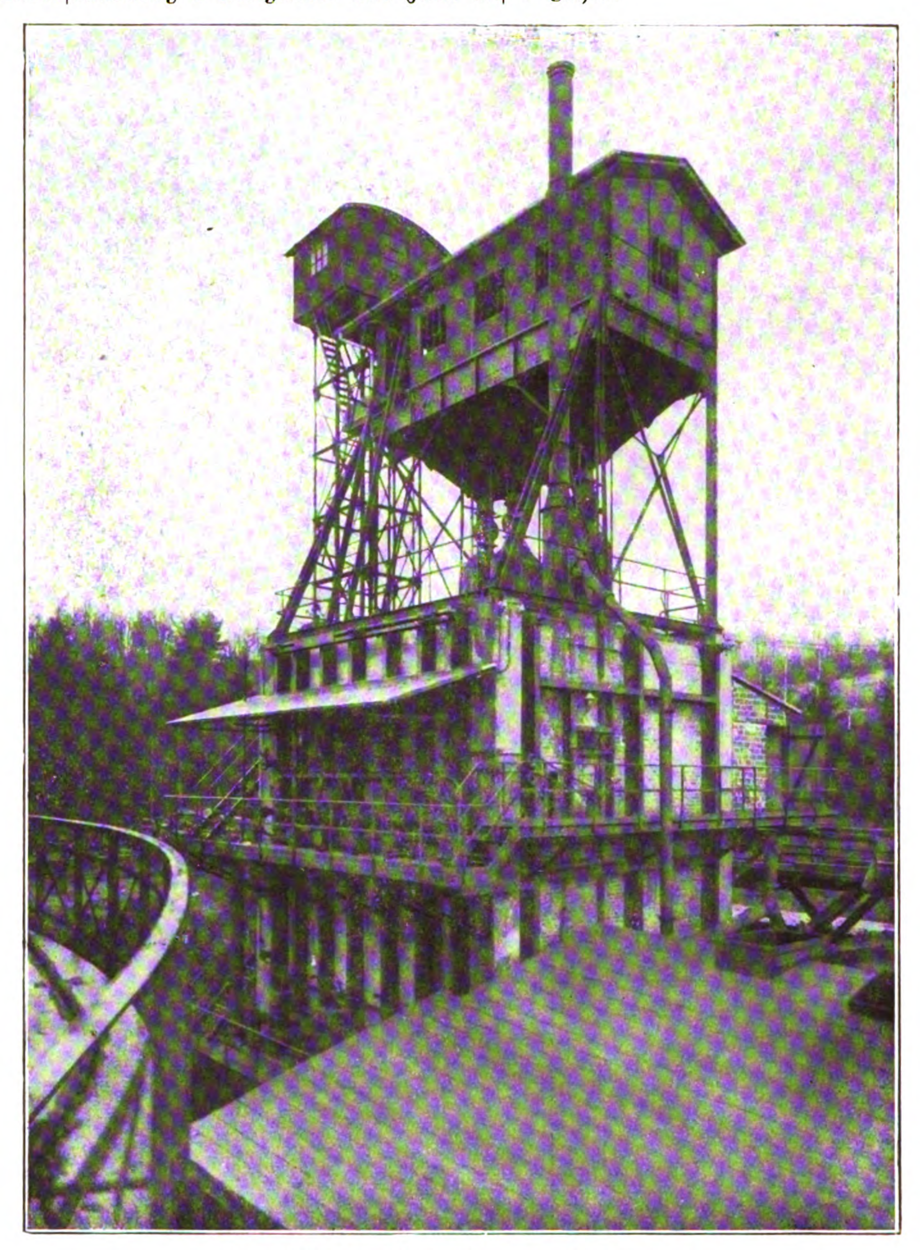
Aus dem Gesellschaftsvertrag ist als wissenswert hervorzuheben, daß die Gesellschaft durch einen Geschäftsführer gerichtlich und außergerichtlich vertreten wird.

Den Vorsitz in der Gesellschafterversammlung führt der Erste Bürgermeister der Stadt Glatz oder sein gesetzlicher Vertreter.

Zuständig ist die Gesellschafter-Versammlung für Erwerb, Veräußerung, Belastung und Entlastung von Grundstücken, für Festsetzung und Änderung der Tarife, für Neubauten, Erweiterungen und Anschaffung von größerem Werte.

Neben der Gesellschafter-Versammlung besteht ein Verwaltungsrat aus 7 Mitgliedern: Vorsitzender ist der Erste Bürgermeister der Stadt Glatz, im Behinderungsfalle sein gesetz-

licher Vertreter. In den Verwaltungsrat werden gewählt vom Magistrat 2 Magistratsmitglieder und ein Kaufmann oder Industrieller aus der Bürgerschaft, von der Stadtverordnetenversammlung 3 Mitglieder und zwar auf 3 Jahre.



Vertikalkammerofen-Anlage (System Koppers)

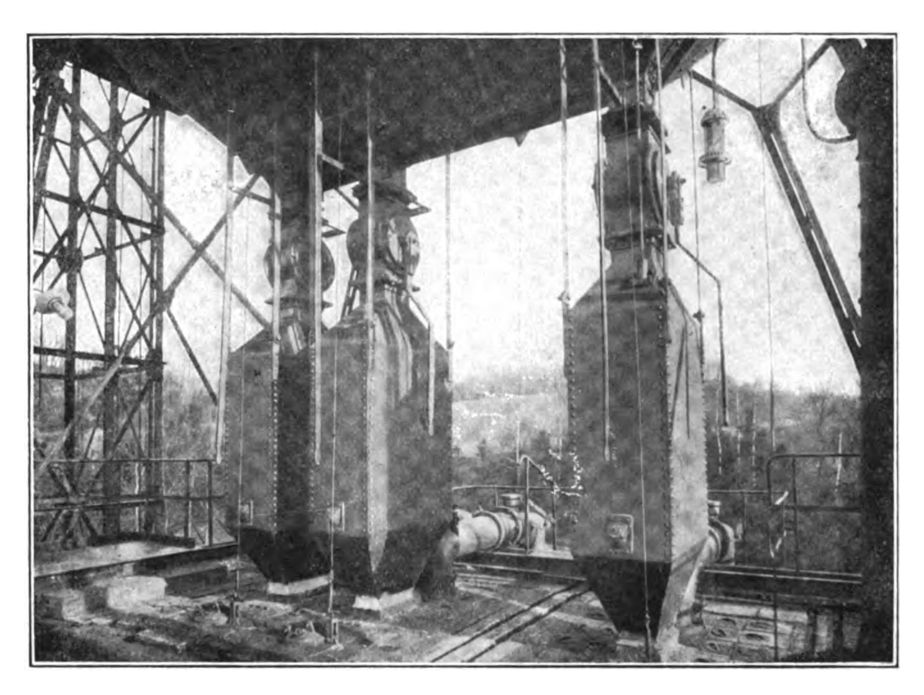
Der Direktor und die anderen Beamten, Angestellten und Arbeiter der Betriebswerke wurden von der Gesellschaft mit ihren bisherigen Einkommens- und Anstellungsbedingungen zur Beschäftigung übernommen.

Die Entstehung und Entwickelung der einzelnen Werke sollen nachstehend kurz beschrieben werden:

Gaswerk.

Nach mehreren im Jahre 1862 eingeholten Offerten beschloß die Stadtverwaltung am 10. April 1863 den Bau eines Gaswerks selbst in die Hand zu nehmen und entschied sich nach Erledigung der Vorarbeiten durch eine Kommission am 11. Februar 1864 für die von Gasdirektor Firle in Breslau entworfenen Pläne.

Schon am 15. November 1864 wurde das Werk an der Königshainer Straße eröffnet. Die Gaspreise, die zuerst nach einer Verbrauchsskala berechnet wurden, wurden am 12. Januar



Bekohlungseinrichtung auf der Ofenanlage

1868 auf 2½ Taler pro 1000 Kubikfuß = 31 cbm für Private festgesetzt, während die Stadt für jede Straßenlaterne jährlich 10 Taler bezahlte.

Die Jahresproduktion betrug 1866: 3 600 000 Kubikfuß = 112 400 cbm. Straßenlaternen waren 103 vorhanden.

Das Werk besaß 2 Öfen mit je drei, 1 Ofen mit zwei Retorten und 1 Ofen mit einer Retorte. Niederschlesische Kohle aus der Frischaufgrube in Eckersdorf kam zuerst zur Vergasung.

Das Anlagekapital des Werkes betrug 34 200 Taler.

Abgesehen von kleineren Umänderungen und Vergrößerungen blieb das Werk in dem gleichen Zustande bis in das Jahr 1900. — Nur 1870 wurde ein zweiter Gasbehälter von 750 cbm erbaut, der 1864 erbaute Behälter faßte 500 cbm.

Im Jahre 1900, in welchem die Gasabgabe bereits auf 457 250 cbm gestiegen war, erfuhr das Werk eine durchgreifende Vergrößerung durch Aufstellung einer kompletten Kühl-,



Sauge-, Reinigungs-, Messungs- und Regler-Anlage. Weiter wurde ein Gasbehälter mit freistehendem Bassin und einem Fassungsraum von 3000 cbm, teleskopierbar auf 6000 cbm errichtet.

Im Jahre 1912 war die Gasabgabe bereits auf 1 260 900 cbm gestiegen, es mußte daher eine bedeutendere Vergrößerung der Anlage vorgenommen werden. Der Erweiterungsbau erstreckte sich auf die Aufstellung eines zweiten größeren Systems sämtlicher Apparate mit einer Gesamtleistung von 15 000 cbm in 24 Stunden. Ferner wurden zwei neue Dampfkessel mit je 30 qm Heizfläche, ein neuer Schornstein und eine Anlage zur Verarbeitung des Gaswassers zu hochkonzentriertem Ammoniakwasser mit einer Leistung von 10 cbm aufgestellt. Nur die Ofenanlage, die Stadtdruckregler und die Gasbehälter erfuhren keine Vergrößerung.

Schon im Laufe des Weltkrieges hatte das Gaswerk unter großer Kohlennot zu leiden, die in der ersten Nachkriegszeit noch schlimmer wurde. Dazu kamen immer höher steigende Arbeitslöhne. Die Stadt schritt daher 1919 zur Errichtung einer neuzeitlichen Ofenanlage anstelle der veralteten, gänzlich abgewirtschafteten und sehr unwirtschaftlich arbeitenden Horizontal-Retorten-Ofenanlage. Nach reiflicher Überlegung entschieden Deputation und Magistrat sich zum Bau einer kontinuierlich betriebenen Vertikalkammer-Ofenanlage mit Zentralgeneratoren. Die Leistungsfähigkeit der Anlage mußte nach dem Angebot 9000 cbm pro Tag betragen, und hierfür wurde ein Ofen mit zwei Kammern und ein Ofen mit einer Kammer gewählt. Die Maximalleistung einer Kammer beträgt bei guter Gaskohle 4500 cbm.

Die Vorteile des Ofens sind kurz folgende:

1. Der Betrieb wickelt sich ohne Staub und Rauchbelästigung ab.
2. Jede heiße Ofenarbeit fällt fort.
3. Die kontinuierliche Destillation gestattet die weitgehendste Anpassung an den Gasverbrauch.
4. Die kontinuierliche Destillation liefert unter rationellster Wärmeausnutzung die größte Gasausbeute.
5. Durch die Stetigkeit aller Destillationsbedingungen werden alle Produkte beim kontinuierlichen Betriebe immer gleichmäßig gewonnen.
6. Die Reparatur- und Unterhaltungskosten sind gering.
7. Der Raumbedarf des kontinuierlichen Ofens ist geringer als bei jedem anderen System.

Die Anlage wurde 1919/20 durch die Firma Koppers-Essen erbaut und am 9. November 1920 in Betrieb genommen.

Im gleichen Jahre wurde noch von derselben Firma eine Ammoniaksulphat-Anlage erbaut.

Durch die inzwischen erfolgte Elektrisierung der Stadt Glatz und auch infolge der Inflation war nicht nur nicht die erwartete Gasverbrauchszunahme eingetreten, sondern die Abgabe verringerte sich immer mehr.

Es mußte deshalb mit allen Mitteln versucht werden, den Gasabsatz namentlich während der Sommermonate zu heben. Dies geschah einmal durch Propaganda für das Kochgas, weiter wurde versucht Nachbargemeinden an das Werk anzuschließen. Es wurden im Juli 1920 Verhandlungen mit der Gemeindeverwaltung Altheide aufgenommen, die mit der

Unterzeichnung eines Vertrages bereits am $\frac{15.\ 10.\ 21}{20.\ 10.\ 21}$ ihren Abschluß fanden. Das Gaswerk Glatz liefert demzufolge Gas in einen ihm gehörenden Gasbehälter in Altheide von 600 cbm, von wo es die Gemeinde Altheide durch einen Gashauptzähler gemessen in einem eigenen Ortsnetze verteilt. Das Rohrnetz in Altheide baute die Gemeinde selbst, um den Badebetrieb nicht zu stören, im Winter 1921/22, während der Gasbehälter und die Fernleitung, die über Komturhof und Niederschwedeldorf führt, im Frühjahr 1922 in Angriff genommen und bereits am 15. Juli 1922 fertiggestellt wurden. Die gesamte Anlage führte die Firma M. Hempel, Berlin-Charlottenburg, aus.

Die gleiche Firma bekam im April 1923 den Auftrag auf Lieferung einer kontinuierlich betriebenen Benzolanlage, welche am 24. August 1923 in Betrieb genommen wurde.

Um die reichlich groß angelegte Gaswerksanlage noch vollkommener auszunutzen, schweben augenblicklich Verhandlungen mit den Städten Habelschwerdt und Neurode über Versorgung dieser Städte und den zwischen Glatz und den beiden Städten liegenden Ortschaften mit Gas aus dem Gaswerke Glatz. Die Gaserzeugung in den letzten Jahren betrug:

1900	460 000 cbm	1907	891 900 cbm	1914	1 318 960 cbm	1921	1 279 790 cbm
1901	497 110 cbm	1908	950 000 cbm	1915	1 375 530 cbm	1922	1 271 300 cbm
1902	556 070 cbm	1909	1 016 000 cbm	1916	1 274 840 cbm	1923	1 155 580 cbm
1903	624 440 cbm	1910	1 074 200 cbm	1917	1 013 020 cbm	1924	1 249 670 cbm
1904	706 980 cbm	1911	1 135 000 cbm	1918	1 190 380 cbm	1925	1 339 030 cbm
1905	775 260 cbm	1912	1 259 200 cbm	1919	1 227 790 cbm		
1906	849 400 cbm	1913	1 299 500 cbm	1920	1 301 660 cbm		

Wasserwerk.

Schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts hatte Glatz in der Wilhelmstraße eine zentrale Wasserversorgung, die Wasserkunst genannt, die aus einem Pumpwerk bestand, das durch das Wasser des Mühlgrabens betrieben wurde und filtriertes Neißewasser nach einem Behälter am Böhmischen Tor förderte. Dieser speiste dann die Löwenbütte am Rathaus und die Laufbrunnen am Ring, Ecke Schwedeldorfer Straße, in der Böhmischen Straße, in der Judenstraße, in der Frankensteiner Straße, am Grünen Tor und einen Druckständer vor der alten Kaserne 8.

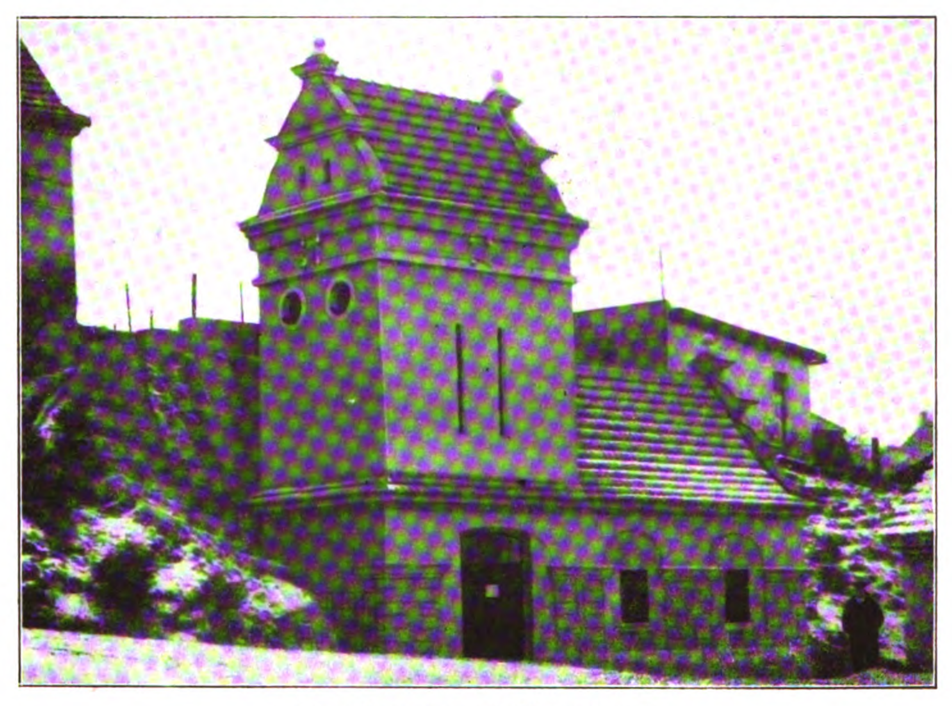
Die nicht einwandfreie Beschaffenheit des Wassers, besonders nach starken Regengüssen, und die durch das öftere Abschlagen des Mühlgrabens verursachte Wasserkalamität, sowie auch das Fehlen von einwandfreiem Wasser in den niedrig gelegenen Stadtteilen und in der Neustadt veranlaßten Anfang der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts die städtischen Körperschaften dem Bau einer neuzeitlichen Wasserversorgung näherzutreten.

Untersuchungen, die schon im Jahre 1883 vorgenommen wurden, ergaben, daß die Comthurwiesen reichlich Untergrundwasser führen und daß der Untergrund aus grobkörnigem Kies besteht. Von mehreren Projekten wurde das nachstehende gewählt und ausgeführt:

Zwei Brunnen, die gegen Hochwasser geschützt sind, liegen am linken Neißeufer auf den Comthurwiesen und sind mit einem Schöpfbrunnen im Hebewerk und untereinander mit einer Heberleitung verbunden. Das Hebewerk liegt an der Querstraße und bestand bis August 1922 aus 2 Dampfmaschinen von je 26 PS effektiv mit den erforderlichen Pumpen.



Eine jede Dampfmaschine war imstande, eine Wassermenge von 2500 cbm in 24 Stunden bei einer Tourenzahl von 16 in der Minute 50.5 m hoch zu fördern. Zum Betriebe dieser Dampfmaschinen dienten zwei Dampfkessel. Eine Dampfmaschine und ein Dampfkessel entsprachen dem vollen Betriebe, während das zweite Paar als Reserve diente. Zwei Vorpumpen, einfach wirkend, mit Zugstangen durch pendelnde Hebel unterstützt, mit den Dampfmaschinen verbunden, förderten das Wasser nach einer Zisterne, aus welcher die



Hydrophoranlage mit Transformator

Pumpen das Wasser nach einem an der Reinerzer Chaussee gelegenen gemauerten Hochbehälter mit 2 Kammern und einem Fassungsraume von zusammen 1000 cbm drückten.

Das Stadtrohrnetz ist nach dem System der Zirkulation mit den erforderlichen Spülvorrichtungen und Auslässen gebaut.

Mit dem Bau des Wasserwerks wurde im Spätherbst 1885 begonnen. Im November 1886 wurde dasselbe in Betrieb genommen. Mit Ausnahme des Rohrnetzes, das im Laufe der Jahre bedeutende Vergrößerung erfuhr, blieb die Anlage selbst bis August 1922 unverändert. Auch an diesem Zeitpunkt waren Maschinen und Kesselanlagen in mustergültigem Zustande. Nur aus der Erwägung heraus, daß die Dampfanlage nicht mehr rationell genug arbeitete, hatten die städtischen Körperschaften bei dem Ausbau der städtischen Obermühle von Anfang an die Elektrisierung der städtischen Betriebe von der Obermühle aus beabsichtigt.

Nach Fertigstellung der Elektrizitäts-Erzeugungsanlage in der Obermühle im Dezember 1921 wurde mit der Elektrisierung des Wasserwerks begonnen, und am 23. August 1922 konnte die neue Anlage in Betrieb genommen werden. Dieselbe besteht aus:

2 Hochdruckkreiselpumpen für eine stündliche Leistung von je 150 cbm Wasser auf eine manometrische Gesamtförderhöhe von je 81 m, bei etwa 1450 Umdrehungen. Jede Pumpe ist mit einem Drehstrommotor von 64 PS direkt gekuppelt.

Um den in der Obermühle erzeugten Strom besser ausnutzen zu können, wurde im Jahre 1924 eine dritte Hochdruckkreiselpumpe mit einer Leistung von 70 cbm, direkt gekuppelt mit einem Drehstrommotor von 40 PS aufgestellt.

Als 1924 das Gelände jenseits der Hochstraße nach der Schneiderbaude zu als Baugelände erschlossen wurde, mußten die Betriebswerke, da auch schon in der Reichensteiner Straße und am Christkindelsteig der Wasserdruck gering war, darauf bedacht sein, die Wasserdruckverhältnisse zu verbessern. Der Verwaltungsrat entschloß sich für eine Hydrophoranlage, die im Mai 1925 in Angriff und im November 1925 in Betrieb genommen wurde. Dieselbe wurde in Verbindung mit der neuen Transformatorenstation an der Zimmerstraße, Ecke Angerstraße, erbaut und versorgt die Angerstraße, Hochstraße, Mittelstraße, Götzstraße, Reichensteiner Straße, Neulandstraße, Christkindelsteig, Am Kreuzberg, Lindenweg, Ebereschenweg, Bergblick und Birkenweg.

Die Wasserförderung betrug:

1919 363 193 cbm	1921 523 025 cbm	1923 521 982 cbm	1925 525 800 cbm
1920 407 517 cbm	1922 494 972 cbm	1924 467 488 cbm	

Elektrizitätsversorgung.

Schon im Jahre 1913, am 4. August, beschäftigten sich die städtischen Körperschaften mit der Absicht der Versorgung der Stadt Glatz mit elektrischem Strom. Es kam aber über die Vorverhandlungen nicht hinaus, und der Ausbruch des Weltkrieges verhinderte die Ausführung des Projekts, das aber weiter in Bearbeitung blieb.

Gleich nach Beendigung des Krieges wurden verschiedene Vorschläge über die Versorgung der Stadt eingeholt, und die städtischen Körperschaften entschieden sich für den Anschluß an die eben ins Leben gerufene Stromeinkaufs-Genossenschaft der Grafschaft Glatz, e. G. m. b. H. in Glatz, die ihrerseits den Strom aus dem Kraftwerk Mittelsteine bezieht.

Bereits im Mai 1920 wurde mit dem Bau des Ortsnetzes begonnen und am 15. November 1920 dasselbe erstmalig unter Strom gesetzt.

Es wurde bei der Projektierung angenommen, daß Weihnachten 1924 6000 Lampen und 400 PS angeschlossen sein würden.

Im	Dezember	1920	waren:	3 680	Lampen	und	85	PS
„	„	1921	„	7 383	„	„	303	„
„	„	1922	„	9 272	„	„	498	„
„	„	1923	„	10 275	„	„	727.5	„
„	„	1924	„	12 243	„	„	834.3/4	„
„	„	1925	„	14 647	„	„	965	„

angeschlossen.

Die nicht vorherzusehende ganz enorme Steigerung der Stromabgabe hatte schon im Jahre 1922 die Anschaffung eines weiteren Transformators zur Folge.

Im Januar 1923 wurde mit eigener Station die Vorstadt Halbendorf und im November 1925 die Querstraße mit dem Wasserwerk ebenfalls an die Fernleitung mit eigener Sta-



tion im Wasserwerk angeschlossen. In der Hauptsache jedoch bezieht das Wasserwerk, wie schon seit der Elektrisierung im August 1922, seinen Strom aus der städtischen Obermühle.

Weiter wurde im Dezember 1925 eine weitere Station in der Verbindung mit einer Hydrophoranlage in der Zimmerstraße, Ecke Angerstraße in Betrieb genommen.

Es sind nunmehr Transformatorenstationen am Schloßberg, in der Gartenstraße (zwei Transformatoren), in der Fischerstraße, in Halbendorf, im Wasserwerk und an der Zimmerstraße.

An Strom wurden von der Überlandzentrale bezogen:

1921	305 297	Kwh
1922	323 707	„
1923	355 146	„
1924	565 873	„
1925	615 106	„

Außerdem bezieht die Stadt noch zeitweise, besonders Sonntags bei geringerer Belastung, Strom aus der städtischen Obermühle, die in der Hauptsache das Wasserwerk, das Gaswerk und die Firma Thiele & Maiwald mit Strom durch besondere Anlage speist.

Stadtgleis.

Infolge des gebirgigen Charakters der Stadt Glatz enthält die Zuführung zum Güterbahnhof eine derartige Steigung, daß die Fahrzeuge mit nur höchstens 50 Zentner belastet werden können.

Weiter liegt das Gaswerk, das im Jahre 1864 errichtet worden ist, als an den Bau der Eisenbahn noch nicht gedacht wurde, 1600 m vom Güterbahnhof entfernt.

Die Beförderung der Kohle nach dem Gaswerk und der Nebenprodukte nach dem Bahnhof war daher recht umständlich und kostspielig.

Eine schon 1918 projektierte Hängebahn über den Schäferberg nach dem Gaswerk war einmal zu teuer und dann auch nicht die ideale Lösung der Transportfrage.

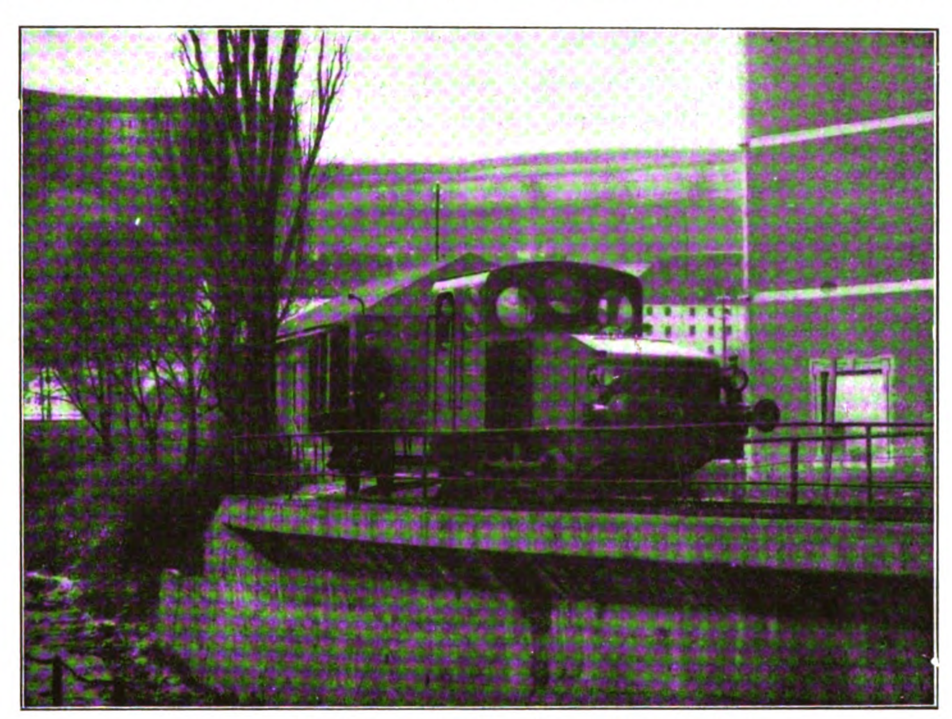
Nachdem Verhandlungen im Juli 1921 mit der Eisenbahndirektion ergaben, daß der Bau eines Anschlußgleises zwischen Glatz-Hauptbahnhof und Glatz-Stadt möglich sei, wurde das Projekt sofort aufgegriffen, der zum Bau nötige Platz aus Privathänden angekauft und zum Teil vom Militärfiskus gepachtet. Auch die erforderlichen Materialien wurden wegen der damals täglich steigenden Preise sofort angekauft. Im März 1922 ging die Genehmigung zum Bau der Gleisanlage ein und wurde mit den Arbeiten begonnen.

Die Anlage ist wie folgt gebaut:

In km 94.5 der Strecke Breslau—Mittelwalde wurde eine Linksweiche verlegt. An diese schließen sich zwei Gleise an, die als Zustellungs- und Abholungsgleise dienen. Ein drittes Gleis ist als Gleisstumpf ausgeführt und dient Spediteuren und einigen Industriellen zur Be- und Entladung. Um eine Drehscheibe zu vermeiden, wurde zur Überführung der Wagen nach dem Gaswerk eine Industriekurve, hergestellt von der Firma Paul Ende, Hannover, verlegt. Diese Gleiskurve hat einen Radius von 30 m. Das inzwischen eingegangene Gesuch der Firma Thiele & Maiwald um Verlängerung des Gleisanschlusses bis in ihr Fabrikgrundstück fand Genehmigung bei dem Magistrat und der Eisenbahnverwaltung.

Mittels einer Drehscheibe, die im Gaswerkshofe liegt, wurde das Gleis über den Königshainer Bach bis in den Fabrikhof weitergeführt.

Die Bedienung des Gleisanschlusses geschieht in der Weise, daß die Wagen von der Reichsbahnlokomotive in Gleis 2 abgestellt werden. Eine den Betriebswerken gehörende Benzol-Lokomotive von 25 PS rangiert die für die Spediteure und anderen Anschlußgleisbe-



Vollbahnanschluß der Betriebswerke mit 30 m R. Kurve

nutzer bestimmten Wagen nach Gleis 3 und drückt die für die Firma Thiele & Maiwald und die Betriebswerke ankommenden Güter über die Industriekurve nach der Fabrik und den Betriebswerken.

Am 4. Mai 1923 fand die landespolizeiliche Abnahme des Gleisanschlusses statt.

Im Jahre 1923 sind insgesamt 1166 Wagen,
„ „ 1924 „ „ 2034 „
„ „ 1925 „ „ 2657 „
ent- bezw. beladen worden.

Habelschwerdt

Von Schulleiter Dr. S ch e u e r - Habelschwerdt.

Haupt- und Mittelpunkt des Grafschafter Oberkreises, der auch sonst der „Grüne" wegen seines Reichtums an Wäldern und Matten genannt wird, bildet die Stadt Habelschwerdt. Sie liegt an der Stelle, wo der Kressenbach (die Weistritz) in die Neiße mündet, und hat bis heute ihr altertümliches Aussehen bewahrt. Ihre an Schicksalen reiche Geschichte hat in dem allverehrten Schulrat Dr. Volkmer einen würdigen Chronisten gefunden, der ihren Namen als „Habels-Werder" erklärt.

Das genaue Gründungsjahr von Habelschwerdt hat sich bisher nicht ermitteln lassen. Soviel steht wohl fest, daß die Anlage um die Mitte des 13. Jahrhunderts durch deutsche Siedler erfolgt ist. Diese haben durch die Wahl der Örtlichkeit einen geübten Kolonistenblick bewiesen; denn der zu den Ufern beider Flüsse steil abfallende Tafelberg ist wie kaum ein anderes Gelände für die Gründung eines geschützten Wohnplatzes geschaffen. Aus der Reihe der Stadtvögte muß Jakob Rücker an erster Stelle genannt werden, dem die junge Stadt ihre Befestigung verdankte. Er ließ um 1319 Wall und Mauer ziehen und versah letz-



Gesamtansicht von Habelschwerdt

tere mit Toren und Türmen. Noch heute können wir den wuchtigen Wasserturm (Stadtbergturm), den Glatzer Torturm und den Ritterturm (früher Fleischerturm) nebst einigen Resten der alten Stadtmauer bewundern. Gleichzeitig führte Rücker über der Einmündung des Kressenbaches in die Neiße die Stadtvogtei auf, die noch jetzt als weithinschauende Warte

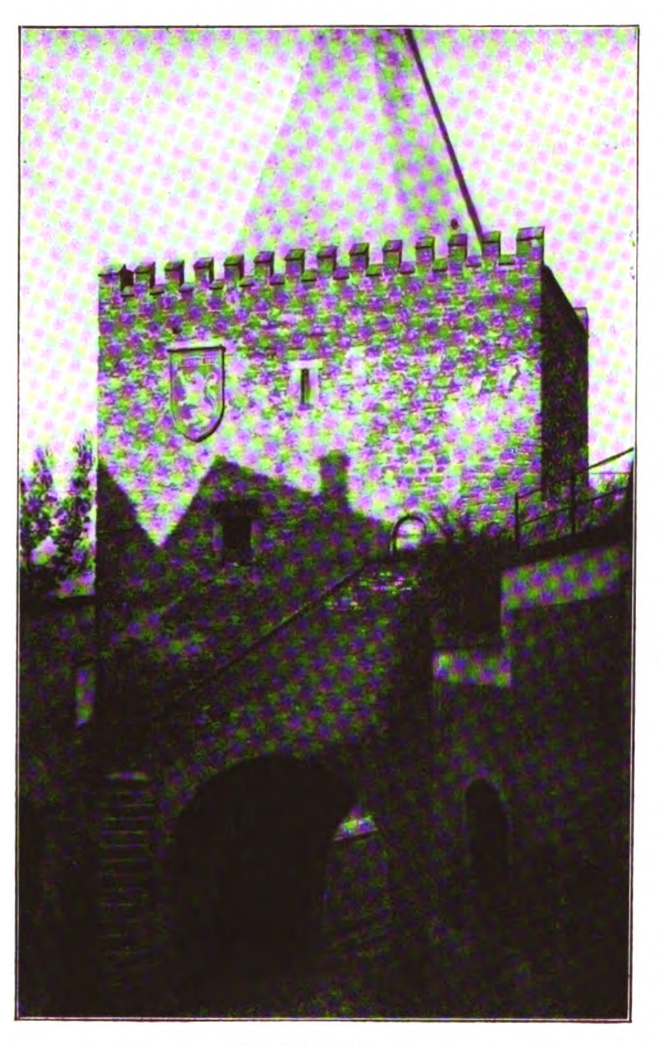


Blick auf die Stadtvogtei

auf hohem Felsen thront. Habelschwerdt trat schon 1320 durch die Gunst des böhmischen Königs Johann in die Reihe der selbständigen Städte ein und nahm seitdem einen erfreulichen Aufschwung.

Jedoch wurde das Wachstum der vielversprechenden Siedlung des öfteren ganz erheblich gestört. In der Zeit der religiösen Wirren zogen die Kelchner (Hussiten) auch vor Habelschwerdt, das sie im Dezember 1429 regelrecht belagerten. Damals untergruben sie bei der Pfarrkirche die Stadtmauer, so daß der Kirchturm in den Wallgraben stürzte. Während die Bürger dank einer umsichtigen Verteidigung sich behaupten konnten, ist bei diesen Kämpfen das vor der Stadt gelegene Dorf Dittrichsbach völlig verschwunden; seine ehemalige Lage ist uns nicht sicher bekannt.

Neue Drangsale erfuhr die Gemeinde im Dreißigjährigen Kriege, in dessen Verlaufe sie mehrfach von schwedischen Truppen gebrandschatzt wurde. Im 2. Schlesischen Kriege erlebte die Stadt vor ihren Toren ein richtiges Gefecht, welches zwischen dem Florianberge und Plomnitz von den Preußen unter Lehwald und den Österreichern unter Wallis geliefert wurde. Noch einmal, im bayerischen Erbfolgekriege 1779, durchtobte die Straßen ein wilder Kampf. Die preußische Besatzung unter dem Prinzen von Hessen-Philippstal wurde an einem Januarmorgen durch einen verwegenen Angriff von Alt-Weistritz her überrascht und zu nicht unbeträchtlichem Teile samt ihrem Führer gefangen genommen; nur einige



Stadtbergturm

Offiziere, zu denen auch der später in den Befreiungskriegen bekanntgewordene York von Wartenburg gehörte, schlugen sich mit ihren Soldaten nach Glatz durch. Auch noch 1807 und 1866 haben die Habelschwerdter große Truppenansammlungen in ihren Mauern gesehen. Mehrfach haben Überschwemmungen in der unteren Stadt und gewaltige Brände innerhalb des Wallringes und in den nahe gelegenen Waldungen den Wohlstand der Bürger beeinträchtigt.

Trotz all dieser schweren Schicksalsschläge hat Habelschwerdt dank der Zähigkeit seiner Bevölkerung immer wieder eine neue Blüte erlebt und es im Laufe der Jahrhunderte zu einem umfangreichen Besitz gebracht. Letzteren stellt insbesondere das große städtische Waldgebiet dar, welches weitblickende Ratsherrn von geldbedürftigen Fürsten und Kaisern nach und nach zu erwerben wußten.

Durch die Anlage einer Wasserleitung (erstmalig 1514, erneuert 1719 u. 1877) wurde frühzeitig für die Wohlfahrt und Gesundheit der Bewohner gesorgt. Für den religiösen Sinn der Bürger spricht die Errichtung mehrerer Kirchen und Kapellen: die Stadtpfarrkirche und die Hospitalkirche, die Kapellen des heil. Florian und des heil. Franziskus legen davon ein beredtes Zeugnis ab. Die erstere der beiden Kapellen wurde 1725 auf der Höhe des Florianberges (früher Hopfenberg) dem städtischen Feuerpatron zu Ehren errichtet. Zu ihr, die uns in ihrer idyllischen Lage wie ein Bild zu Uhlands Worten „Droben stehet die Kapelle“ erscheint, steigt noch heute alljährlich am 4. Mai die Gelöbnisprozession in feierlichem Zuge empor. Eine der glücklichsten architektonischen Schöpfungen Habelschwerdts ist der 1914—1916 trotz schwerer Kriegsjahre erfolgte Um- und Ausbau der Stadtpfarrkirche, die als wundervolles Werk eines trefflich gewahrten Renaissancestiles weithin in die Lande sichtbar liegt. Zu den uns noch heute erhaltenen Sehenswürdigkeiten vergangener Jahrhunderte gehören auch die Staupsäule von



Staupsäule

1556 auf dem Neumarkt (früher Töpferplan) und die 1736 gestiftete Dreifaltigkeitsstatue auf dem Oberringe.

Einen weiteren Aufschwung hat „Habels-Werder" seit 1818 genommen, nachdem es Kreisstadt und Sitz mehrerer Behörden geworden war. Zur Erinnerung an dieses wichtige Ereignis steht unfern der Floriankapelle ein Denkmal, das durch den Vertreter der damaligen Reichenbacher Regierung feierlich enthüllt wurde. Der wachsende Umfang der Stadtgeschäfte erforderte ein neues Rathaus, dessen im Florentiner Palaststil aufgeführter Bau im Herbst 1854 bezogen wurde. Neben dem schon 1381 gegründeten Siechenhause (Bürgerhospital) dienen das großzügig angelegte Krankenhaus „Maria Hilf" (1862), die Kur- und Badeanstalt und eine städtische Flußbadeanstalt der Gesundheitspflege der Bürger. Weitere Schöpfungen zum Wohle der Bevölkerung sind der Schlachthof und die beiden städtischen Elektrizitätswerke, von denen das neue Wasserkraftwerk „Teichmannmühle" besonders hervorzuheben ist. Für die heranwachsende Jugend besitzt Habelschwerdt gute Bildungsstätten verschiedenster Art, so daß man es geradezu die Stadt der Schulen nennt. Die Volksschulen und die höhere Knabenschule sind in einem modernen Hochbau untergebracht, der weit die Häuser überragt; das massige Gebäude des 1766 gegründeten und September 1925 eingegangenen Lehrerseminars (1880 eingeweiht) hat der neuen Aufbauschule (Felbiger-Schule) seine Pforten geöffnet. Eine höhere Töchterschule, eine Stick- und eine Gewerbeschule zeugen von der umsichtigen Pflege, die hier einer hoffnungsfrohen Jugend gewidmet ist. Eine zeitgemäße Förderung findet die Stählung des Körpers auf besonders angelegten Sportplätzen. Für die Belange der evangelischen Mitbürger ist seit 1822 eine Kirche und eine Schule errichtet.

Durch den Ausbau der Grafschafter Bahnlinie bis zur Landesgrenze (1875) ist Habelschwerdt dem Fernverkehr erschlossen und besitzt heute zwei Bahnhöfe. Dadurch hat es als Mittelpunkt einer weitverzweigten Industrie viel an Bedeutung gewonnen. Namhafte Zündholz- und Schachtelfabriken, Sägewerke und Papierfabriken stehen hier in Blüte; außerdem verschafft eine nicht unbedeutende Hausindustrie Arbeitsmöglichkeiten. Hier sei auch der „Bastelstube" gedacht! Dem Gedanken moderner Siedlungspolitik tragen die Bauten auf der Flur-, Hermann Stehr- und Damaschkestraße Rechnung.

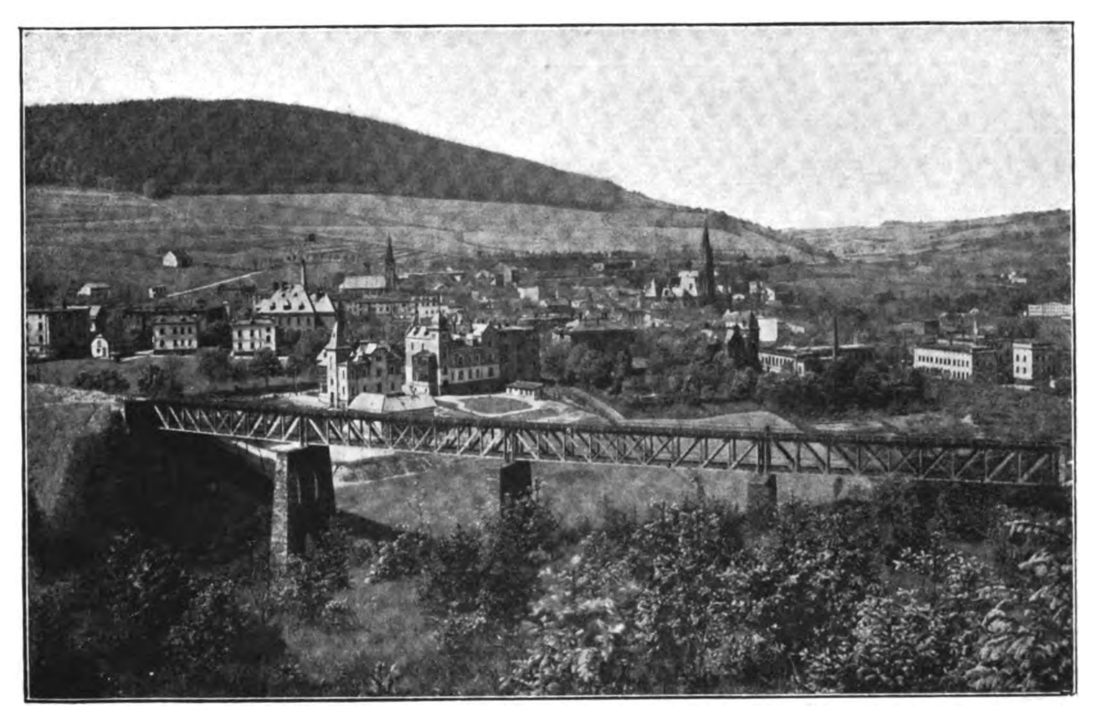
Die Nähe der Berge schuf die Stadt zu dem durch die Natur gegebenen Ausgangspunkt vieler Touristenwege, und im Sommer wie auch im Winter durchziehen fröhliche Wanderscharen die altertümlichen Gassen des „Glätzischen Rothenburg". Prächtige Spaziergänge wie die Florian-Anlagen mit ihrer entzückenden Aussicht und die waldfrische Wustung laden zur Erholung ein, und das nahe Bad Langenau bietet den Kranken und Ruhebedürftigen wohltuende Stärkung und Genesung. Für die wanderfrohe Jugend hat die Stadtverwaltung lichte und schöngelegene Herbergsräume geschaffen, wie sie sonst wohl selten in schlesischen Landen zu finden sind. Ein Blick von dem in ¼ Stunde bequem zu erreichenden Floriansberge auf das sich terrassenförmig so malerisch aufbauende Städtchen, zu Füßen die rauschende Neiße und im Hintergrund das wuchtige Bergmassiv, bleibt jedem Beschauer unvergessen.

Die Stadt Neurode (Kreisstadt)

Von Bürgermeister Beckstein und Beigeordneter Ebel in Neurode.

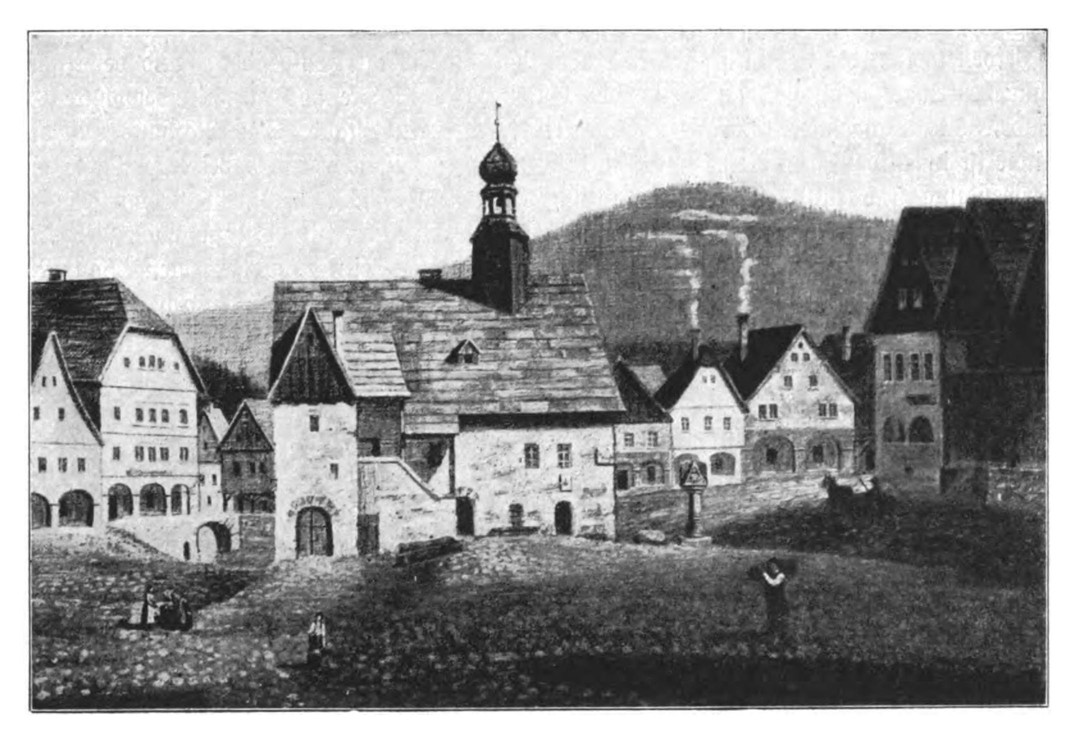
Die Stadt Neurode ist 4 km von der österreichischen Landesgrenze entfernt und liegt zu beiden Seiten des Walditzflusses in einem vom Annaberge, Galgenberge und der Pfarrlehne begrenzten Talkessel, am Fuße des Eulengebirges. Sie hat ca. 500 bewohnte Gebäude, 8600 Einwohner. Der ältere Stadtteil ist die Unterstadt. Das Rathaus auf dem Ringe ist im altdeutschen Renaissancestil 1892/93 umgebaut worden, wobei eine reichhaltige Verwendung und kunstgerechte Bearbeitung von rotem Sandstein, einem Produkt hiesiger Gegend, stattgefunden hat. Bemerkenswert ist der Kronleuchter im Sitzungssaale des Rathauses, welcher in einem kunstvoll gearbeiteten Eisengestell einen ausgerodeten Baumstock (das Stadtwappen) trägt. Vor dem Rathaus steht ein Kunstbrunnen in Bronze, ein Werk des verstorbenen Akademie-Professors Werner-Schwarzburg aus Breslau. Den Ring schmückt ferner noch ein ebenfalls in Bronze gegossenes Kaiser-Wilhelm I.-Denkmal von Professor Seeger in Berlin.

Neurode hat vier katholische Kirchen: die Stadtpfarrkirche zu St. Nikolaus, welche an Stelle der im Jahre 1884 durch den großen Brand zerstörten, in Ziegelrohbau in gotischem



Gesamtansicht von Neurode

Stile neu erbaut worden ist. Ihr Turm ist 66 m hoch. Die Kreuz- und die Brüderkirche (letztere aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammend), sowie die Loretto-Kapelle, die im Jahre 1767 erbaut wurde. Ferner eine 1868 errichtete evangelische Kirche. Das alte einstige von Stillfriedsche Schloß, jetzt Verwaltungsgebäude der Neuroder Kohlen- und Tonwerke, liegt nahe am Ring. Des Weiteren befinden sich in der Stadt: Landratsamt, Kreiskasse, Katasteramt, Kreisarzt, Amtsgericht, Finanzamt, Zollamt, und drei Banken, Kreisschulinspektion, Postamt, Eisenbahnstation, je eine katholische und evangelische Volks-



Altes Rathaus

schule, Progymnasium und Realschule, Mädchenberufsschule und staatliche Stickschule. An gemeinnützigen Anstalten sind zu nennen das große Knappschaftslazarett, ein städtisches Krankenhaus, Hospital mit Waisenhaus, öffentlicher Schlachthof (mit Natureiskühlhaus). Bäder verschiedenster Art sind im Elektrizitätswerk zu haben. Auch eine Flußbadeanstalt ist vorhanden, in deren Nähe ein 36 Meter hoher Eisenbahnviadukt den Schwarzbachgrund überbrückt. Eine neue Hochdruckwasserleitung versorgt die Bewohner mit gutem Trinkwasser, so daß in gesundheitlicher Beziehung fast nichts zu wünschen übrig bleibt.

Die Stadt Neurode besitzt einen Forst von ca. 1500 Morgen Größe, der zum Teil bis dicht an die Stadt heranreicht und hier promenadenartig ausgebaut ist. In allen Stadtteilen ist der Bevölkerung Gelegenheit zur Erholung in frischer Waldesluft gegeben, so der Unterstadt in der neuen Promenade am Kreuzberge, der Hentschelkoppe und am Galgenberge, der Oberstadt in der Annabergpromenade und der Promenade am Graupenberge. Besonders die Annabergpromenade ist die Perle der Stadt. Schöne Waldwege mit

mäßiger Steigung ziehen sich in Serpentinen bis zur Höhe des Berges, auf dem die Annabaude zur Rast einladet. Der Rundblick, der sich von der Annabaude und besonders vom Annabergturm, einer Schöpfung des Glatzer Gebirgsvereins, bietet, ist einer der schönsten in weiter Umgebung. Dicht neben der Baude steht die alte Annakapelle. —

Stadt und Kreis Neurode haben sich in den letzten Jahrzehnten zu einem eigenen Industrierevier entwickelt. Die Kohlen- und die Textilindustrie nahmen einen mächtigen Aufschwung und beschäftigen heute viele Tausende von Arbeitern. Die Neuroder Kohlen- und Tonwerke mit der Rubengrube, der Johann Baptistagrube und der Rudolfgrube, sowie die Wenzeslausgrube in Mölke mit dem Kunigundeschacht, dem Kurtschacht und dem Heddyschacht haben einen guten Klang im Niederschlesischen Kohlenrevier und sind zum größten Teile neuzeitlich ausgebaut. Die Neuroder Kohlen- und Tonwerke gewinnen außer der Kohle noch einen feuerfesten Ton von besonderer Güte. Dicht an der Wenzeslausgrube liegt das große Elektrizitätswerk Schlesien, das fast ganz Schlesien mit Strom versorgt. Ein weiteres Elektrizitätswerk ist das Bahnkraftwerk in Mittelsteine. In der Textilindustrie ist das bedeutendste Werk die Weberei der Firma Hermann Pollacks Söhne in Neurode, die nur Qualitätswaren fertigt. Aber auch noch andere große Webereien (Jordan, Hanke-Bergmann, Kube, Blech & Schmidt, Seidenweberei Gebrüder Bader u. a.) rechtfertigen den guten Ruf der Neuroder Textilwaren.

An weiteren großen Industrieunternehmungen sind zu nennen die Berlin-Neuroder Kunstanstalten mit Sitz in Berlin und Neurode, die „Hausfreund"-Druckerei in Neurode mit Zweiggeschäften in Hamm und Speyer, die Löwenthal'sche Federpelzwarenfabrik, die Schlesienwerke für Holzverarbeitung in Mittelsteine und die vielen Rouleaux- und Jalousien-Fabriken. —

Von der ehemals in hoher Blüte gewesenen Tuchmacherei (in alten Zeiten die „Wollenweberei" genannt) ist heute wenig oder gar nichts mehr zu merken. In alten Zeiten scheint dieses Gewerbe die Entwickelung der Stadt gefördert zu haben, denn schon im Jahre 1360 erhielten die hiesigen Wollenweber von dem Jaroslaus von Donyn und seinen Brüdern, Erbherren auf Neurode, gewisse Satzungen und Innungsartikel. Im Jahre 1798 waren hier 261 Meister, gegen 260 Gesellen und 15 Tuchscheerer, 1808 waren 450 Meister.

Die zukünftige Ausdehnung der Stadt ist in neuer Zeit durch Ankauf großen Bauterrains gesichert worden, was die vielen neuen Siedelungs- und Wohnhausbauten zeigen.

Neurode hat seinen Namen von „Roden" erhalten, weil in den ältesten Zeiten diese Gegend mit dichten Wäldern bedeckt war. Das erste Haus, welches auf jetzigem Gelände der Stadt Neurode erbaut war, muß Jägern zum Aufenthalt gedient haben. Nach und nach fing man an, um das Jägerhaus den Wald auszuroden, baute noch mehrere Wohnhäuser auf dem Neulande und legte diesen Häusern den Namen „Newenrode" (Neurode) bei. Die Stadt führt aus eben diesem Grunde, wie bereits oben bemerkt, einen ausgerodeten Stock in ihrem Wappen. Die Anlegung und Erbauung dieses Ortes geschah wahrscheinlich im 13. Jahrhundert, denn schon im Jahre 1347 wird Neurode ein Städtchen genannt. Die Stadt muß aber schon 100 Jahre früher bestanden haben, wenigstens schreibt einer der berühmtesten Geschichtsforscher der Grafschaft Glatz, daß im Jahre 1253 zu den



Städten, welche unter Ottokar II. mit deutschen Kolonisten bevölkert wurden, auch Neurode gehört habe. Sie war bis zur Einführung der Städteordnung (1809) eine Mediatstadt.

Der erste, dem Namen nach bekannte Besitzer der Herrschaft und des Schlosses Neurode hieß Hans Wüstehube von Goldstein in Mähren, dann folgten die Burggrafen Dohna (auch von Donyn genannt) von 1352—1465. Der letzte Dohna starb ohne männliche Leibeserben. Die Herrschaft, ein Lehen, ging deshalb auf den Böhmen-König Georg Podiebrad über und dieser übergab es 1472 als solches der aus einem angesehenen böhmischen Geschlechte



Knappschaftslazarett

stammenden Familie von Stillfried-Ratonitz, in deren Besitz es bis zum Jahre 1813 blieb, worauf dann dieses Besitztum mitsamt dem Schlosse an die Reichsgräflich Magnis'sche Familie auf Eckersdorf, Kreis Neurode, verkauft wurde.

Wie innig das Verhältnis zwischen Stadt und Herrschaft gewesen, geht daraus hervor, daß der Grundherr Augustin von Stillfried (1732—1780) die Tochter des bürgerlichen Kommerzienrats Niesel zur Frau nahm, daß die Gräfin Charlotte von Stillfried, Tochter des vorletzten Besitzers, Grafen Josef von Stillfried, den Bürgermeister Carl Bergmann, der später als Bürgermeister nach Patschkau ging und dort verstorben ist, heiratete.

Bis zum Jahre 1742 gehörte Neurode zu Böhmen.

Die Stadt, welche niemals befestigt war, hatte gleichwohl nicht nur unter den Streifzügen der Hussiten, sondern auch im 30jährigen Kriege und in den schlesischen Kriegen viel Ungemach zu erleiden. Um das Jahr 1428 wurde die Stadt von den Hussiten angezündet und in Asche gelegt.

1621 kamen kaiserliche Truppen von Braunau nach Neurode und überfielen letzteres. Die Einwohner setzten sich nebst einigen hier liegenden kurpfälzischen Soldaten zur Gegenwehr und schlugen die kaiserlichen Truppen zurück. Gegen 30 Einwohner wurden hierbei getötet und mehrere verwundet. 1622 unternahmen die kurpfälzischen Truppen aus Glatz unter Anführung des Grafen Franz Bernhard von Thurn einen Ausfall nach Neurode, machten die hier stehende kaiserliche Besatzung größtenteils nieder und steckten die Stadt, nachdem sie dieselbe zuvor ausgeplündert hatten, in Brand. 180 Häuser nebst dem herrschaftlichen Schlosse wurden dadurch eingeäschert und mehrere Personen verloren ihr Leben.



Marienlauben

Im 7jährigen Kriege hatte die Stadt 5191 Taler Kriegskosten beizutragen und der Totalverlust im Kriege mit Frankreich (1807) wird einschließlich der Erpressungen auf die enorme Summe von 80 000 Talern beziffert. Friedrich der Große suchte die Kriegsschäden des 7jährigen Krieges nach Möglichkeit auszugleichen. Er war am 22. August 1766 persönlich hier, um die Verbesserung der Tuchmacherei und Schaffung von Absatzgebieten an Ort und Stelle zu beraten. Die Stadt knüpfte infolgedessen Geschäftsverbindungen mit Italien, Konstantinopel und Smyrna in Kleinasien an und erhielt auch noch nach dem Tode des großen Königs in den späteren Kriegen zahlreiche Lieferungen, sodaß die Zeit von den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts bis Anfang der zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts in wirtschaftlicher Beziehung „das goldene Zeitalter von Neurode“ genannt werden darf. Trotz der damaligen günstigen wirtschaftlichen Verhältnisse waren nur der Ring und einige Straßen schlecht gepflastert und die Häuser von Holz, ein Zeichen der Zeit.

Von den Schicksalsschlägen, welche die Stadt im Laufe der Zeit betroffen haben, sind hervorzuheben die zahlreichen Überschwemmungen, die der Unterstadt oft den Untergang drohten, die vielen Brände, von denen der letzte große Brand am 23. Mai 1884 einen Umschwung in den baulichen Verhältnissen der Stadt bewirkt hat. Durch den letzteren wurden vollständig vernichtet: Die katholische Pfarrkirche, 21 Wohnhäuser, 20 Neben- und Wirtschaftsgebäude, beschädigt: 24 Wohnhäuser, 6 Wirtschafts- und Nebengebäude. (Gegen 80 Familien mit rund 320 Köpfen waren obdachlos geworden. Der Brandschaden war auf 115 000 Mark angenommen.)

Auch von Seuchen sind Stadt und Umgegend mehrfach heimgesucht worden. So raffte die Pest im Jahre 1633 in der Parochie 190 Menschen und die Cholera im Jahre 1832 315 Menschen hin. Zwölf Jahre nach der Pest (1645) hatte die Stadt nur 187 Bürger, im Jahre 1756 betrug die Einwohnerzahl der Stadt 2214 und bis zum Jahre 1804 stieg dieselbe auf 2881 Einwohner. Schon im Jahre 1824 zählte die Stadt infolge des wirtschaftlichen Aufschwunges derselben 4341 Einwohner, worunter sich 4198 Katholiken und 143 Protestanten befanden. Bis zum Jahre 1844 stieg die Bevölkerungsziffer auf 5212 (darunter 300 Protestanten) und gegenwärtig beträgt dieselbe, wie bereits eingangs erwähnt, 8600. Im Jahre 1842 erhielt Neurode die erste Chaussee, 1844 die ersten Postverbindungen mit Waldenburg und Glatz, 1879 die Eisenbahnverbindung Glatz—Dittersbach.

Zu den Erwerbsquellen unserer Vorfahren gehörte neben der Tuchmacherei auch die Bierbrauerei; im Jahre 1805 haftete z. B. die Braugerechtigkeit auf 228 Häusern und 15 Dorfkretschamen standen unter dem Ausschrotzwange der Stadt und Bürgerschaft. Den Bierverlag erhielt die Stadt zuerst vom Kaiser Rudolph I. verliehen (1666) und im Jahre 1684 kaufte sie solchen für 1166,40 Gulden von der Herrschaft für weitere Dorfschaften, sodaß die Stadt die ganze Umgegend mit Bier versorgte.

Der Bergbau wird zuerst in der Chronik von 1824 erwähnt und scheint berufen, mit den neu entstandenen Fabriken und anderen neuen Erwerbszweigen die früher blühende Tuchmacherei zu ersetzen und Handel und Wandel von neuem zu beleben. Wer heute die Stadt mit ihren neuen Straßen und massiven Häusern, ihre Industrie und Verkehrsanlagen, die nicht vor Bergen von 1000 Meter Höhe zurückgeschreckt sind und durch diese ihren Weg in die früher abgeschlossene Außenwelt nehmen, mit der Vergangenheit vergleicht, wird die stetig fortschreitende Entwickelung der Stadt nicht leugnen können.

Stadt Landeck

Von M. Nobel in Landeck.

Von den größeren Flußtälern des Glatzer Landes scheint das Bieletal am spätesten kolonisiert worden zu sein. Die Ansiedler, die vom Böhmenkönig Ottokar II. ins Glatzer Land herbeigerufen wurden, stammten wahrscheinlich aus dem Meißener Gebiet, aus Thüringen und Oberfranken. Daß die Ortschaften im Bieletale nicht nur deutsche Namen tragen, sondern von vornherein durch Deutsche gegründet worden sind, beweist vor allem das frühzeitige Vorkommen von Pfarrkirchen in ihnen. Die deutschen Ansiedler legten besonderen Wert darauf, daß sie die Kirche im Dorfe hatten, wodurch die Kolonisten zusammengehalten wurden. Kunzendorf an der Biele wird 1269 als Kirchort erwähnt. 1264 erfolgte die Gründung von Schreckendorf durch den Lokator Schrecker, der der Gemeinde eine Kirche baute, welche vom Grundherrn Ottokar II. mit einer steuerfreien Widmut begabt wurde. Die Einwanderung der Deutschen erfolgte im Bieletale stromaufwärts. Mit Bezug auf das Gründungsjahr von Schreckendorf können wir die Anlage von Thalheim, des Dorfes, auf dessen Aue später die Stadt Landeck erbaut worden ist, wohl zu derselben Zeit, bezw. vor 1264 setzen. Das Gründungsjahr Landecks ist nach den auf uns gekommenen Urkunden nicht mit völliger Sicherheit festzustellen. Doch können wir als Gründungszeit die Jahre zwischen 1264—1290 annehmen, als nach der Anlage von Dörfern im mittleren Bieletale die deutsche Kolonisation zu einem gewissen Abschlusse gekommen war und die Stadt sich aus dem Kranze neu angelegter Dörfer als der natürliche Mittelpunkt erhob, als Markt für die umwohnenden Siedler.



Gesamtansicht von Landeck

Im Jahre 1290 muß Landeck schon bestanden haben. In einer Urkunde von 1337 sagt Herzog Bolko II. von Schweidnitz-Münsterberg, dem das Glatzer Land zum lebenslänglichen Genusse vom Böhmenkönige Johann übergeben worden war, daß er die Bürger von Glatz, Wünschelburg und Landeck bei allen ihren Privilegien und Briefen, die sie

sowohl von seinem Herrn, dem Könige Johann von Böhmen, als auch von dem Herzoge Heinrich IV. von Breslau und Herrn von Glatz — derselbe hatte das Glatzer Land in der Zeit von 1279 bis 1290 besessen — erworben haben, belassen wolle. Urkundlich wird die Stadt Landeck zum ersten Male 1325 erwähnt, als Johannes, genannt Wüstehube, seine Herrschaft Goldek (Goldenstein) dem Kloster Camenz schenkte. „Testibus ad hoc rogatis Domino Hermanno de Rychenbach, Cunczone filio ejus genero nostro, Petro dicto de Bela, Heinrico Dutzlender, Domino Michaele Plebano in Schreckendorph, Rinsmit Ciue in Landeke et aliis multis.“

Nachdem man als Zeugen hierfür Herrn Hermann von Reichenbach, dessen Sohn Kunz, unsern Eidam, Peter, genannt von Bela, Heinrich Dutzlender, den Herrn Michael Pfarrer in Schreckendorf, Rinsmit (Rennschmidt?), Bürger in Landeck und viele andere eingeladen hatte.

Um diese Zeit gehörte das Glatzer Land dem Böhmenkönige Johann. Eine der letzten Regierungshandlungen, das Glatzer Land betreffend, war die Belehnung mit der Herrschaft Karpenstein an Reinsch (Reinhard), Nickel und Otto von Glubos (Glaubitz) am 14. Februar 1346. Burg Karpenstein mag auf Anordnung des Böhmenkönigs Johann, der von 1310—1346 regierte, vom Glatzer Burggrafen zum Schutze des Marktes Landeck und der von Mähren nach Schlesien führenden Straßen, da Burg Reichstein im Krebsgrunde damals — Anfang des 14. Jahrhunderts — nicht mehr als Straßensperre bestand, erbaut worden sein. Als Einnahmequelle des Burgbesitzers wird stets „der Zoll von Landeck“ genannt. Nur kurze Zeit nach ihrer Erbauung blieb die Burg Karpenstein im Besitz der böhmischen Krone. Der stets in Geldnöten sich befindende Böhmenkönig Johann verkaufte sie an Thamo von Glubos (Thomas von Glaubitz). Derselbe starb auf Karpenstein Anfang der vierziger Jahre des 14. Jahrhunderts.

Die Lage der Burg auf einem nach drei Seiten steil abfallenden Bergkamme trug zur Festigkeit derselben viel bei. Karpenstein war kein eng zusammengedrängter „Burgstall“, sondern ein umfassender, stattlicher Rittersitz, eine „Hofburg“, eine Feste mit Hof, Gasträumen, Wirtschaftsgebäuden. — In der Folgezeit kam Karpenstein durch Kauf, durch Heimfall der Lehnsgüter an verschiedene Herren, bis die Burg 1443 am 15. Juni in dem Streite zwischen dem „Hauptmann von Glatz und Kgl. Verweser in den Landen Glatz und Frankenstein“, Hynek Krussina von Lichtenberg, und dem Anführer des Städtebundes der Fürstentümer Breslau, Liegnitz, Schweidnitz-Jauer und Münsterberg Herzoge Wilhelm von Troppau und dem Bischofe Konrad von Breslau zerstört wurde und seitdem Ruine geblieben ist.

Stadt Landeck gehörte als offene, wenn auch in vielen Rechten beschränkte Stadt zur landesherrlichen Kammer, im Gegensatz zu den befestigten Städten des Glatzer Landes: Glatz, Habelschwerdt, Wünschelburg, die ganz freie landesherrliche Immediatstädte waren. In frühester Zeit bestand die Stadtanlage aus den Häuserreihen, welche den Ring umschlossen. Von den vier Marktplatzecken aus geschah später die Anlage der Straßen, die an den Ringseiten hinlaufen: Kennzeichen der deutschen Stadtanlage. Im Jahre 1528 zählte die Stadt 44 Häuser, die Vorstadt drei. Als sich gegen Ende des 16. Jahrhunderts Nieder- und Obervorstadt entwickelten, entstanden die Glatzer-, die alte Bade- (jetzige Hohenzollern-), Leuthener- (jetzige Albrecht-) und Kirchstraße.

Die hiesige Pfarrkirche mag bald nach Anlage des Dorfes Thalheim errichtet worden sein. Als dann Stadt Landeck gegründet worden war, wurde das auf Thalheimer Grunde erbaute Gotteshaus zur Landecker Pfarrkirche, zu der auch das benachbarte Reyersdorf gehörte. Wenn 1336 am 22. Juli König Johann von Böhmen den adeligen Grundherren das Belehnungsrecht über die Kirchen auf deren Gütern einräumte, mit Ausnahme von Glatz, Habelschwerdt, Wünschelburg und Landeck, so ist damit das Bestehen der hiesigen Pfarrkirche für 1336 nachgewiesen. Bei der Pfarrkirche lag der Friedhof. Eine zweite Begräbnisstätte wurde 1616 am Ende der Gründergasse (jetzigen Schneebergstraße) angelegt. Damals bekannten sich Landecks Einwohner zu Luthers Lehre, die nach 1546 hier Eingang gefunden und sich bis 1623 behauptet hat. Aus diesem Zeitabschnitte sind Nachrichten über das Schulwesen erhalten. An der Stadtschule wirkten damals — Beginn des 17. Jahrhunderts — zwei Lehrer: ein Schulrektor, der zugleich das Organistenamt verwaltete, und ein Kantor. Um 1668 kam eine dritte Lehrkraft: ein Mädchenschullehrer — aber nur vorübergehend — hinzu. Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts wurde die Stadtschule dreiklassig (mit drei Lehrern) und in der Folgezeit mehrklassig.

Die Häuser der Stadt waren früher klein, aus Holz errichtet. Holz als Baumaterial empfahl sich schon des Waldreichtums wegen. Die Bedachung bestand aus Stroh oder aus Schindeln. Jedes Haus bot nur einer Familie Unterkunft. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts fing man an, die Häuser steinern zu bauen. An öffentlichen Gebäuden wurde der Steinbau zuerst geübt. Das Rathaus wurde 1537 aus Stein gebaut. Es enthielt bis in die preußische Zeit hinein Verkaufsstätten oder in unmittelbarer Nähe solche „Bänke" der Schuhmacher, Fleischer, Bäcker, sowie Läden, die zur „Niederlage" gebraucht wurden, also hölzerne Bauden mit aufschlagbarem Lid, das den Kram schloß und geöffnet als Kaufstisch diente.

Der Straße, dem Marktplatz kehren die Bürgerhäuser nur den kleinsten Teil, den schmalen Giebel, zu. Doch war man bemüht, die heraustretende Schmalseite stattlich aufzuführen, sie zu verzieren, wovon manche Häuser des Ringes heute noch Zeugnis ablegen. Häuserreihen am Marktplatze — Nord- und zum Teil die Ostseite — sind mit Laubengängen versehen. Die „Lauben" bieten dem Kramhandel ein Obdach, bilden bei schlechtem Wetter bedeckte Passagen. Im Innern des Bürgerhauses fiel der große, gepflasterte Flur auf. Nach hinten war eine größere Stube: der Wohnraum der Familie, daneben ein kleineres Zimmer. Vom Flur führte eine Treppe nach dem oberen Stockwerke, das Kammern, Bodenräume enthielt.

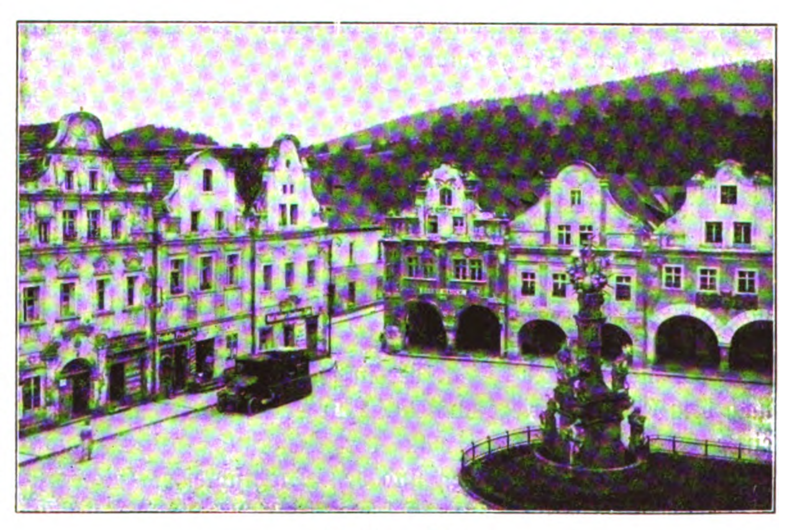
Im Jahre 1585 zählte unsere Stadt:	1360	Einwohner;
1691:	942	„
1750:	831	„
1789:	1014	„

Der Rat unserer Stadt, der in frühester Zeit aus sechs Mitgliedern bestand, setzte sich nach dem Großen Kriege aus zwei Bürgermeistern, dem Ratältesten (Primatoris, Inhaber einer Ehrenstellung, war von der Besorgung eines städtischen Verwaltungszweiges entbunden), vier Ratmannen und dem Stadtschreiber (Notar) zusammen. Die Amtsdauer eines jeden Bürgermeisters umfaßte sechs Monate. Die Besetzung der Ratsämter mit neuen Personen — Ratserneuerung oder Ratsveränderung — erfolgte jährlich und zwar im 16.

Jahrhunderte vor Eintritt der Fastenzeit und wurde durch Festessen, wohl auch durch Tanz gefeiert. Von 1666 ab wurde auf Bitten der Stadt von der Glatzer Amtsverwaltung die Ratserneuerung auf drei bis vier Jahre ausgesetzt. Als Gründe zu dieser Änderung werden genannt: „Der große notorische Geldmangel, die darniederliegenden bürgerlichen Gewerbe, die hart drängenden Stadt- und Privatschulden, schwere Kontributions- und andere unumgänglichen Auslagen, die zur Abholung gebührenden Traktierung des Kaiserlichen und Königlichen Amtes und anderen dabei laufende und bereits vorgangene Spesen, so von einer Jahreszeit zur anderen nicht wohl bezahlt werden können.“ Waren Bürgermeister, Ratmannen gewählt — der Stadtschreiber war lebenslänglich angestellt — dann ging man zu den „Nachdingen“ über, wobei in Gegenwart des Pfarrers, des Kreis-Stadtvogts allerlei Ehrenämter verteilt, verschiedene Kommissionen gewählt wurden. Für diese Ämter kamen nur Bürger der inneren Stadt, nie Vorstädter in Betracht.

Handwerk, Landwirtschaft waren in früherer Zeit die hauptsächlichsten Nahrungszweige der Bürger. Die Handwerker hatten in ihren Innungen eine Organisation, welche ihnen in den verschiedensten Lebenslagen einen festen Rückhalt bot. Um das Ende des 17. Jahrhunderts bestanden in Landeck sieben Innungen: Schuhmacher, Schneider, Schmiede, Leinenweber, Fleischer, Bäcker und Binder (Böttcher).

Schon in frühester Zeit waren in unserer Stadt die Verhältnisse des Bierbrauens der Bürger zu finden. Die Braugerechtigkeit haftete auf Grund und Boden der betreffenden Häuser. Sie war kein persönliches Recht, gab den Besitzern der Stadthäuser — die Vorstadthäuser besaßen nicht die Brauberechtigung — das Recht, sich ihr Bier im städtischen Brauhause (dasselbe stand an der Südostecke des Ringes, neben dem jetzigen Hause Nr. 17) brauen zu dürfen. Das Malzhaus verlegte man der Feuersgefahr wegen in die Vorstadt. Es wurde 1567 bei der Mühle steinern erbaut. Das Brauhaus — ein Teil des jetzigen Ringhauses (Hohenzollernstraße Nr. 1) war 1548 aus Stein aufgeführt worden. Auf 15 Ringhäusern hafteten 4 Biere, auf 23: 3 Biere, auf 4 Häusern nur 2 Biere. Haus Ring Nr. 28 besaß 5 und Haus Ring Nr. 3 sogar 6 Biere. Bei Vergrößerung der Stadt, als sich die Anfänge der vom Markte ausgehenden Straßen bildeten, erhielten diese „Gassenhäuser“ auch die Braugerechtigkeit, aber nicht in dem Umfange, wie sie die Ringhäuser besaßen. Gebraut wurde in der Zeit von Michaeli bis Mittfasten. Die Bürger übten die ihnen



Stadt — Ring

zustehende Brauberechtigung reihenweise, so daß immer zwei Bürger ein ganzes Gebräu (ca. 31 Scheffel Gerste) übernahmen. Ganz gleichgiltig, welches Gewerbe ein Hausbesitzer betrieb, vertauschte er von Zeit zu Zeit seinen Beruf mit dem eines Bierbrauers. Für den technischen Braubetrieb war ein städtischer Braumeister angestellt. Die brauberechtigten Bürger schänkten das Bier entweder in ihren Häusern aus oder verkauften es an die bestehenden Wirtshäuser. Es wurden zwei Biergattungen gebraut: Weizen- (weißes oder neues) und Gersten- (rotes, bitteres, altes) Bier.

In den Dörfern durfte kein Bier gebraut werden. Die Landleute waren gezwungen, ihr Bier in der Stadt zu kaufen. Die Stadt besaß das Krugverlagsrecht (Bierausschrotrecht); sie war berechtigt, das Bier in Fässern nach auswärts zu verkaufen. Der Bierverlag war eine reiche Einnahmequelle für die Stadt. Für die meisten Bürger war die Reihenbrauerei eine willkommene Hilfe in Finanzangelegenheiten. Um 1650 berechnete man den Ertrag eines Gebräus auf 90 bis 95 Rtlr. und im Stadtprotokollbuch von 1687 heißt es: „Das Bierurbar ist das beste Kleinod der Stadt." Ferner besaß die Stadt den Branntweinurbar, der vermutlich käuflich erworben war. Die Benutzung der Branntweingerechtigkeit stand nur den brauberechtigten Bürgern gegen Entrichtung einer jährlichen Abgabe zu. 1665 waren hier zwei Branntweinschänken; 1679 aber sechs Branntweinbrenner bezw. Branntweinausschanks-Inhaber.

Die brauberechtigten Bürger hatten auch das Recht des Weinschanks, von dem besonders bei Jahrmärkten Gebrauch gemacht wurde.

Wochenmärkte wurden in frühester Zeit Donnerstags abgehalten.

Bis 1580 kannte man in unserer Stadt zweimal im Jahre achttägige Märkte (Jahrmärkte) im April und im September. Durch Kaiser Rudolf II. erhielt Landeck im genannten Jahre das Privilegium, einen dritten achttägigen Markt im Dezember abhalten zu dürfen.

Salzhandel gehörte zu den ältesten Kompetenzen der Stadt und erstreckte sich auf die umliegenden Dörfer. Der Salzverkauf geschah durch den von der Stadt angestellten Salzseller. Später trat die Stadt das Recht des Salzhandels an einen Bürger gegen Entrichtung einer Steuer ab. Das Salz wurde aus Wieliczka bezogen. Zur Einnahme der Kämmerei gehörten auch der Fischwasserzins und Dörrhauszins. Die Stadt besaß im 17. Jahrhunderte zwei Ziegelöfen — die Ziegelei lag in der Nähe des heutigen Bahnhofes — und zwei Kalköfen. Die Niedermühle (Stadtmühle) war vordem Eigentum der landesherrlichen Kammer. Auf Veranlassung des Pfandinhabers der Grafschaft Glatz, Herzogs Ernst von Baiern, wurde diese Mühle 1558 neu (d. i. steinern) erbaut. Achtundzwanzig Jahre später kaufte die Stadt die Mühle für 3000 Gulden von der landesherrlichen Kammer. Die Obermühle (die spätere Bademühle) war anfangs auch landesherrliches Eigentum und wurde vom Kaiser Rudolf II. dem Landecker Stadtvogt Christoph Breuer um Beginn des 17. Jahrhunderts geschenkt. Nach der Niederwerfung des Böhmischen Aufstandes verlor Breuer sein Besitztum; die Stadt erwarb von der landesherrlichen Kammer die Mühle, gab sie in Pacht, bis sie später durch Kauf an den Besitzer des Rittergutes Ober-Thalheim Hoffman von Leichtenstern kam.

Der freie Holzschlag oder „freie Holzbesuch in der Oberfreiheit" unterhalb des Karpensteiner Schlosses war ein altes Recht der Stadt Landeck, das den Bürgern sicherlich bald nach der Gründung des Ortes vom Landesherrn eingeräumt worden war. König Wenzel



erwähnt in der Urkunde — 18. August 1392 zu Bettlern bei Breslau — als solche der Stadt verbrieften Freiheiten: Freies Holz zum Bauen und Brennen, freie Jagd in den Vorbüschen, freie Viehweide und Trift, auch Freifischen an drei Vormittagen in der Woche. Als nach dem Fall der Burg Karpenstein (1443), dem Aufhören der Herrschaft Karpenstein, andere Besitzverhältnisse eintraten, räumten die herzoglichen Brüder Albrecht, Georg und Karl von Münsterberg am 29. Juni 1500 der Stadt gegen Erlegung eines Jahreszinses von 56 böhmischen Groschen „unsern Wald unter unserm Schlosse Karppenstein" eigentümlich ein, zugleich als Belohnung der „von den untertanen Inwohnern zu Landeck fleißigen und gehorsamen Diensten, damit sie sich oft und nutzbarlich gegen uns erzeigt haben." Das war der Anfang vom Stadtforst, der mit der Zeit durch Ankäufe und Aufforstungen zu einer Gesamtfläche von 1348,54 ha gewachsen ist.

Neben der Brauberechtigung besaßen die Bürgerhäuser der eigentlichen Stadt, aber auch die der Vorstädte, die Holzberechtigung. Den betreffenden Hausbesitzern standen pro Jahr 4 bis 24 Klafter Holz zu, im ganzen 1440 Klafter. Die Ablösung der Holzgerechtsame erfolgte in den Jahren 1878/82. Vom 1. Oktober 1882 ab ist kein Hausrecht-Holz mehr geliefert worden.

Um 1500 war Landeck ein besuchter Kurort. Wann und durch wen die Heilquellen entdeckt worden sind, darüber fehlen geschichtliche Nachrichten.

Der Sage nach soll ein Hirt auf die Schwefelquelle aufmerksam geworden sein. Statt eines kühlen Trunkes kostete er ein seltsam schmeckendes, übelriechendes, laues Wasser. Mit dem Niedergange der öffentlichen Badestuben im 15. und 16. Jahrhunderte kam der Gebrauch der Heilquellen in Blüte und zwar in erster Linie die Benützung der Schwefelthermen. Die Zeiten der Kämpfe zwischen Schlesien und Böhmen im 15. Jahrhunderte waren für unseren Kurort nicht günstig. Kriegselend, Hungersnot, Überschwemmungen trugen zum Verfalle des Bades bei. Bestimmter wird die Geschichte unseres Bades nach 1498. Nach dem im genannten Jahre erfolgten Tode des Herzogs Heinrich des Älteren, der sich im August 1496 im Landecker Warmbade aufgehalten hat (Glatzer Geschichtsquellen II; 484) wurden dessen Söhne Albrecht, Georg und Karl Besitzer der Grafschaft. Durch die herzoglichen Brüder wurde unser Bad „auf ein neues aufgehoben (eingerichtet) und erbaut, das vor eine Zeitlang öde und wüste gelegen." Herzog Georg nahm sich ganz besonders des Warmbades an, nachdem es durch den Wiener Arzt Dr. Conrad vom Berge 1493 probiert und für gut befunden worden war. (Glatzer Geschichtsquellen II; 456.) Er ließ über die Quelle ein Badehaus errichten, daneben ein Wohnhaus (der spätere „Küchenstock") und an der Westseite des Badehauses eine Kapelle bauen. Um seinen Taufpatron, den Ritter St. Georg, zu ehren, legte er dem Brunnen den Namen „St. Georg" bei. 1501 erschien die erste Badeordnung.

Doch kam das aufblühende Bad in den nächsten Jahren bei dem fortwährenden Besitzwechsel der Oberherren des Glatzer Landes in Verfall. Der St. Georg-Brunnen gelangte nebst einigen bei ihm gelegenen Ackerstücken 1544 in den Besitz des Glatzer Bürgers Franz Kallman und von diesem durch Kauf an den Landecker Bader Simon Schubert. Am 5. August 1571 erwarb die Stadt Landeck das Georgenbad nebst einem Vorwerk und Ackerstücken von Schubert. Das Bad wurde in besseren Stand gesetzt. Ein großes Haus für die Badegäste wurde unterhalb des Warmbades auf kaiserlichem Grunde errichtet. Unmittelbar



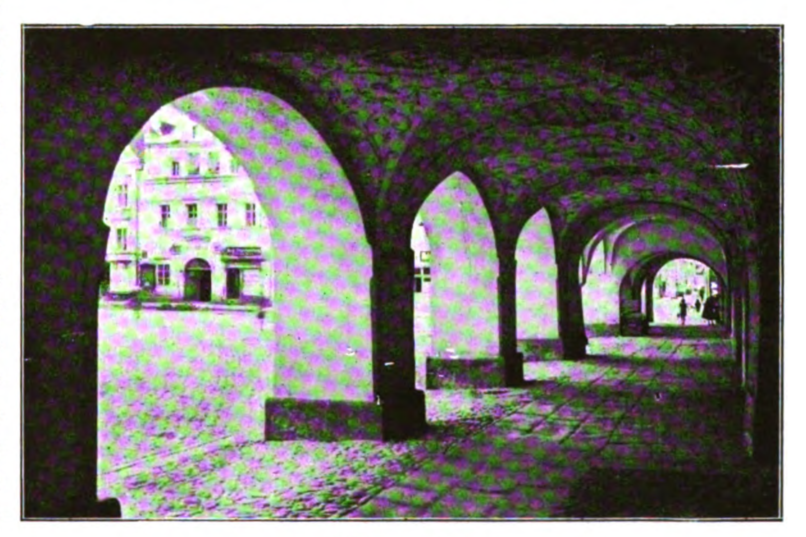
beim Brunnen entstanden zwei Häuser, die später „Schwarzer Adler“ und „Hoffnung“ genannt wurden.

Eine große Kupferpfanne zum Erwärmen des Thermalwassers wurde 1577 angeschafft. Von dieser Zeit an datiert das Baden im Brunnen (Bassin) und „das Ausbaden“ in den Wannen. Schriften von Ärzten erschienen, welche in empfehlender Weise auf das heilsame Landecker Warmbad hinwiesen. Durch den Rat unserer Stadt wurde am 18. Mai 1601 eine neue Badeordnung bekannt gegeben, die bis in die preußische Zeit hinein (bis 1753) Geltung gehabt hat.

Früh von 5—½6 Uhr benutzten die Männer den Brunnen, um dann 2—3 Vormittagsstunden in der Männerbadstuben („Schwarzer Adler“) in Wannen „auszubaden“. Frauen gebrauchten das Bassinbad von ½6—6 Uhr, um hierauf in der Frauenbadstube („Hoffnung“) Wannenbäder zu nehmen. Die Nachmittagsstunden — bis 5 Uhr — wurden in ähnlicher Weise mit Baden ausgefüllt. Außer dem eigentlichen Brunnen („dem obersten Brunnen“) war noch ein kleineres, tiefer gelegenes Bassin, das durch einen Abfluß vom St. Georg-Brunnen gespeist wurde, in dem die Personen, die am Leibe unrein, mit Geschwüren behaftet oder sonst „deform“ waren, ihre Bäder nahmen.

Das Bestreben der Stadtverwaltung, den Kurort in größere Aufnahme zu bringen, wodurch sie von demselben eine Erhöhung der „armen gemeinen Stadt geringen und schlechten Einkünfte“ erhoffte, erregte Neid, fand Widersacher, die den Ruf des Georgenbrunnens zu schmälern sich bemühten. Gegen eine „übel geratene und dem Bade zur Verkleinerung gereichende Beschreibung in Reime (anonym) verfasset“ ließ der Rat 1604 eine poetische Beschreibung anfertigen, um die Ehre des Alten Bades aufrecht zu erhalten, die anfangs in Abschriften zirkulierte und erst 1683 in etwas abgeänderter Form im Druck bei Pega in Glatz erschien.

Der Kaiserliche Rat Schickfus gab 1625 die Neue vermehrte Schlesische Chronik heraus, in der im 4. Buche, Kapitel 3, ein Aufsatz von Dr. Schilling-Neisse über das Landecker Bad aufgenommen wurde, in dem zuerst des heilsamen Brunnens (des heutigen Marienbades) gedacht wurde. Es ist anzunehmen, daß diese Schwefelquelle auch mit einer Badeeinrichtung, wenngleich in einfacher Form, versehen worden ist. In den Wirren des Großen Krieges scheint man die neu entdeckte Quelle ganz vergessen zu haben.



Stadt — Lauben

Während des Dreißigjährigen Krieges muß die Stadt sich des Georgenbades nebst Ober- und Niedermühle usw. entäußert haben. 1641 ist Frau Margarte Haberlandt, geb. Seywet, — deren Ehemann war Besitzer von Bischofswalde bei Neisse — Eigentümerin des Warmen Bades nebst Pertinenzen. Die Stadt erwarb diese Grundstücke für 3920 Rtlr. zurück.

Ein neuer Abschnitt in der Entwicklung unseres Kurortes setzt mit dem Jahre 1672 ein. In diesem Jahre kaufte der damalige Oberregent der Glatzer Landeshauptmannschaft Sigmund Hoffman von Leichtenstern — sicherlich veranlaßt durch die Schrift „Über des Landeckischen Warmbades Natur, Art etc." des Landphysikus der Grafschaft Glatz Dr. Wolter von Liebenfeldt, den Besitz des Thalheimer Bauern, auf dessen Grundstück die 1625 von Dr. Schilling erwähnte Schwefelquelle sich befand. Hoffman von Leichtenstern ließ das Thermalwasser 1677 chemisch untersuchen und im folgenden Jahre über diese neue Quelle ein zweckmäßig angelegtes Bade- und Brunnenhaus errichten, dem er den Namen „Unserer Lieben Frauen Bad" beilegte. In der Nähe der Badeanstalt wurde ein Gasthaus (Taberne) — das jetzige Grafenhaus — und mehrere Häuser zur Aufnahme von Kurgästen gebaut. Das gut eingerichtete Bade- und Brunnenhaus, die bequem gelegenen Logierhäuser waren es nicht allein, die einen guten Besuch des Neuen Bades veranlaßten — es wurde in erster Linie von „Standespersonen" besucht — der adelige Besitzer, beraten durch den Hofmedikus Dr. Kremer, blieb bemüht, einen modernen Badebetrieb einzuführen, der nicht bloß den neueren ärztlichen Anschauungen, sondern auch denen der damaligen Gesellschaft mehr entsprach. Die alleinige Benutzung des Bassinbades, ohne Ausbaden in der Wanne, hielt Dr. Kremer für ausreichend. Der Trinkkur redete er das Wort und wies auf die heilsame Wirkung des Tropf- und des Schweißbades hin. Gemeinschaftliches Baden beider Geschlechter im Bassin wurde eingeführt. Diese Sitte wurde im Georgenbade viel später nachgeahmt, bis 1814 das Zusammenbaden in beiden Badeanstalten durch eine Verfügung der Breslauer Regierung verboten worden ist. Auch den Anfängen einer Bade-Unterhaltungsmusik begegnen wir: Im Brunnensaale befand sich das Trompeter-Gänglein, ein „Balkon für die Musik, die in diesem Saale so vortrefflich klingt, daß zwei Instrumente schon beinahe ein volles Konzert überstimmen."

Auf dem Hügel, unmittelbar beim St. Georgbrunnen, hatte der Rat der Stadt durch Spenden der Badegäste 1637 eine Kapelle aus Holz, 1658 als Steinbau aufführen lassen. Hoffman von Leichtenstern erbaute bei seinem Bade 1688 die Marienkapelle, die 1690 durch Anbauten vergrößert wurde. Er wollte dieses Kirchlein zur Pfarrkirche für die Untertanen seines Rittersitzes erheben, was ihm aber vom erzbischöflichen Amte zu Prag nicht gestattet wurde.

Die Finanzlage der Stadt hatte sich seit Ende des 17. Jahrhunderts ungünstig gestaltet. Nach dem Elende des Dreißigjährigen Krieges — die traurigsten Jahre für Landeck und Umgebung waren 1633, 1634 und die Zeit nach 1639 gewesen — hatte man vergeblich auf bessere Zeiten gehofft. Von einer verheerenden Feuersbrunst war Landeck 1674 heimgesucht worden. Dem Stadtbade war durch Hoffman von Leichtenstern ein Konkurrenzbad erstanden. Von der Kaiserlichen Alienations-Kommission hatte Landeck 1684 das Dorf und Richtergut Thalheim erworben, den Bierverlag auf die umliegenden Dörfer aufs neue erkaufen müssen, einen langwierigen Prozeß (1689—95 wegen eines Waldstückes bei Kar-

penstein gegen Freiherrn Hoffman von Leichtenstern, der von der Alienations-Kommission die Dörfer Leuthen, Karpenstein, Heidelberg, Voigtsdorf, Winkeldorf und Olbersdorf gekauft, sich den Rittersitz Ober-Thalheim geschaffen hatte, verloren. Auf dem neuen Begräbnisplatze hatte die Stadt 1682 eine Kapelle errichten lassen. Der Bau dieses Gotteshauses war von der Bürgerschaft schon 1619, als sie sich zu Luthers Lehre bekannte, beabsichtigt worden, aber kriegerischer Ereignisse wegen (Böhmischer Aufstand) nicht ausgeführt worden. In den Jahren 1692—99 war der Neubau der Stadtpfarrkirche, zu dem allerdings der damalige Pfarrer Breiter den größten Teil der Baukosten beigesteuert hatte, erfolgt. Alles dieses, ferner Abgabe hoher Steuern (die Kriege des Hauses Habsburg), Aufnahme neuer Darlehne und die damit verbundene beträchtliche Zinsenzahlung, militärische Einquartierungen, Soldatenwerbungen brachten der Kämmerei unüberwindliche Schwierigkeiten, so daß der Stadtschreiber 1705 klagt: „Die Stadt ist in unerwindliche Schuldenlast gesunken und hieraus fast unmöglich mehr fortzukommen. Bürgerliche Häuser sind in cadavera orbis verwandelt und die Stadt so enerviert, daß sie zum Dorfe wird.“ Bürger verließen unsern Ort, Häuser wurden feilgeboten, aber es fanden sich keine Käufer, ein Häuserverfall trat ein. Dem Bestreben, dem gewerblichen Leben aufzuhelfen, entsprang der Vorschlag des Rates, Tuchmacher aus Reinerz, Wünschelburg und Braunau zu ziehen. Man regte das Bauen einer Walke an, man versprach den Herziehenden auf einige Jahre Kontributionsfreiheit — doch alles vergeblich. Der Stadtverwaltung gelang es nicht, das Tuchmachergewerbe hier einzubürgern. Um 1700 betrugen die Stadtschulden 11772 Gulden

Trotz ungünstiger Finanzlage trat die Stadt im Dezember 1733 mit dem Enkel des Begründers vom Marienbade, Regierungsrat Leopold Hoffman von Leichtenstern, wegen Kaufes der Herrschaft Ober-Thalheim in Unterhandlungen, die am 7. Mai 1736 abgeschlossen wurden. Die Stadt erwarb die Dörfer Ober-Thalheim nebst dem Neuen Bade, Leuthen, Heidelberg, Voigtsdorf und Karpenstein für 24 300 Gulden.

Der bald ausbrechende 1. Schlesische Krieg, dem 1739 am 7. und 8. März der große Stadtbrand vorangegangen war, ließen Landeck nicht zum erhofften Aufstieg kommen. In der ersten Zeit der preußischen Verwaltung ging die Königliche Kriegs- und Domänen-Kammer zu Breslau, was Zusammensetzung des Ratskollegiums betraf, schonend vor. Ratspersonen aus der kaiserlichen Zeit blieben einstweilen im Amte. Zum Konsul-Dirigenten wurde 1743 Fiedler ernannt, der nur kurze Zeit die hiesige Bürgermeisterstelle bekleidete. Von 1746 ab war Otto Gabruque, seit 1755—60 Schneider, dann 1763—1800 Brieskorn, von 1800—1808 Tryllitzsch, Leiter der Stadtverwaltung.

Ein neues Rathaus war bald nach dem großen Stadtbrande erbaut worden. Um 1750 war es noch nicht ganz fertig ausgebaut. Die schlechten Finanzverhältnisse geboten Sparsamkeit. Damals waren in der eigentlichen Stadt: 78 und in den beiden Vorstädten 97 Häuser, in denen 214 Familien mit 831 Seelen wohnten.

Der 2. Schlesische, aber besonders der Siebenjährige Krieg brachte über Landeck viel Elend. Man verfiel auf allerlei Mittel, der Sorge für die beiden Badeanstalten sich zu überheben. Es kam aber nicht dazu, daß in dem Neuen Bade sich eine mährische Brüdergemeinde niederließ, die dasselbe instand halten sollte. Veranstaltung einer Lotterie zum Besten der Bäder wurde 1755 geplant, wegen des Krieges unterlassen. Nach 1763 waren die Badegebäude größtenteils ruiniert, die Stadt mit Schulden so belastet, daß sie sich

selbst als enerviert bezeichnete. Die Entwicklung des Bades war an einem toten Punkt angelangt. Trotzdem König Friedrich II. sich (1765 vom 4.—25. August) des Bades mit gutem Erfolge bedient hatte, ein königlicher Befehl, Offizieren, Beamten die Benützung der schlesischen Bäder (Landeck und Warmbrunn) empfahl, besserte sich der Besuch unseres Kurortes nicht. Die Stadtverwaltung fing an, Wohnhäuser im Badebezirke (Ober-Thalheim) an Privatpersonen zu verkaufen, um bloß der Sorge für Instandhaltung der Häuser los zu sein.

Erst in den letzten zwei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts begann für unser Bad eine günstigere Zeit durch die Bemühungen des dirigierenden Ministers Schlesiens, des Grafen Hoym, der Bad Landeck 1782 zum ersten Male besuchte. Er war bestrebt, die Bäder nicht nur ihrem Verfalle zu entreißen, sondern sie auch für Leidende gemeinnütziger zu machen, sie zu einem Orte umzuschaffen, wo der Kranke außer den Badestunden Zerstreuung, Ermunterung, der wohlhabende Gesunde hingegen Unterhaltung und Vergnügen finden konnte. In hervorragender Weise wirkten die Badeärzte Dr. Mogalla und Dr. Foerster für das Aufblühen unseres Badeortes.

Am 22. August 1800 besuchte Königin Luise Landeck und 1813 vom 2. Juli bis 17. August hielt sich ihr Gemahl, König Friedrich Wilhelm III., hier („Königshaus") auf, wo er am 2. August den Besuch des russischen Kaisers Alexander I. empfing. — Die Zeit nach den Freiheitskämpfen war nicht dazu angetan, daß die Badeverwaltung größere bauliche Verbesserungen in den Badeanstalten vornehmen lassen konnte. Erst nach 1830 erfuhren Georgen- und Marienbad wesentliche Veränderungen und vorteilhafte Verbesserungen in ihren Einrichtungn nach Angabe des damaligen Bade- und Brunnenarztes Dr. Bannerth. Durch ihn wurde die Wiesenquelle den Kureinrichtungen nutzbar gemacht, Moorbäder eingeführt und das Steinbad (1849) erbaut. Während bis dahin die meisten Logierhäuser städtisches Eigentum waren, gingen viele derselben in Privatbesitz über. Eine rege Bautätigkeit im Bade setzte nach den Kriegen 1866 und 1870/71 ein.

Im Jahre 1868 waren im Badebezirke 6 Gasthöfe und 84 Logierhäuser.

Nachdem 1863 das alte Georgenbad umgebaut (Kosten: 12 000 Taler) worden war, erfolgte der Neubau des Marienbades (1878—80) mit einem Kostenaufwande von 500 000 Mark.

In neuerer Zeit wurde die Hochquellwasserleitung angelegt (1895/96); Landeck wurde Eisenbahnstation (1897) und erhielt 1898/99 elektrische Beleuchtung. Das Radium-Quell-Emanatorium wurde 1912 aufgeführt und während des Weltkrieges der Bau des neuen Georgenbades und — durch die deutsche Gesellschaft für Kaufmannserholungsheime — das Hindenburgheim fertiggestellt. In jüngster Zeit (1922) wurden durch Anbau beim Kurhause geeignete Räume für das Theater geschaffen, die Gasanstalt und 1924 ein neues Elektrizitätswerk beim Bahnhofe errichtet. Das Werk arbeitet mit Dieselmotorbetrieb, versorgt außer Stadt und Bad Landeck das Leuthener Bergwerk (silberhalt. Bleiglanz) „Neue Philipp" und die Gemeinde Olbersdorf mit Strom. 1925 ist die Verbindungsstraße zwischen Stadt und Bad verbreitert und neu gepflastert worden.

Bad Landeck hat seinen alten, guten Ruf nicht nur gewahrt, sondern stetig weiter verbreitet, seine Heilmittel immer mehr den Leidenden erschlossen, die Kurarten und deren



Anwendungsformen reicher ausgebildet, daher auch der von Jahr zu Jahr steigende Besuch des Bades. Darüber kurze Angaben aus einigen Jahren:

1788:	81	Familien
1791:	441	Kurgäste
1821:	639	"
1840:	1433	"
1850:	2350	"
1871:	3935	Kurgäste und 1025 and. Fremde
1904:	5645	" " 1783 " "
1911:	10069	" " 3430 " "
1925:	10188	" " 6659 " "
1926:	10672	" " 6507 " "

Während der Saison 1925 praktizierten 18 Badeärzte.

Nach Einführung der Städteordnung sind als Bürgermeister tätig gewesen:

1809—15 Joseph Hauck — Obermeister der Schuhmacher-Innung.
1815—21 Georg Forche.
1821—30 Hauck — früher Polizei-Inspektor zu Glatz.
1831—37 Franz Riesel — Kgl. Postexpediteur und Kaufmann in Neurode.
1837—67 Ferdinand Andersek — Ober-Landesgerichts-Referendar.
1867—88 Birke — Hauptmann a. D.
1888—1910 Dr. Wehse — hiesiger Badearzt.
1911—23 Dr. Jeglingsky.
Seit 1923 Dr. Machon.

Bad Landeck ist ausgezeichnet durch seine hervorragend schöne landschaftliche Lage und Umgebung. Es liegt 440 m hoch über dem Meere, ist im Norden und Osten durch bewaldete Gebirgszüge geschützt, den milden Luftströmungen des Südens geöffnet. Aus Gneisspalten brechen sechs Mineralquellen hervor, die zu den schwach mineralisierten, sogenannten Wildbädern gehören. Ausgezeichnet sind sie durch Schwefelgehalt und starke Radioaktivität. Die natürliche Temperatur der Quellen beträgt 20—29° C. Der Gehalt der Quellen an Radium-Emanation ist so groß, daß er nur von wenigen Heilquellen des deutschen Sprachgebiets erreicht oder übertroffen wird. Ausgedrückt in Mache-Einheiten führt die

Georgenquelle	206,8	M. E.	(Georgenbad)
Friedrichsquelle	119,8	" "	(Marienbad)
Marienquelle	51,5	" "	"
Wiesenquelle	53,8	" "	(Steinbad
Mariannenquelle	19,4	" "	(zu Trinkkuren)

Radium-Emanation mit sich.

Diese fünf Thermalquellen dienen z. Z. Kurzwecken. Die sechste Quelle — Mühlquelle — unweit der Albrechtshalle entspringend, wird noch nicht benützt.

Landecks Thermen sind angezeigt bei Frauenkrankheiten, bei Gelenk-, Knochen- und Muskelerkrankungen, bei Krankheiten des Nervensystems und bei Hautkrankheiten. Erkrankungen der Atmungsorgane werden durch das günstige Klima, durch die reine Waldluft schnell gebessert.



Kurmittel: Mineralbäder in Bassin und Wannen, innere Duschen, Moorbäder, Moorumschläge, Süßwasserbäder, Anwendungsformen des Wasserheilverfahrens, künstliche Kohlensäurebäder, elektrische Lichtbäder und andere Lichtanwendungen, Massage, medico-mechan. Institut, Einatmung von Radium-Emanation, Trinkkuren der Mariannen- und Wiesenquelle.

Staatlich genehmigte Kuranstalten sind: Städtisches Krankenhaus (Demuth-Dr. Bannerth-Stiftung), Versorgungs-Kuranstalt (früh. Militärkurhaus), Sanatorium Thalheim, Sanatorium Landeck, Waldsanatorium Germanenbad.

Genesungsheime: Kaufmannserholungsheim; Genesungsheim Tannenhof, der Direktion der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte, Berlin-Wilmersdorf, verpflichtet; Heim der Ortskrankenkasse Königshütte; Heim des Vereins katholischer Kaufleute von Schweidnitz; Heim der Eisenbahn-Betriebs-Krankenkasse des Eisenbahn-Direktionsbezirks Breslau; Heim der Krankenheilanstalt Branitz O.-S. und Kinderheim „Sanitas" der deutschen Notgemeinschaft Beuthen O.-S.

In Landeck Stadt bestehen folgende Schulen: Eine siebenstufige katholische, eine einklassige evangelische Volksschule, eine achtstufige höhere Knaben- und Mädchenschule, die in den Räumen der von 1874 bis 1922 bestandenen katholischen Kgl. Präparandenanstalt untergebracht ist und eine gewerbliche Fortbildungsschule.

Die evangelische Kirchengemeinde besitzt seit 1848 ein eigenes Gotteshaus.

Die Einwohnerzahl betrug (10. Oktober 1924) 4447. Ober-Thalheim ist am 1. April 1892, Nieder-Thalheim am 1. Oktober 1922 eingemeindet worden. Die Gesamtfläche beträgt 1982 ha. Das Reinvermögen ist mit 4 973 264 Mark in Ansatz gebracht. Durch eine rege Bautätigkeit, die in den letzten Jahren eingesetzt hat, ist eine Vergrößerung der Stadtgemeinde zu erwarten.

Für Wintersport-Betätigung ist ausgiebig Gelegenheit geboten. Ein ausgedehntes, abwechslungsreiches Sportgelände bietet Gewähr, daß Landeck auch als Wintersportplatz, als Winterkurort immer mehr in Aufnahme kommt.



Mittelwalde in Schlesien

Die Geschichte der Stadt und deren allmähliche Entwickelung.

Von Kantor und Lehrer i. R. Karl Krause in Mittelwalde.

Die Geschichte der Stadt Mittelwalde führt uns weit zurück und zwar bis in das 11. Jahrhundert. Anzunehmen ist, daß unter Herzog Bretislaus I. († 1055) an der Stelle des heutigen alten Schlosses eine Burg angelegt und um dieselbe eine militärische Bevölkerung angesiedelt worden ist, welche das Land gegen feindliche Einfälle schützen sollte. Es kann als sicher hingestellt werden, daß Mittelwalde und seine Umgebung ursprünglich eine slawische Ansiedlung war. Die Einwanderung von Deutschen setzte höchstwahrscheinlich schon unter dem böhmischen Dynasten Gallus von Lemberg ein, wurde aber unter Ottokar II. von Böhmen (1253—1278) durch Deutsche aus dem Meissener und Thüringer Lande kräftig betrieben. Als deutsche Stadt erscheint Mittelwalde erstmalig am 30. 4. 1294, als König Wenzel II. von Böhmen seine Stadt Mittelwalde mit dem



Gesamtansicht von Mittelwalde

Markte, der Gerichtsbarkeit usw. dem Kloster Camenz schenkte. Mehrfach wechselte nun Mittelwalde seinen Herrn. Wir nennen als solche das Geschlecht derer von Gloubos (Glaubitz), Marquard Trhlik, Balthasar und Christof von Tschischwitz, von Pottenstein, von Tschirnhaus. Während der Hussitenkriege hatte Mittelwalde oft von den Hussitenhausen zu leiden, die Mittelwalde und seine Umgebung so brandmarkten, daß um 1430, als obendrein unter den noch vorhandenen Bewohnern die Pest ausbrach, die Stadt ein Trümmerhaufen, eine Totenstadt geworden war.

Das Verdienst der Herren v. Tschirnhaus ist es, daß unter ihrer Herrschaft die Stadt wieder aufblühte. Handel und Gewerbe kamen zur Geltung; seit 1579 wurden mit Erlaubnis Rudolfs II. jährlich zwei Jahrmärkte und jeden Donnerstag Wochenmarkt abgehalten und 1581 wurden die alten Privilegien konfirmiert. Unter den Herren v. Tschirnhaus breitete sich die Sekte der Wiedertäufer im Gebiete der Herrschaft aus; erst später faßte die Lehre Luthers Fuß in der Grafschaft und 1623 bekannte sich der größte Teil der Bewohner zur lutherischen Lehre. Die folgenden Jahrzehnte brachten Unglück in großem Maße über die Stadt und seine Bewohner: 1634 forderte die Pest 379 Opfer, 1632 bis 34 litt die Stadt schwer unter den Durchzügen der kaiserlichen Heere.

Am 11. Juli 1643 brachen die Schweden in die Stadt ein und steckten sie in Brand; die Pfarrkirche, die Barbarakirche, Pfarr- und Schulhaus, 82 Häuser in der Stadt und 39 Bürgerhäuser in der Vorstadt wurden ein Raub der Flammen. Im folgenden Winter lagen 6 Wochen lang kaiserliche Truppen in Mittelwalde und Umgegend. Im Oktober 1645 wurde die Stadt nochmals von den Schweden gebrandschatzt, die 700 Taler erpreßten. 1647 trieben es die kaiserlichen Regimenter nicht besser als die Schweden. Erst der westfälische Frieden brachte Erlösung für Mittelwalde. 1653 ging Mittelwalde durch Kauf in den Besitz des Grafen Michael Ferdinand von Althann über. Langsam erholte sich in der Folgezeit das Städtchen von den vielen Unbilden, die es zu ertragen gehabt hatte. — Viel zur Besserung und Verschönerung der Stadt tat Graf Michael Wenzel II. (1686—1738): Er vollendete den von seinem Vater begonnenen Bau des prächtigen Stadtschlosses. Auf dem Ringe ließ er eine Mariensäule errichten und um sie herum auf hohem Piedestal die Statuen des St. Ägidius, St. Eustachius, St. Wenzeslaus und des Erzengels Michael. Unter ihm erfolgte auch die Anlage einer Wasserleitung, die vom Gläserberge aus durch 1400 Röhren der Stadt das nötige Wasser zuführte. — Viele große Opfer erforderte der Siebenjährige Krieg von der Stadt, und erleichtert mögen wohl ihre Bewohner aufgeatmet haben, als endlich am 15. Februar 1763 zu Hubertusburg der Friede abgeschlossen wurde, durch den Maria Theresia die Grafschaft endgültig an Preußen abtrat. Aber kaum hatten die Glocken den Frieden eingeläutet, als neues Unheil über die Stadt kam. Am 30. April 1763 wurden durch eine Feuersbrunst 20 städtische Gebäude völlig vernichtet, und noch schrecklicher wütete eine zweite Feuersbrunst, die am 13. April 1776 40 Häuser in Flammen aufgehen ließ. Wie groß bei diesem Brande der Verlust der Bürger gewesen sein muß, kann man wohl daraus ersehen, daß Friedrich der Große den Abgebrannten ein Gnadengeschenk von 45 000 Talern zugehen ließ. — Pfarrer Tschitschke nennt in seiner „Geschichte der Stadt und Pfarrei Mittelwalde", die wir mehrfach benutzen, die Zeit von 1750—1807 das goldne Zeitalter des Mittelwalder Bezirks. Und wohl mit Recht! Durch die blühende Leinwandindustrie — die Firma Lud-

wig hatte sich z. B. aus kleinen Anfängen heraus zu einem Welthandelshause entwickelt — waren die Bewohner der Stadt und der sie umgebenden Dörfer zu einem gewissen Wohlstande gelangt. Dieser fand aber durch den unglücklichen Krieg Preußens mit Napoleon I. (1807) ein jähes Ende. Durch die Kontinentalsperre gingen die überseeischen Absatzgebiete völlig verloren, und das einst so reiche und weltbekannte Handelshaus Ludwig sah sich gezwungen, in Konkurs zu treten. Hierdurch und durch die fast unerschwinglichen



Stadt mit Hirschenwald

Kriegskosten trat eine gänzliche Verarmung der Bürgerschaft ein. — Die Städteordnung vom 19. 11. 1808 brachte der Stadt hinsichtlich der Verwaltung und Gerichtsbarkeit endlich ihre Unabhängigkeit von der gräflichen Herrschaft. Hätte sie diese früher erlangt, dann wäre sie auch in der Lage gewesen, Grundbesitz zu erwerben.

Nach den Befreiungskriegen erholten sich Handel und Gewerbe nur sehr langsam. Erst durch die am 15. 10. 1875 eröffnete Bahnstrecke Breslau—Mittelwalde—Prag wurde der Stadt die Möglichkeit zu einer besseren Entwicklung gegeben. Die Gebrüder Weinberger bauten eine ursprüngliche Zündholzfabrik zu einer mechanischen Weberei aus, und im Jahre 1880 entstand die umfangreiche Gardinenfabrik. 1899 wurde, nachdem schon 1820 die Rohrleitung vom Gläserberg kassiert und eine neue von den südwestlich gelegenen Waldungen angelegt worden war, diese Leitung durch den Neubau einer Hochdruckquellenwasserleitung ersetzt. Der Bau einer Gasanstalt erfolgte im Jahre 1905, und seit 1922 ist die Stadt auch im Besitze eines Elektrizitätswerkes. Am 18. 11. 1900 fand die Einweihung einer evan=

gelischen Kirche statt; in demselben Jahre wurde auch der Neubau des Amtsgerichts durchgeführt.

An öffentlichen Schulen sind eine sechsklassige katholische und eine einklassige evangelische Schule vorhanden. Die gehobene katholische Familienschule, an deren Spitze eine wissenschaftlich gebildete Lehrerin steht, wird auch von evangelischen Kindern besucht. Eine staatliche Stickschule besteht seit 1897 und hat rund 50 Schülerinnen. Für die Weiterbildung der



Schloß

gewerblichen Jugend sorgt eine Berufsschule, für die heranwachsende kaufmännische Jugend seit dem 1. 10. 1925 eine kaufmännische Berufsschule. Anfang 1912 wurde eine Spielschule gegründet, deren Leitung Hedwigsschwestern übernahmen. Anfänglich war diese Schule in einem neben dem St. Wilhelmsstift befindlichen Hause untergebracht; Prälat Dittert sorgte alsbald für den Bau eines eigenen Heimes, das im Dezember desselben Jahres bereits bezogen werden konnte. In diesem Heim, dem St. Hedwigsstift, eröffneten dieselben Schwestern am 1. Januar 1913 eine Haushaltungsschule. Die Errichtung des Krankenhauses St. Wilhelmsstift ist ein unvergängliches Verdienst des Pfarrers Hatscher. Am 15. Oktober 1891 wurde diese Anstalt durch den Großdechanten Dr. Mandel eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben. —

Nach dem Verwaltungsbericht für 1924 hatte die Stadt 2750 Einwohner; an Gebäuden besaß sie: ein Rathaus, ein Schulhaus, ein Armenhaus, ein Spritzenhaus, 1 Gaswerk, ein Elektrizitätswerk, ein Polizeigefängnis, ein kleines Wohnhaus, die Hochquellenwasserleitung, ca. 48 Morgen Acker und Wiese, sowie verschiedene Auenflecke. Nicht unerwähnt soll schließlich bleiben, daß mit Unterstützung des Kreises im Jahre 1925 eine Benzin-Motorspritze angeschafft worden ist, die auf Wunsch der umliegenden Landgemeinden diesen bei Feuersgefahr Hilfe leisten muß.



Lewin

Von Bürgermeister Nelson.

Wenn der Zug auf der Bahnstrecke Glatz—Altheide—Reinerz—Kudowa den Bahnhof Reinerz in der Richtung nach Kudowa verlassen hat, schiebt er sich unter mächtigem Prusten seiner Maschine langsam nach der Höhe des Ratschenberges, der höchsten Erhebung im westlichen Teile des Kreises Glatz, hinan. Nach längerer Zeit ertönt ein Pfiff der Maschine, um dem Reisenden seine Einfahrt in den 700 m langen Ratschenbergtunnel anzuzeigen und ihn zur Vorsicht zu mahnen. Wie ein Jubel über glücklich vollbrachte Riesenarbeit klingt dieses Pfeifen, denn die Maschine, scheinbar am Ende ihrer Kräfte, hat die schwerste Arbeit geleistet, der größte Anstieg ist überwunden. Während noch das dichte Dunkel des Tunnels den Reisenden umfängt, merkt er bald an dem in immer kürzeren Zwischenräumen erfolgenden Aufschlagen der Eisenräder auf die Schienenverbindungen, daß die Steigung überwunden ist und der Schienenlauf horizontal oder mit geringem Gefälle weiterführt. Sobald den Reisenden das grelle Tageslicht wieder begrüßt, ist die etwa 640 m ü. M. liegende Haltestelle Keilendorf erreicht. Nun beginnt im weiteren Verlaufe eine Talfahrt, die jeden Reisenden, der nicht gerade blasiert ist, befangen hält. Es ist, als ob das durchfahrene Loch im Ratschenberge eine Pforte sei, durch die der Reisende schreiten müsse, um in diese herrliche Gegend zu gelangen, die sich nun vor seinen Augen auftut, als ob die Finsternis des Tunnels seine Augen verschließen müsse, um sie für die Aufnahme der kommenden Landschaftsbilder zu stärken und deren Lieblichkeit und Schönheit seiner Seele vermitteln zu können.

Während links der Fahrtrichtung zunächst die noch etwa 160 m steil ansteigenden Hänge des Ratschenberges eine Fernsicht auf dieser Seite verhindern, erblickt man rechts tief unten das Tal von Keilendorf und Hallatsch, von dem ein Seitental, das die Ortschaft Tschischney einnimmt, nach Norden zu abzweigt.

Bald wird der Blick freier und schweift weiter über liebliche Täler und Höhen bis an das Vorgebirge der Heuscheuer, und darüber hinaus erfaßt er die Konturen des Riesengebirges mit seiner Beherrscherin, der Schneekoppe, bei klarem Wetter dem Auge sehr nah.

In mächtigen Windungen und Schleifen am Hange des Ratschenberges entlang läuft unter dem Kreischen der Bremsen der Zug weiter dahin. Bald bietet sich der freie Ausblick nach Kudowa und in die böhmische Ebene, über Nachod hin, und auch links sind die Hänge zurückgetreten und es bietet sich den Blicken das Massiv der waldreichen 1084 m hohen Mense, der liebliche Täler und Höhen vorgelagert sind. In einem Einschnitt sieht man einen Teil des Stadtbildes von Lewin und nach einer weiteren Schleife liegt der größte Teil des Städtchens wie ein Riesenspielzeug vor dem Reisenden in einem wunderbaren von bald bewaldeten und bald lichten Höhen umgebenen Tale tief unten ausgebreitet. Nach einer weiteren großen nach Hallatsch und Tanz zu ausladenden Schleife, in deren Beginn

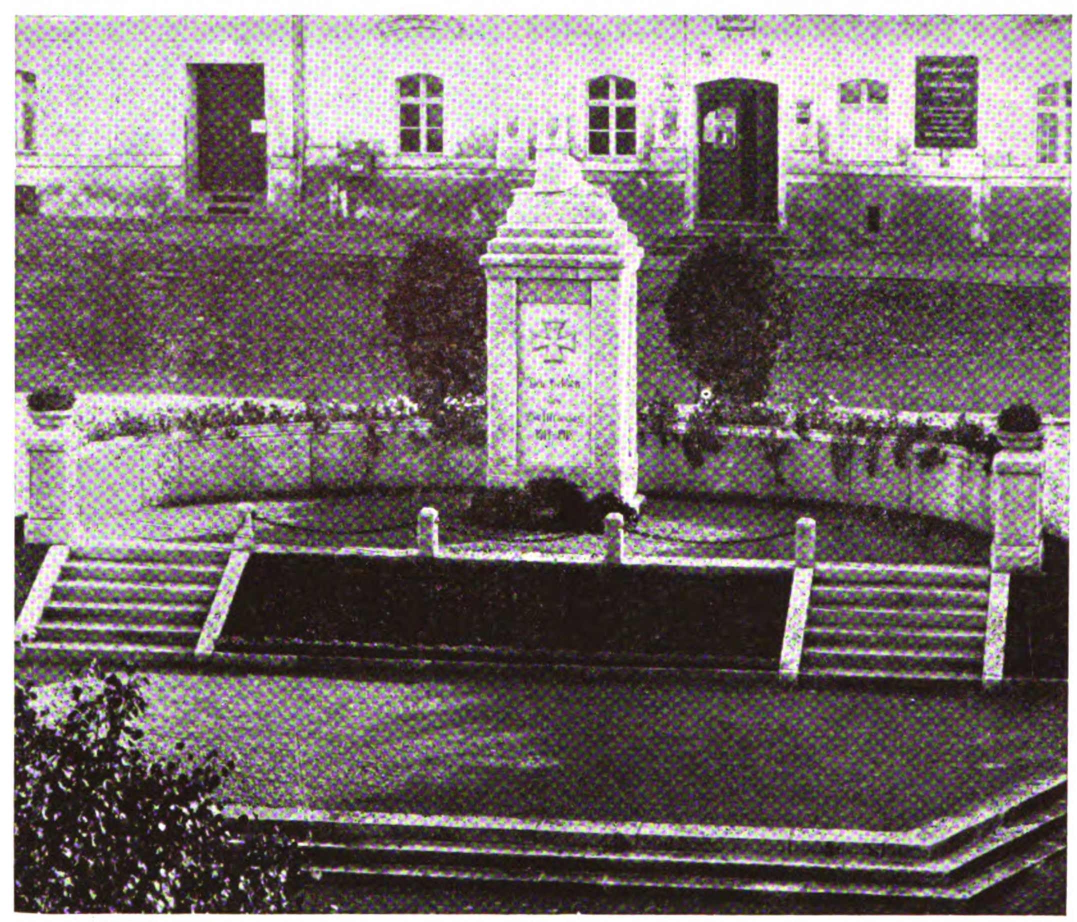
man tief unten den Bahnhof Lewin liegen sieht, durchkreischt der Zug den kurzen Galgenbergtunnel, um über den das Lewiner Schnelletal beherrschenden 27 m hohen Eisenbahnviadukt, von dem aus man einen Blick über die gesamte Stadt hat, in den Bahnhof einzufahren.

Der Reisende ist nach dieser genußreichen Bahnfahrt am Ziel, denn er beabsichtigt, hier seinen arbeitsmüden Körper und seinen Geist aufzufrischen, wozu ihm hier von Natur und Mensch gern und in reichem Maße Gelegenheit geboten wird.



Lewin (von Norden, von der Bahnfahrt aus gesehen)

Vom Bahnhof führt eine chaussierte Straße unter der Eisenbahnüberführung hindurch geradeaus, vor der Bahnüberführung rechts ab ein Fußweg über eine Anhöhe, auf deren Scheitel man das gesamte Stadtbild mit dem Ratschenberge im Hintergrunde und rechtsseitlich mit dem Mensegebirge als Hintergrund noch einmal in sich aufnehmen kann, ein Fußweg, und etwas weiter auf der Chaussee bald hinter der Bahnüberführung rechts ab ein zweiter Fußweg nach dem Städtchen, das man nach 12 Minuten erreicht hat. Hüben und drüben jenseits der zu beiden Seiten der Straße fließenden Gewässer liegen im grünen Laub eingehuschelt in geringen Abständen die ersten Häuser und Häuschen und bald ist die geschlossene Häuserreihe erreicht. Geradeaus, sanft ansteigend, gelangt man nach dem mit Lindenbäumen eingefaßten Ringplatze, der mit gärtnerischen Anlagen versehen ist. Lustig plätschert in seiner Mitte ein Springbrunnen, vor dem an der Straße die 1717 errichtete Johannes von Nepomukstatue steht. Rechts, vor dem Rathause erhebt sich das im Jahre 1926 erbaute wuchtige und eindrucksvolle, aus freiwilligen Spenden und Sammlungen erbaute Kriegerdenkmal, und weiter oben am Beginne der Kirchgasse die im Jahre 1687 errichtete Mariensäule.



Heldendenkmal

Aus den nüchtern wirkenden im Kasernenstil erbauten Ringhäuserreihen, in denen die beiden nördlichen, also unteren Flankenhäuser noch durch ihr Flachdach besonders unschön wirken, heben sich auf der oberen, also südlichen Häuserreihe ein im Barockstil gehaltenes Patrizierhaus in der Mitte und das Rathaus mit seinem als Rathausturm mit Uhr ausgebauten Dachreiter am westlichen Flügel wohltuend heraus. Bemerkenswert ist das Haus Ring Nr. 17 an der östlichen Ringseite. Hier wurde der Altmeister der Grafschafter Geschichtsschreibung, spätere Pfarrer von Ullersdorf, Josef Kögler, am 22. Februar 1765 geboren. Eine Gedenktafel an diesem Hause weist darauf hin.

Rechts auf der westlichen Ringseite an der Mariensäule vorbei und die steile Kirchstraße hinauf gelangt man nach der in ihrem jetzigen Zustande 1576 erbauten katholischen Pfarrkirche mit ihrem künstlerisch beachtenswerten Altarsbilde, die Madonna mit dem Jesusknaben darstellend, von Professor Richter in Glatz. An der Kirche bezw. dem sie umgebenden Friedhofe links vorbei gelangt man auf der Straße in wenigen Minuten nach dem idyllisch gelegenen Stadtteil, „Stadtwald" benannt, weil dort der neue Forst der Stadt Lewin beginnt. Die daselbst befindliche aus dem Jahre 1727 stammende Johanniskapelle ist um-

geben von einer Mühle und einigen Privathäusern, darunter dem Fremdenheim „Zum Stadtwald“ mit Gastwirtschaftsbetrieb.

Wenn man von der unteren nördlichen Ringseite aus der Richtung vom Bahnhof die Straße weiterschreitet, gelangt man am Amtsgerichtsgebäude vorbei auf die Paßstraße nach Reinerz. Diese führt am Hummelberg vorbei, auf dessen Kegel sich eine Burgruine befindet. Der Hummelberg bildet die Wasserscheide zwischen der Ost- und der Nordsee. Die ganze Gegend westlich des Hummels und somit auch der Lewiner Bezirk gehört schon zum Nordseegebiet, weil der Schnellebach, der durch verschiedene Gebirgsbäche hier gebildet wird, ein Nebenfluß der Mettau ist, die in die Elbe mündet.

Die Stadt liegt in einem von Osten nach Westen, also nach Böhmen zu auslaufenden Tale in einer Höhe von 450 bis 470 m ü. M. und ist durch die sie umgebenden Berge und Gebirge vor rauhen Stürmen geschützt, so daß hier ein verhältnismäßig lindes Gebirgsklima vorherrschend ist. Durch seine landschaftlich entzückende Lage, sein lindes Klima mit der kräftigenden reinen Höhenluft, seine nähere und weitere reizvolle Gebirgslandschaft mit ihren rasch wechselnden Bildern, seiner Lage zwischen den Bädern Reinerz und Kudowa und zwischen dem Heuscheuer- (900 m), Mense- (1084 m), und Ratschengebirge (800 m) eignet sich Lewin vorzüglich als Erholungsort für den ruhebedürftigen und abgearbeiteten Groß- und Industriestadtmenschen. Diese Einsicht drängt sich dem Besucher unwillkürlich auf und erregt in ihm den Wunsch, hier einige Wochen zu verleben oder sich im Ruheverhältnisse hier niederzulassen.

Tatsächlich wird Lewin auch schon seit Jahren als Erholungsort, Sommer- und Winterfrische, gern und zahlreich besucht. Eine ganze Anzahl von Gasthäusern und Fremdenheimen gestattet einen angenehmen Aufenthalt.

Lewin verdankt seine Entstehung zweifellos der Burg auf dem die Stadt unmittelbar beherrschenden Berge auf seiner nördlichen Seite, der „Hradisch“ (Burg- bezw. Schloßhof) genannt, die bei dem Hussiteneinfall im Jahre 1428 gänzlich zerstört wurde. Zu welcher Zeit dem Orte Stadtrechte verliehen worden sind, steht geschichtlich nicht genau fest. Man vermutet, daß dies zu Anfang des 14. Jahrhunderts geschah, weil es in einer Urkunde vom Jahre 1345 als „Städtlein“ bezeichnet wurde. Schon ums Jahr 1200 soll der Ort bestanden haben und damals den Namen „Levinice“ getragen haben. Das läßt auf eine slawische, also hier tschechische Gründung schließen. Dem Worte dürfte der Stamm lev = Löwe oder levi = links innewohnen. Eine zweifelsfreie Erklärung gibt es nicht. Alle anderen Deutungen sind nur bloße Vermutungen und müssen daher zurückgewiesen werden. Wahrscheinlich sind auch seine Gründer Tschechen oder Böhmen gewesen, denn zu Ende des 17. Jahrhunderts war noch ein großer Teil der Bewohner der Stadt böhmisch, was daraus hervorgeht, daß das Stadtbuch vom Jahre 1680 zum Teil in böhmischer und zum Teil in deutscher Sprache gehalten ist. Diese Feststellung kann im Hinblick auf die jetzigen staatlichen und nationalen Verhältnisse durchaus nicht nachteilig sein, da ja die jetzigen Bewohner rein deutsch sind und nach dem von allen Nationen und Staaten geforderten Selbstbestimmungsrechte unbedingt für Preußen und Deutschland optieren würden.

Lewin gehörte als Mediatstadt bis 1595 zur Herrschaft Hummel, deren verschiedentliche Besitzer Vasallen des Königs von Böhmen waren. Damals wurde der jeweilige Rat der



Stadt von den Besitzern der genannten Herrschaft, später durch den jeweiligen Kaiserlichen Landeshauptmann in Glatz ernannt, bis der Stadt von dem Kaiser Ferdinand II. im Jahre 1629 das Recht der freien Ratswahl verliehen wurde.

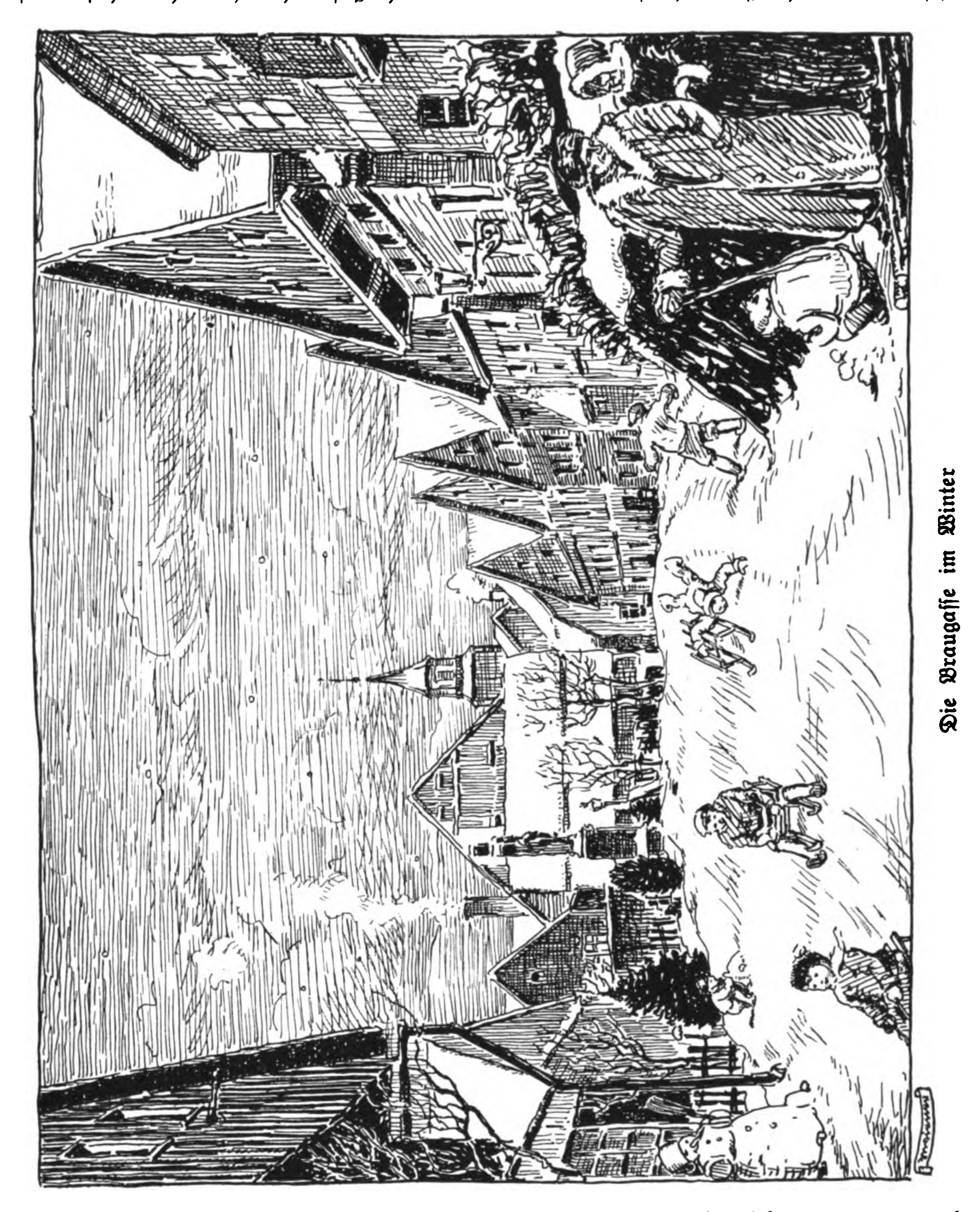
Im Frieden zu Breslau, der den ersten Schlesischen Krieg beendete, fiel die Grafschaft Glatz und damit auch Lewin an Preußen. Die Stände und Städte leisteten am 20. Februar 1742 dem Könige Friedrich II. in Glatz den Treueid. Das Recht der freien Ratswahl hörte damit auf, und der Rat der Stadt wurde wieder, und zwar jetzt durch die Breslauer Kammer, ernannt. Als preußische Stadt machte Lewin alle Wandlungen der verschiedentlichen Änderungen in der Städtegesetzgebung wie die anderen preußischen Städte durch, was als bekannt vorausgesetzt werden darf.

Die Lage an der alten und wichtigen Heeresstraße von Breslau nach Prag brachte es mit sich, daß große Zeitgeschehnisse, insbesondere Kriegsereignisse mit ihrer schweren Begleiterscheinung nicht nur nicht spurlos an dem Städtchen vorübergingen, sondern es auch in direkte Mitleidenschaft zogen. Soweit bekannt, wurde bei dem bereits oben erwähnten Hussiteneinfall im Jahre 1428 nicht nur die Burg Lewin auf dem Hradisch, sondern auch die Stadt, wenn auch nur teilweise, zerstört. Auch in den Kämpfen des Böhmerkönigs Georg Podiebrad (1458—71) blieb Lewin nicht verschont. Die Drangsale des Dreißigjährigen Krieges erlegten der Stadt mancherlei schwere Einquartierungslasten auf. Außerdem wurde es im Jahre 1634 von Coloredo'schen Völkern geplündert und im Jahre 1639 von den Schweden unter General Banner verwüstet. Im Jahre 1646 wurde es nochmals von den Schweden gänzlich ausgeplündert. Auch während der Schlesischen Kriege und dem diesen folgenden bayrischen Erbfolgekriege hatte Lewin sehr viel unter Einquartierungslasten und sonstigem Ungemach zu leiden. In jüngster Zeit stand es fast mitten im Brennpunkte der Anfangsschlachten des Deutschen Krieges von 1866. Nach Beendigung des Weltkrieges im Jahre 1918 drohte der Grafschaft und damit auch Lewin infolge der völlig unbegründeten Machtgelüste des tschechischen Staates die Abtrennung vom Mutterlande Preußen und mehr als einmal war Lewin und sein Bezirk in banger Sorge um seine staatliche Zugehörigkeit.

Auch von sonstigem Ungemach und von Volksgeißeln, wie Bränden, Überschwemmungen, Hungersnot, Teuerung und Pest ist Lewin und sein Bezirk wiederholt heimgesucht worden. Zwei Stadtbrände, der vom Jahre 1703 und der vom Jahre 1772 sollen hier kurz erwähnt werden. Durch ersteren wurde fast die ganze Stadt, darunter auch das Rathaus, das Brau- und Gefangenenhaus und mit ersterem das ganze rathäusliche Archiv eingeäschert; nur Kirche, Pfarrhof und Schule blieben verschont. Bei letzterem wurden drei Ringhäuserreihen vernichtet; nur die westliche Reihe blieb erhalten. Der Gnade und den Mitteln Friedrichs des Großen ist ihr Wiederaufbau zu verdanken.

Lewin hat als Stadt und Sitz eines Amtsgerichts immer eine bevorzugte politische Stellung unter den 24 politischen Gemeinden des westlichen Teiles des Kreises Glatz innegehabt, der im Osten und Norden durch das Ratschengebirge bezw. das südliche Vorgebirge des Heuscheuergebirges und im Süden durch die Ausläufer des Mensegebirges von Natur begrenzt und im Westen durch die politische Staatsgrenze mit der Tschechoslowakei gebildet wird, und somit ein räumlich völlig gesondertes Wirtschaftsgebiet der Grafschaft Glatz und Schlesiens mit rund 13 000 Einwohnern darstellt.

Wiederholt sind Gerüchte über die Aufhebung des Amtsgerichts aufgetaucht und auch in Zeitungen behandelt worden, aber an zuständiger Stelle dürfte man sich ernstlich mit dieser Absicht wohl noch nicht befaßt haben, da einmal eine solche Maßnahme eine Beschwe-



Die Braugasse im Winter

rung der Bevölkerung des ganzen Bezirks darstellen würde, die ihr nicht zugemutet werden kann, und das andere Mal, weil es in Preußen über 100 Amtsgerichte gibt, bei denen ein Anwalt und Notar nicht zugelassen ist, -- wohl weil ihr geringfügiger Geschäftsumfang

einen solchen nicht ernährt, — während sich in Lewin ein Rechtsanwalt und Notar schon seit Jahren niedergelassen und sein Auskommen hat. Die Kosten der Unterhaltung des hiesigen Amtsgerichts dürften auch durch seine Einnahmen gedeckt werden und keine Zuschüsse erfordern, womit der eigentliche Grund seiner Aufhebung, der Sparsamkeitsgrund, entfällt.

Ferner wird die politische Vormachtstellung Lewins in seinem Bezirk durch den Umstand erhöht, daß das katholische Kirchspiel Lewin von den 24 Gemeinden allein 17 umfaßt.

Sämtliche Innungen des Bezirks, drei freie und vier Zwangsinnungen, sowie der erst 1926 gegründete Innungsausschuß, der sämtliche Innungen zu einer gewissen Arbeitsgemeinschaft zusammenfaßt, haben in Lewin ihren Sitz.

Bis zur Eröffnung der Staatsbahn Glatz—Kudowa—Sackisch nahm Lewin auch in wirtschaftlicher Beziehung eine bevorzugte Stellung ein, die es aber in gewisser Hinsicht seitdem in etwa hat einbüßen müssen.

In früherer Zeit, vor etwa 270 Jahren, bildete die Holzlöffelmacherei den hauptsächlichsten Erwerbszweig der hiesigen Bevölkerung, welcher später allmählich durch die Leinwandweberei abgelöst wurde. Die Weber, deren es im Jahre 1724 bereits 54 mit je zwei Stühlen gab, waren damals nicht Lohnweber wie in späteren Zeiten, sondern selbständig, d. h. sie kauften die Garne, und die daraus gefertigten Stücke verkauften sie auf den hier abgehaltenen Märkten für eigene Rechnung. Daß dieser Erwerbszweig hier blühte, geht daraus hervor, daß im Jahre 1750 bereits 132 und 1794 sogar 262 Stühle im Betrieb waren. Eine bedeutende Anzahl von Leinwandkaufleuten und Garnhändlern hatten hier ihren Wohnsitz und machten ansehnliche Geschäfte. Auch Flachs-, Garn- und Leinwandmärkte (Wochenmärkte) wurden hier abgehalten und die Leinwandweberei hatte für Lewin zu dieser Zeit ihre Blüte und verschaffte der Stadt den Ruf eines bedeutenden Wohlstandes und eines gewissen Reichtums ihrer Bürger.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts kam aber dieser Industriezweig allmählich in Verfall. Im Jahre 1830 hörten die hiesigen Märkte auf und einige Jahre später verschwanden auch die Garnbauden auf dem Ringe. Zwar versuchte man im Jahre 1846 durch die Gründung einer Spinnschule die Verhältnisse zu meistern. Doch vergebens! Der Verfall schritt weiter vorwärts und auch die Umstellung von der Leinwandweberei in Baumwollweberei sowie die Errichtung einer Webereilehrwerkstätte, die 1896 hier eingerichtet wurde, aber seit Jahren nicht mehr besteht, brachte keine Wendung zum Besseren. Man hat durch solche Maßnahmen den Verfall dieses Industriezweiges nur aufzuhalten vermocht, denn durch die Aufnahme und rasch fortschreitende Verbreitung der mechanischen Weberei war das Schicksal der Hausweberei besiegelt und heute besteht diese so gut wie garnicht mehr.

Unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen wurde von jeher hier und in der nächsten Umgebung auch Landwirtschaft betrieben. Es liegt nahe, daß bei dem sehr gebirgigen und teilweise schon ziemlich hoch gelegenen Gelände die Ackerwirtschaft trotz großer Mühe wenig ertragreich ist, obschon es auch Äcker gibt, die immerhin besser sind und im Ertrage höher stehen. Auf dem felsigen Untergrunde der Berge liegt aber fast durchweg nur eine dünne rötliche und mit viel Steinen durchsetzte Bodenschicht, die bei großen Niederschlägen, wie sie besonders auch in den letzten Jahren üblich waren, mit der Saat abgeschwemmt wird, so daß bei Fortsetzung der gegenwärtigen Bodenbenutzungsart nach Verlauf einer gewissen Reihe von Jahrzehnten ein nacktes Karstgebirge hier vorherrschend sein wird. Man

kann im Zweifel sein, ob man den Mut und die Ausdauer des hiesigen Landwirts, mit denen er seinen Acker bestellt, oder seine Bescheidenheit und Genügsamkeit, mit denen er zäh an der Scholle seiner Vorfahren hängt, mehr bewundern soll. Man macht jetzt regierungsseitig Anstrengungen auch finanzieller Art, um die Ackerwirtschaft betreibenden Landwirte hiesiger Gegend zu bewegen, ihre Betriebe in Weide und damit in Viehwirtschaft umzustellen, und so ihre Lage zu verbessern. Ob diese Bemühungen den gewünschten Erfolg bringen werden, bleibt natürlich abzuwarten. —

Entsprechend der Lage der Landwirtschaft ist diejenige des hiesigen Handwerks, Handels und Gewerbes. An Zahl sind diese Betriebe zusammen denen der landwirtschaftlichen zum Mindesten gleich. Früher bis zum Bahnbau war bei den besseren Erwerbsverhältnissen und der größeren Zahl der Einwohner ihre Lage wesentlich günstiger. Nachteilig wirkt auch jetzt die Nähe der Grenze mit der neuen Tschechoslowakei, wodurch der Verbraucherkreis für diese Erwerbszweige ganz beträchtlich eingeschränkt wird.

Seit 1897 besteht hier eine staatliche Stickschule für feinere weibliche Handarbeiten, die neben der Ausbildung von Mädchen einem Teile der weiblichen Bevölkerung einen gewissen Ersatz für die verlorene Hausweberei bietet.

Seit längerer Zeit besteht hier eine Schokoladen- und Zuckerwarenfabrik, Firma P. Chlupp, die in ganz Schlesien bekannt ist, und die Strumpfwarenfabrik, Firma Rühl, und letztlich ist seit 1922 die in der Grafschaft Glatz heimische Glasindustrie auch hier eingeführt, die ihre kunstvoll geschliffenen Kristallglaswaren nicht nur in Deutschland, sondern auch darüber hinaus, sogar über See absetzt.

Obwohl Lewin mit seiner nächsten Umgebung in landschaftlicher Beziehung so sehr bevorzugt ist, so ist dieser Umstand allein in wirtschaftspolitischer Beziehung nicht von so großer Bedeutung. Denn die landschaftlich schöne Lage eines Ortes allein, die ja Herz und Gemüt des Einzelnen zu erfreuen vermag, ist nicht die Voraussetzung zu seiner wirtschaftlichen Fortentwicklung, wenn, wie hier, die Gelegenheit fehlt, einen gewissen Fremdenverkehr und -aufenthalt dauernd zu fesseln, wie sie Badeorten durch ihre Heilquellen und Wintersportplätzen durch ihre Höhenlage gegeben ist. Dazu kommt, daß Lewin und sein Bezirk infolge seiner geographischen Lage von der Grafschaft und Schlesien gewissermaßen abgeschnürt ist und abseits von größerem Verkehr liegt.

Als in den Jahren 1902 bis 1905 die Bahnlinie Glatz—Schlaney von Reinerz aus weiter gebaut wurde, bot sich für Lewin die beste Gelegenheit, durch entsprechende Maßnahmen den neugeschaffenen Verhältnissen Rechnung zu tragen und die Vorbedingungen für eine wirtschaftliche Hebung der Stadt zu schaffen. Man mag über die Linienführung der Bahn denken, wie man will: als durchaus ungünstig darf man sie in wirtschaftlicher Beziehung nicht hinstellen. Wenn auch die Bahn die Stadt in weiten Bogen zur Hälfte umkreist und der Bahnhof unterhalb der Stadt nach der Endstation zu gelegen ist und den Verkehr so gewissermaßen an Lewin vorbeiwälzt, so muß doch vom wirtschaftlichen Standpunkte aus die Festlegung des Bahnhofes auf dem großen und fast ebenen Gelände, das nach der Landgemeinde Järker zu liegt, als die günstigste bezeichnet werden. Man hat es nur unterlassen, diesen Vorteil rechtzeitig für die Stadt unter allen Umständen auszunutzen, was sich bald bemerkbar machen sollte. Die große Firma Christian Dierig in Oberlangenbielau hatte die Absicht, in Lewin ein größeres Zweigunternehmen auf jenem Gelände zu errichten

und verhandelte ernsthaft mit dessen Besitzer. Die Verhandlungen zerschlugen sich jedoch infolge des Verhaltens dieses Besitzers und das Unternehmen wurde in dem benachbarten Gellenau und Sackisch an der Bahn errichtet. Wäre die Stadt damals Besitzerin dieses Geländes gewesen, dann hätte sie das Unternehmen für Lewin leicht gewinnen können, und es wäre dann wahrscheinlich auch nicht bei diesem allein geblieben. Die Tatsache des Emporschwunges des vordem unbedeutenden Ortes Sackisch beweist schlagend die Versäumnis Le-



Gesamtansicht von Lewin

wins. Wer nun aber behauptet, daß für Lewin alles zu spät sei, der erscheint mir für Gemeindepolitik nicht aufnahmefähig zu sein.

Bei der Ungunst der Zeitverhältnisse, die die Folge des verlorenenen Krieges war, beschränkte sich seitdem die wirtschaftliche Tätigkeit der städtischen Körperschaften neben der nach Kräften geförderten Linderung der Not der leidenden Bevölkerung hauptsächlich auf die Erhaltung des Bestehenden und sonst nur auf das Notwendigste. Es stellte sich bald heraus, daß die Quellen des städtischen Wasserwerks nicht mehr dem Wasserbedarf genügten, sodaß das Quellengebiet durch Ankauf eines 24 Morgen großen quellenreichen Geländes

aus dem Besitze des Vorwerksbesitzers Franz Tautz erweitert und neue Quellen mit hinreichender Wasserergiebigkeit gefaßt und dem Werke zugeführt werden mußten. Um einer Vergeudung von Wasser vorzubeugen und die Wasserverbrauchsgebühren auf eine gerechte Grundlage zu stellen, wurden Wassermesser angeschafft und eingebaut und die Gebühren nach dem Verbrauche geregelt. Bald danach verkaufte die Stadt das ihr gehörige Kalkofengrundstück Nr. 4 in Hummelwitz, ein außerhalb Lewins belegenes Grundstück, das die auf das Unternehmen gesetzten Hoffnungen nicht gerechtfertigt hatte. Städtische Straßen und Plätze, deren Unterhaltung, zumal in einem gebirgigen Gelände wie hier, besondere Sorge macht und große finanzielle Opfer erfordert, wurden wiederhergestellt. Mehrere ausgebreitete soziale und wirtschaftliche Vorhaben, z. B. die Flußbadeanstalt (1921) und der Bau von Wohnungen (1922) fanden nicht die Zustimmung der Stadtverordnetenversammlung, ebensowenig das Vorhaben eines durchgearbeiteten Innenumbaues des Rathauses (1921), wobei Warmwasserheizungsanlage vorgesehen war. Erst im Herbst 1923 konnte dieser Umbau in bescheidenem Umfange durchgeführt werden.

Besondere Sorge wurde auch der städtischen Feuersicherheit zugewendet und diese durch Neuanschaffung von einer für die hiesigen Gebirgsverhältnisse geeigneten Schwenkachsenabprotzspritze und Ergänzung anderer notwendiger Einrichtungsgegenstände erhöht.

Im Jahre 1924 wurde das einzige z. Zt. einigermaßen geeignete städtische Gelände von geringem Ausmaß neben dem Krankenhause als Wohngelände eingeteilt und harrt der Bebauung.

Im Herbst 1925 gelang es schwer, das Vorhaben der Erbauung eines Sechs-Familienwohnhauses mit Hilfe von Hauszinssteuerhypothek, Mietzinsvorauszahlungen und Arbeitgeberdarlehen auszuführen. Es mußte jedoch, weil dieses Haus aus nicht stichhaltigen Gründen auf städtischem Grundstücke nicht errichtet werden sollte, dazu erst das erforderliche Gelände an der Reinerzer Straße im Wege eines für die Stadt nicht günstigen Tausches erworben werden. Am 1. Juli 1926 war das Gebäude fertiggestellt und sämtliche Wohnungen sind vermietet. Im selben Jahre erwarb die Stadt zur Abrundung ihres Besitzes ein etwa 25 Morgen großes Grundstück von dem Postschaffner a. D. Tautz von hier, das von städtischem Grundbesitz fast ganz eingeschlossen wird.

Die seit 1909 bestehende Stadtsparkasse wurde seit 1920 den neuzeitlichen Ansprüchen entsprechend ausgebaut. Durch die Angliederung einer Bankabteilung ist sie das erste Geldinstitut für den ganzen Bezirk geworden, das allen an sie gestellten Anforderungen gerecht wird.

Zur Zeit schweben noch die Vorhaben einer Erweiterung des Wasserwerks, des Erwerbes der Gasversorgungsanlage oder der Änderung des leidigen Gasversorgungsvertrages und die Errichtung der Elektrizitätsversorgungsanlage.

Neben der Hebung des Fremdenverkehrs muß es vor allen Dingen Aufgabe der Gemeindepolitik sein, der Bevölkerung wieder neue Erwerbsquellen zu erschließen, um zunächst ihre Abwanderung zum Stillstand zu bringen und weiterhin die wirtschaftliche Lage des Einzelnen und der Gesamtheit günstiger zu gestalten.

Zu diesem Zwecke beabsichtigt der Magistrat, unter anderm auch die Seidenraupenzucht hier einzuführen. Anfänge dazu sind schon gemacht worden, allerdings zur Zeit noch sehr bescheidene. Aber man wird nicht umhin können, dieses Vorhaben in größerem Umfange durchzuführen.



Auch der städtischen Bodenpolitik müssen die städtischen Körperschaften ihr besonderes Augenmerk zuwenden. Eine der wichtigsten Voraussetzungen für die wirtschaftliche Hebung einer Gemeinde bildet der Besitz möglichst allen geeigneten bebauungsfähigen Geländes.

Diejenige Gemeinde, die den größten und geeignetsten Grundbesitz ihr Eigen nennen kann, hält damit ihre Zukunft in der Hand. Darum muß die städtische Bodenpolitik darauf Bedacht nehmen, solches Gelände, möglichst restlos zu erwerben.

Eine der dringendsten Aufgaben ist aber auch zunächst die Versorgung der Stadt mit Elektrizität. Die Durchführung dieser Aufgabe wird die städtischen Körperschaften in der allernächsten Zeit eingehend beschäftigen. Im Zusammenhang damit steht die Lösung der Gasversorgungsfrage.

Von der glücklichen Durchführung dieser gemeindepolitischen Aufgaben hängt die Zukunft Lewins ab.

Liebe zur Heimatstadt, Gemeinschaftsgeist, weitausschauender Blick und rastlose Arbeit gehören allerdings dazu, diese Aufgaben in die Tat umzusetzen zum Besten unserer Stadt und ihrer Bewohner.

Das walte Gott!



Wünschelburg

Von Bürgermeister Alfred Reichelt in Wünschelburg.

Die Stadt Wünschelburg, die selbst nur 3 km von der tschechoslowakischen Grenze entfernt liegt, ist weit über die Grenzen Schlesiens bekannt als der Ausgangspunkt für den Besuch der Heuscheuer.

In der Geschichte ist Wünschelburg im Jahre 1290 zum ersten Male urkundlich erwähnt; es verdankt seine Stadtgründung im Jahre 1418, und zwar mit vollkommenem Stadtrecht dem Herzog Bolko von Münsterberg, der im Jahre 1342 hier eine Burg baute, die ihm als Jagdschloß zur Verfügung stand. Der Name der Stadt hängt mit „Böhmisch Hradeck" zusammen, und bedeutet soviel wie „kleine Burg". Wie alle Grafschafter Städte, so war auch Wünschelburg vielen Schicksalsschlägen ausgesetzt. Im Jahre 1425, bald nach der Städtegründung, fielen die Hussiten ein und zerstörten die Stadt. Eine Gedenktafel am Rathaus bezeichnet die Stelle, an der am 2. Dezember 1425 auf Befehl des Hussitenführers Ambrosius von Königgrätz der Stadtpfarrer von Wünschelburg, Nikolaus Megerlein, und ein Nachbarpfarrer um ihres Glaubens Willen den Flammentod erlitten.



Gesamtansicht von Wünschelburg

In den Jahren 1469, 1545 und 1738 verwüsteten Brände die Stadt, während in den Jahren 1625, 1633 und 1680 die Pest wütete und viele Bürger dahinraffte, woran die Pestsäule am Oberring, die im Jahre 1680 errichtet wurde, noch heute erinnert. Auch der Dreißigjährige Krieg brachte weiteres Unglück der Stadt, und eine völlige Ausplünderung hatte sie durch die Schweden im Jahre 1632 zu erleiden. Nach dem Brande im Jahre 1738 erfolgte der erneute massive Ausbau der Stadt und die Zeit friedlicher Entwicklung schien gekommen. Doch auch der Siebenjährige Krieg ging nicht spurlos an Wünschelburg vorüber, denn die Chronik weiß von einer Besetzung der Stadt durch die Russen zu berichten. An historischen Bauwerken der Stadt sind zu nennen: Das in den Jahren 1608 und 1609 erbaute Rathaus am Ring, die kath. Stadtpfarrkirche (1571 erbaut und 1740 in romanischem Stile neu errichtet), sowie einige alte Häuser im Barockstil auf dem Ringe, und die im Jahre 1680 errichtete Pestsäule. Ein an der Freitreppe des Rathauses im Jahre 1638 angebrachtes Stadtwappen erinnert an die wiederholten feindlichen Überfälle. Es zeigt ein Tor mit drei Türmen und Fallgatter. Zum Teil noch erhaltene Steintor- und Mauerteile entlang der Wall- und Gartenstraße sprechen davon, daß die Stadt früher mit einer Mauer umgeben war, während der Name Wallstraße noch an den der Stadtmauer vorgelagerten Wallgraben erinnert.

An der Ostseite des Rathauses über dem unteren Toreingange lesen wir in Stein gehauen, unterhalb des österreichischen Adlers, folgende Verse:

Cicero pro Seluo.

Rei publicae fundamenta sunt: Religio, Potestas Magistratum, Senatus autoritas, aerarium, Leges, mos maiorum iudicia, fideles Socii et probi Cives etc.

Distichon.

Justitia et bonitate DEI Respublicae floret
Si sint unanimi Corda ligata fide.

Anno Domini MDLVIIII.

Übersetzung aus Cicero:

Die Grundlagen für eine Stadt sind: Religion, amtliche Gewalt der Behörden, das Ansehen des Rates, die Schatzkammer, die Gesetze, die Sitte der Vorfahren, gerechte Urteile, treue Bundesgenossen und rechtschaffene Bürger.

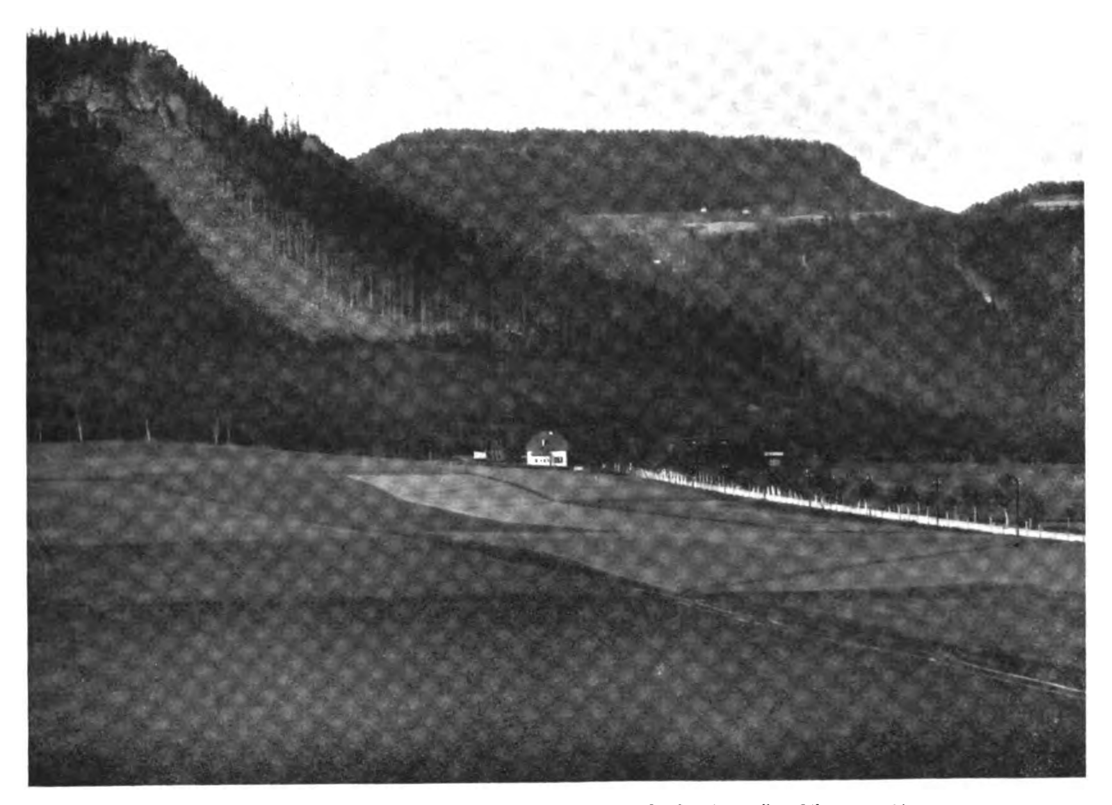
Übersetzung des Doppelverses:

Durch Gerechtigkeit und Gottes Güte blüht eine Stadt, wenn deren Herzen in einmütiger Treue verbunden sind.

Im Jahre des Herrn 1609.

Im Laufe der Jahre hat sich Wünschelburg zu einem schönen, friedlichen Gebirgsstädtchen entwickelt. Tausende von Wanderern besuchen alljährlich die Stadt, um durch das anmutige Posnatal und über die reizvollen Wasserfälle die Heuscheuer zu besteigen, ist doch der Aufstieg von dieser Seite der bequemste und voll der schönsten Aussichten.

Bereits nach einer halben Stunde Weges gelangt der Wanderer vom Bahnhof aus, vorbei an dem einzig dastehenden Steinsägewerk, in den kühlen, schattigen Stadtwald und kann über die Wasserfälle und über den Pionierweg oder Karlsberg die Heuscheuer in zwei Stunden erreichen.



Gelände zum Bau von Erholungsheimen am Fuße des Heuscheuergebirges

Auch als Sommerfrische ist die Stadt ein viel gesuchter Ort, da der 2000 Morgen große Stadtwald, mit seinen idyllischen Ruheplätzen nicht nur dem Wanderer, sondern auch dem Ruhebedürftigen reichlich Gelegenheit zur Erholung bietet.

An nahegelegenen Ausflugsorten seien nur erwähnt: Der Aussichtsstein Magdalenen-Lust", die „Sieben Kammern" mit Friedrichsgrund und seinen berühmten Glashütten. Besonders lohnend ist ein Spaziergang zu dem ½ Stunde von der Stadt entfernt liegenden Waldrestaurant „zum grünen Wald" und der oberhalb der Wasserfälle gelegenen „Karls-Baude". Auch der weitberühmte Wallfahrtsort Albendorf mit seiner schönen Kirche ist von Wünschelburg aus in einer Stunde bequem zu erreichen. Durch die vor einigen Jahren hier errichtete Personen-Kraftpostverbindung ist den Touristen Gelegenheit gegeben, die Grafschafter Badeorte schnell und leicht zu erreichen. Als größerer Ausflug eignet sich auch der Besuch der im Nachbarland gelegenen Adersbach- und Weckelsdorfer Felsen über Braunau mit seinem historischen Kloster.

Auch durch die Gesundheitsverhältnisse zeichnet sich Wünschelburg anderen Städten gegenüber aus. So besitzt die Stadt zwei leistungsfähige Hochquellen-Wasserleitungen mit vorzüglich schmeckendem, einwandfreiem Quellwasser.



Steinbruch

Die Stadt ist sich bezüglich der Einwohnerzahl schon seit Jahrzehnten fast ständig gleich geblieben. Sie zählt gegen 2700 Einwohner, doch ist die weitgehendste Möglichkeit zur Ausdehnung vorhanden, auf Grund eines in den Jahren 1921/22 aufgestellten großzügigen Bebauungsplanes durch den vereideten Landmesser und Ingenieur Rath in Breslau. Die Stadtverwaltung gibt Baugelände in schönster und bequemster Lage für nur 0,30 RM. pro Quadratmeter ab und ermöglicht den Baulustigen, ihre Neubauten mit Gas, Wasser und elektrischem Licht zu versehen, so daß alle Bequemlichkeiten geboten werden, wie in einer Großstadt, wobei jedoch die Annehmlichkeiten eines Landaufenthalts reichlich zur Geltung kommen. Auch besonders geeignet durch die Nähe des Waldes ist das Gelände zum Bau von Erholungsheimen.

Der im städt. Walde befindliche Steinbruch, den die Firma Carl Schilling in Berlin gepachtet hat, ermöglicht, den Neubauten durch Verwendung von Steinsockeln ein imposantes Aussehen zu geben, hat doch der Wünschelburger Sandstein vor dem Kriege eine reißende Abnahme im In- und Auslande gefunden:

Das Reichstagsgebäude in Berlin und die Bibliothek sind vornehmlich aus Wünschelburger Sandstein erbaut; ebenso ist das Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Berlin aus Wünschelburger Sandstein errichtet. Die hiesige Steinindustrie, welche vor dem Kriege gegen 400 Personen beschäftigte, ist durch das darniederliegende Baugewerbe selbstverständlich auch in Mitleidenschaft gezogen, doch dürfte die Krisis anscheinend überstanden sein, da eine merkliche Mehrabgabe an Steinen zu verzeichnen ist. Die Steinindustrie war früher in Wünschelburg von derartiger Wichtigkeit, daß eine besondere Steinmetzfachschule hier mit einem bedeutenden Kostenaufwand errichtet werden mußte. Seit Jahren beschäftigt eine staatl. Stickschule gegen 100 weibliche Personen, ebenso die gleiche Anzahl eine Strumpfwarenfabrik.

Besonders erwähnt sei der weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannte „Wünschelburger Korn". Eine modern eingerichtete Brauerei sorgt für reichen Umsatz des „Heuscheuer-Bieres". Auch zwei florierende Rollo-Fabriken tragen den Namen Wünschelburg über alle Gaue Deutschlands.

Wünschelburg ist von allen Großstädten Deutschlands bequem zu erreichen. Seit 1903 ist es mit dem Preußischen Staatseisenbahnnetz und der tschechoslowakischen Bahn durch eine Kleinbahn (Eulengebirgsbahn) verbunden, die in Mittelsteine ihren Anschluß hat. Diese Bahn verbindet das Eulengebirge mit der Heuscheuer und führt den Reisenden von Reichenbach über Peterswaldau, Langenbielau, Silberberg, Mittelsteine durch malerische Täler und über höchst gelegene Viadukte nach seiner Endstation, Wünschelburg.

Die Gemeinde Bad Kudowa

mit ihrer näheren Umgebung. (Der Böhmische Winkel.)

Von Karl Schindler, cand. phil. in Bad Kudowa.

Die Anziehungskraft eines Badeortes wird wesentlich mitbestimmt durch den Charakter der Gegend, in der er liegt. Es erscheint wie selbstverständlich jedem Kurgast, daß die Landschaft, an die er für Wochen, vielleicht gar Monate gebannt ist, reich an Schönheit und Eigenart, jedenfalls denkbar verschieden von der Art seiner Heimat sein muß. Im Badeort



Blick nach Bad Kudowa

selbst will er ein möglichst bequemes, den Bedürfnissen des modernen Menschen angepaßtes Leben führen, aber schon wenige Meter außerhalb von ihm ersehnt er sich von der Kultur noch nicht beleckten Boden, ersehnt er sich auch Ursprünglichkeit des Menschen. Darum sollen Handel und Industrie möglichst fehlen. Darum ist man beglückt, wenn man Volkstypen begegnet, sich mit einem Dorforiginal unterhalten kann.

In diesem Sinne dürfte, gerade was die Mannigfaltigkeit der Erlebnismöglichkeiten betrifft, die nähere Umgebung von Bad Kudowa vielleicht eine der anziehendsten von Schlesiens Kurorten sein. Sie ist identisch mit dem „Böhmischen Winkel" im eigentlichen, im ursprünglichen Sinne, denn heute faßt man mit dieser Bezeichnung weit mehr zusammen. Man versteht heute unter ihr jenen Teil der Grafschaft, der ihre westliche Grenze so eigen-

artig nach Böhmen hineinbiegt, historisch gesprochen, den Hummelbezirk, anders ausgedrückt, den Lewiner Amtsgerichtsbezirk, noch anders gesagt, den Komplex der Addition von Tscherbeneyer plus Lewiner Kirchspiel. Das Tscherbeneyer Kirchspiel nun stellt den eigentlichen, den ursprünglichen Böhmischen Winkel dar; denn nur in ihm ist die böhmische Sprache stark vertreten. So sprechen z. B. in Schlaney 80 % tschechisch. Nur in dieser Gegend finden sich böhmische Ortsnamen wie Jakobowitz, Bukowine, Brzesowie, Straußeney, Kudowa, Blasewey, Nausenev (dieser Ort nicht mehr zum Kirchspiel Tscherbeney gehörig). Nur auf sie also war zunächst jene anfangs verächtlich gemeinte Bezeichnung gemünzt.

Was wir historisch über diese Gegend wissen, kann man in folgende Ergebnisse zusammenfassen. Zunächst war der Böhmische Winkel ein Teil der Grafschaft Glatz, vor der Mitte

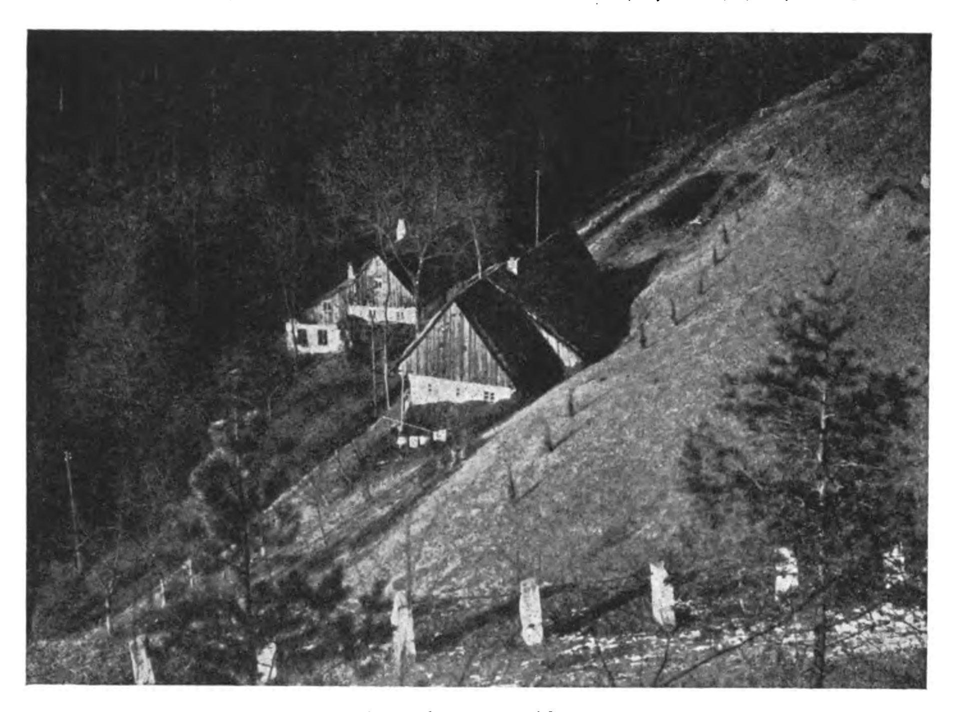


Katholische Volksschule

des 13. Jahrhunderts aber wurde er noch einmal von ihr getrennt. Ende des 14. Jahrhunderts erfolgte die endgültige Wiedervereinigung. Kirchlich freilich wurde das Tscherbeneyer Kirchspiel erst 1765 dem Glatzer Dekanat zugesprochen. Schlaney und Brzesowie gar pfarrte man erst 1780 von der böhmischen Grenzstadt Nachod nach Tscherbeney um.

Brzesowie hebt sich noch durch eine andere Besonderheit aus dem Rahmen der übrigen Dörfer hervor. Es ist sprachlich rein deutsch. Dies fällt umso mehr auf, als es nach Böhmen nach drei Richtungen hin offen und von dem deutsch redenden Nachbardorf Sackisch abgeschieden ist. Es wirkte darum immer wie eine Ironie, wenn gerade dieses Dorf einen typisch slawischen Ortsnamen trug. Seit einigen Jahren heißt es Birkhagen. Man versucht das Deutschtum dieser Ortschaft so zu erklären: ihre Bewohner wurden einst durch eine Seuche hingerafft. Später erfolgte eine Neubesiedlung vom deutschen Adlergebirge aus. Jedenfalls macht die Gemeinsamkeit der Mundart diese Annahme verständlich.

Die angestammten, einsässigen Bewohner des Böhmischen Winkels sind in allen Ortschaften mit einer Ausnahme, Straußeney, katholisch. Die katholische Pfarrkirche, einen etwas primitiven Barockbau, besitzt das langgestreckte Tscherbeney. Der viereckige, massivwuchtige Turm steht, von der Kirche getrennt, allein da. Malerisch wirkt auch eine Häuserpartie wenige Schritte von der Kirche. Zehn Häuschen stehen mit dem Giebel auf die Straße zu. Alle sind gleich groß, haben die gleiche Bauart, und jedes hat immer eine andere Farbe. Der Anblick erinnert an die „Zwölf Apostel" in Schömberg. Zur Parochie gehören noch zwei Filialkirchen, in Birkhagen und Schlaney, jene im echten Barock mit einem Zwiebelturm erbaut, diese ein moderner Bau. Daneben besteht noch selbständig die Kuratie



Häuschen am Abhang

Sackisch. Sie gehört darum eigentlich nicht mehr zum „Böhmischen Winkel" im dargelegten Sinne, aber aus technischen Gründen und wegen ihrer engen Verbindung mit Bad Kudowa beziehen wir sie doch in die Arbeit ein. Bad Kudowa, auch zur Pfarrei Tscherbeney gehörig, besitzt nur zwei Kapellen in den beiden, aus dem Saisonbetrieb erwachsenen Schwesternhäusern, dem Marienheim und der Villa Diana, ersteres den Grauen Schwestern, diese den Mägden Mariens gehörig.

Das Dorf Straußeney besteht aus zwei Teilen, der obere Teil „Passeka" genannt, d. h. Holzschlag oder Lichtung, bildet eine selbständige evangelische Kirch-Gemeinde mit Kirche, die auf eine reiche, zumeist trübe Vergangenheit zurückblicken kann. Einst sollen sich Hussiten in diese Gegend geflüchtet haben, und von hier aus soll sich diese auffallende Verschiedenheit hinsichtlich des religiösen Bekenntnisses weitererhalten und fortgebildet haben. Die historischen Spuren dafür sind indessen wohl kaum im Sinne strenger Wissenschaft

eindeutig festzulegen. Jedenfalls hängen die Straußeneyer mit auffallender Heftigkeit an ihren z. T. ungewöhnlich sektiererischen Neigungen.

Daneben sind heute auf Grund von Zuwanderungen, wie dies zur Eigenart eines Kurortes gehört, auch in Bad Kudowa viel Protestanten. Die evangelische Kirche am dortigen Kapellenberg ist eine der schönstgelegenen der Grafschaft.

Diesem religiösen Grundstock entsprechend ist das Schulwesen geregelt. Bad Kudowa besitzt eine 1924 und 1925 völlig umgebaute und bedeutend vergrößerte katholische und eine evangelische Volksschule, alle übrigen Ortschaften haben je eine katholische; an der Straußeneyer unterrichten ein katholischer und ein evangelischer Lehrer. In Bad Kudowa und Tscherbeney sind außerdem noch Fortbildungsschulen. In Sackisch befindet sich eine höhere Knaben- und Mädchenschule.

Von eigentlicher kommunaler Verwaltung kann man wohl nur in Bad Kudowa sprechen; besonders, seitdem sich die Gemeinde für einen besoldeten Amts- und Gemeindevorsteher entschlossen hat, der seit 2. Januar 1919 sein Amt verwaltet, verstärkt sich der erfreuliche Aufschwung, der schon früher vorhanden war, durch zielbewußte Führung immer mehr. In den übrigen Gemeinden wird die Verwaltung nur ehrenamtlich ausgeübt. Der Ort Bad Kudowa besteht aus vier Teilen, aus dem eigentlichen Dorfe Oberkudowa, dem Badebezirk, ferner Neusackisch und schließlich Blasewei. Er besitzt ein Krankenhaus, Hochquellwasserleitung, Kanalisation, Gemeindeamtsgebäude mit Zentralheizung und Feuerwehrgerätehaus, gepflasterte Bürgersteige. Seit kurzer Zeit besitzt neben dem Bad auch der Teil Oberkudowa elektrisches Licht, d. h. ist an die „Stromeinkaufsgenossenschaft der Grafschaft Glatz" in Glatz angeschlossen. Die Gasanstalt befindet sich in Sackisch. Sie versorgt die Kommunen Sackisch, Lewin, Tscherbeney, Bad Kudowa mit Licht, Kochgas und Straßenbeleuchtung. Die Gemeinde Bad Kudowa besitzt 10 elektrische Bogenlampen und 49 Gaslaternen. Da die Wasserversorgung des Ortes unzulänglich war, wurden von den neun Flösselquellen wenigstens die sogenannte Josefsquelle und die Salvatorquelle unter einem Kostenaufwand von 66000 Mark glücklicherweise für diesen Zweck dienstbar gemacht und ausgebeutet.

Industrie und Fabrikwesen sind um die drei Orte Sackisch, Bad Kudowa und Tscherbeney konzentriert. Es sind zu erwähnen die Lederwarenfabrik Tietz in Bad Kudowa und Sackisch, die Weberei Stanke in Tscherbeney, die Zigarrenfabrik Hünerfeld in Tscherbeney und die Teppichfabrik Fuhrmann (Dir. Püschel) in Tscherbeney. In diesen Fabriken, in der Gasanstalt Sackisch und in der großen Weberei Dierich im benachbarten Gellenau bei Lewin findet ein großer Teil der Bevölkerung Beschäftigung. Die übrigen sind entweder Häusler oder treiben, besonders in Jakobowitz, Straußeney und Tscherbeney, Hausweberei oder Landwirtschaft, beides hauptsächlich in Birkhagen und Schlaney.

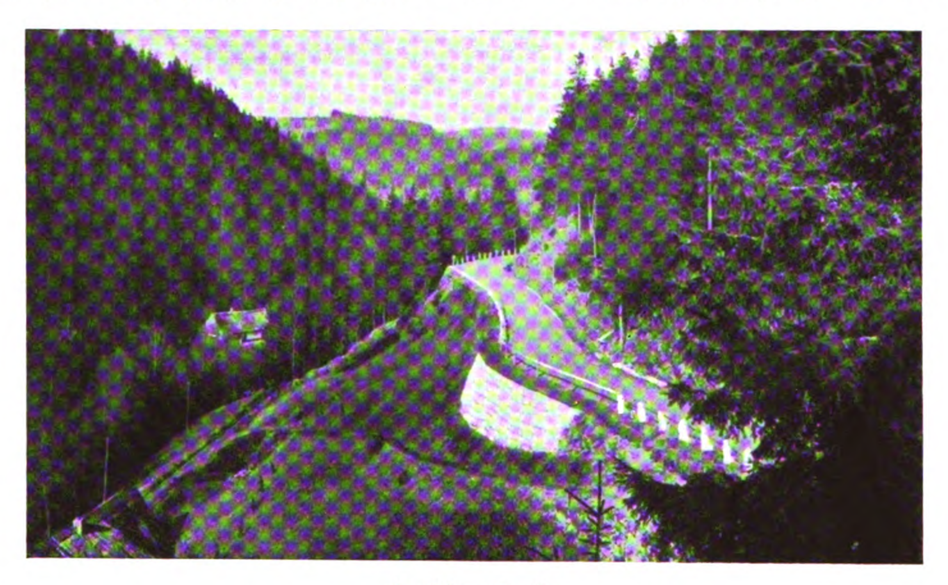
Die Forsten, in denen die Fichte durchaus herrscht, sind, abgesehen von dem Anteil der Kommunen Besitz der Herrschaft Tscherbeney (v. Thielsche Erben) und der Herrschaft Gellenau (Generalmajor a. D. v. Mutius). Auch in ihnen finden kleinere Teile der Bevölkerung Broterwerb.

Waldreichtum zeichnet den „Böhmischen Winkel" in hohem Maße aus. Er verleiht seinen Bergen lauschigste Stille und wildesten Sturm, in ihnen ist beklemmendes Düster und anderorts lichte Abgeschiedenheit von der Welt. Immer wieder erscheint der Wald neu, weil die landschaftliche Eigenart des Böhmischen Winkels ihn immer wieder neu macht.



Ihr Charakteristikum ist eine wirre Regellosigkeit. Schon wenn der Reisende von Reinerz ab die wunderbare, die wechselndsten Anblicke bietende Fahrt aufmerksam verfolgt, gewahrt er einen regellosen Wechsel von Berg und Tal. Es ist müßig zu betonen, daß ein solches Gelände landschaftlich die höchsten Reize hat. Der Glanzpunkt sind die „Wilden Löcher". Weniger bekannt als die Heuscheuer, aber doch noch gewaltiger, sind sie mit ihren zerklüfteten Felsgebilden der sprechendste Beweis für das Wesen des Böhmischen Winkels. Sie krönen den Spiegelberg, dessen abschüssige, steile Felswände von Kudowa aus der Wanderer schon hoch emporgereckt sieht. Daneben sind noch hauptsächlich zu nennen: die Rabenkoppe, der Efeuberg, der schöne Weg von Kudowa über das idyllische Jakobowitz nach dem sagenumwobenen Teufelsstein u. a.

Wer vom Bade nach irgend einer Richtung wandert, kommt überall bald in Wald. Nur nach dem Bahnhof zu ist es geöffnet. Wenn man die Heuscheuerstraße vom Bade ins



Heuscheuerstraße

Gebirge aufwärts geht, möchte man, sobald man in Oberkudowa ist, es nicht glauben, daß wenige Schritte rückwärts ein Weltbad liegt. Und wer bei der Brettmühle links abbiegt, ist, hier in Blasewei, in völliger Einsamkeit. Und im Winter liegt eine märchenhafte Stille über der verschneiten Landschaft.

Viel Schatten werfen hier die vielen Berge. Das Volk im Böhmischen Winkel lacht wenig. Viel Unglück raste ja über das Ländchen hinweg, Krieg und Raubritterunwesen, Hunger und Pest. Der Staat, die Grafschaft selbst behandelte es stets stiefmütterlich, in völliger Abgeschiedenheit lebte es dahin. Wie ein Symbol für dies alles hat das Volk zwischen der Pfarrkirche Tscherbeney und dem Turm die heut berühmte Schädelkapelle errichtet. Ein gewisser Ernst, eine grübelnde Nachdenklichkeit lastet über den Bewohnern. Stark herrscht der Aberglaube. Häufig findet man Originale. Noch viel mehr waren diese Eigenarten ausgeprägt, als die Bahnstrecke von Reinerz nach Kudowa-Sackisch noch nicht

verlängert war. Erst seit 1906 ist dies der Fall. Jetzt sterben freilich langsam nach und nach viele jener dörflichen Typen aus. Den besten Einblick in das Volkstum der Gegend gibt das Buch „Kalla-Ton" von Elias Siegel, einem Birkhagener Bauern, der sein Leben und Treiben schildert, und der Roman „Die Seinigen nahmen ihn nicht auf" von der in Bad Kudowa lebenden Dichterin Anna Bernard. Ergreifend ist die fast durchweg vorhandene Treue der Bevölkerung zum angestammten Glauben. Mit allen Fasern hängen die Menschen hier an ihrer Heimat. Mit dieser Bodenständigkeit zusammen hängt wohl die stark ausgeprägte Starrheit in einmal gefaßten Ansichten. Wer aber einmal hier sich die Herzen der Bevölkerung errungen hat, dem halten sie fest die Treue und vertrauen ihm.



Das höhere Schulwesen der Grafschaft

Von Schulleiter Dr. Scheuer-Habelschwerdt.

Die kulturellen Belange der Grafschaft fanden, soweit sie das Schulwesen betrafen, schon seit den frühesten Zeiten eingehende Förderung. Wie anderwärts sind auch hier in den Kloster- und Stadtschulen die Anfänge einer unterrichtlichen Tätigkeit zu suchen. Kirchliche Orden und städtische Behörden begegnen uns als die Schöpfer und Träger von Bildungsanstalten.

Als Mutter aller Grafschafter Schulen ist das Gymnasium zu Glatz anzusprechen, dessen Vorgänger bis in das 14. Jahrhundert zurückreichen. Die Pfarrschule ad St. Mariam der Johanniter-(Malteser-)Komturei wurde schon um 1300 und die Klosterschule am Thum-(Dom-)Stift der regulierten Augustiner-Chorherren um 1365 gegründet. Beide Anstalten entfalteten bis zum Ausgang des Mittelalters eine erfolgreiche Tätigkeit, und die erstere von ihnen zählte keinen Geringeren als den nachmaligen Prager Erzbischof Arnestus von Pardubitz zu ihren Schülern. Die Folgen der Reformation führten auch hier einen Umschwung herbei, der dem religiösen Charakter jener Zeit Rechnung trug. Die Erbschaft dieser Schulen trat gegen Ende des 16. Jahrhunderts der Orden der Gesellschaft Jesu an, der 1597 mit päpstlicher und kaiserlicher Genehmigung das heutige katholische Gymnasium gründete. In den Jahren 1656—1690 errichtete der Orden den noch jetzt wirkungsvollen Bau des Kollegiums an der Ecke Grüne- und Kirchstraße. Die gelehrten Mönche haben in friedlichen und kriegerfüllten Zeiten es unter der Leitung tüchtiger Rektoren verstanden, dies kostbare Erbe Jahrhunderte hindurch bis zur Auflösung ihres Ordens 1773 zu betreuen. Als Priester des 1776 von Friedrich dem Großen errichteten Königlichen Schuleninstituts waren sie auch weiterhin als Lehrer an der Anstalt tätig und leiteten diese so allmählich in weltliche Hände hinüber. Der erste staatliche Schulleiter, der nicht mehr aus dem geistlichen Stande hervorging, war der Michaelis 1830 aus Westpreußen berufene Direktor Dr. Joseph Müller. Das Gymnasium nahm unter bewährter Leitung in den folgenden Jahrzehnten einen höchst erfreulichen Aufschwung und steht heute in der Reihe seiner schlesischen Schwesternanstalten in führender Stellung. Es bildet seit Jahrhunderten den geistigen Mittelpunkt unserer Grafschaft und die erfolgreiche Pflanzstätte für eine hoffnungsfrohe Jugend. In den Verzeichnissen ehemaliger Lehrer und Schüler begegnet uns manch klangvoller Name. In unserer reformfreudigen Zeit hat es das klassische Bildungsgut treu bewahrt und wird es auch fernerhin im Geiste seiner Gründer pflegen. Aber auch dem modernen Zuge der Zeit wird vollauf Genüge getan, da als erste neuere Fremdsprache in der Quarta das Englische beginnt. In der Reihe der Schülervereinigungen, deren Zahl zurzeit 18 beträgt, sind die verschiedensten Interessen vertreten, soweit sie im Rahmen einer höheren Lehranstalt ihren Platz haben. Aus ihnen seien folgende genannt: literarischer Zirkel, Gesang- und Musikverein, Stenographenverein, Verein für Funkfreunde Schlesiens, Deutscher Jugendbund Bismarck, Jungstahlhelm und deutsch-jüdische Jugendgemeinschaft.

Mit dem Glatzer Gymnasium ist seit seiner Gründung ein Konvikt verbunden, als dessen Vorgänger wir das seminarium puerorum der Augustiner-Chorherren zu betrachten haben. Es vertauschte in der Zeit der Gegenreformation seine ehemalige Stätte am Schloßberge mit dem heutigen Konviktsgebäude an der Ecke Juden- und Grünestraße, das durch mildtätige Stiftungen allmählich aus verschiedenen Häusern entstanden ist. In diesem sind zurzeit 76 Pensionäre; der Haushalt des Konviktes, dessen Leitung in geistlichen Händen liegt, wird von drei Schwestern geführt. Ein Teil der Zöglinge ist zu einer eigenen Musik- und einer Spielvereinigung zusammengeschlossen.

Angegliedert an das Glatzer Gymnasium ist die städtische höhere Knabenschule in Habelschwerdt. Sie wurde im Jahre 1865 durch den späteren Großdechanten Dr. Edmund Scholz gegründet und führt in 4 Klassen mit dem Gymnasiallehrplan ihre Schüler zur Reife für Obertertia; der Glatzer Gymnasialdirektor ist bei den Prüfungen als staatlicher Kommissar tätig. Die Anstalt, von welcher auch der Übergang auf anders geartete höhere Schulen möglich ist, ist in lichten Räumen des großen Volksschulgebäudes an der Gartenstraße untergebracht. Nahezu die Hälfte der Zöglinge wird von Lauf- und Fahrschülern aus der oberen Grafschaft und den Grenzbezirken gebildet. Zu Ostern d. J. ist die Gründung einer Schülergruppe des Vereins für das Deutschtum im Auslande beabsichtigt.

Eine weitere höhere Schule befindet sich in der Kreisstadt Neurode. Sie wurde als höhere Bürgerschule im Jahre 1864 durch den damaligen Rektor Taube ins Leben gerufen und 1898 mit der höheren Mädchenschule verbunden. Die Leitung der nunmehr vereinigten Schulen wurde in diesen und in den folgenden Jahren durch Lehrer und Geistliche wahrgenommen. Als der letzte geistliche Schulleiter Ostern 1922 in die Seelsorge zurücktrat, wurde die Anstalt nach längeren Verhandlungen Anfang 1923 auf den städtischen Haushalt übernommen und bald darauf durch ministeriellen Erlaß als Progymnasium und Realschule i. E. anerkannt. Ihr ist seit 1920 das Gebäude der früheren Haushaltungs- und Gewerbeschule in der Schulstraße zur Verfügung gestellt; sie führt im Rahmen einer Doppelanstalt gymnasiale und reale Abteilungen (zurzeit je 5), die in einzelnen Fächern gemeinsam unterrichtet werden. Die Anstalt ist paritätisch, doch sind etwa 80 % der Schüler katholisch; fast sämtliche Zöglinge sind Mitglieder des Vereins für das Deutschtum im Auslande.

Auch die Stadt Landeck ist bemüht, ihre bisherige höhere Knaben- und Mädchenschule zu einer anerkannten Realschule auszubauen. Die Anfänge derselben reichen bis in die 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück. Sie wurde als eine Familienstiftung begründet und später in eine Kuratorialschule umgewandelt. Während des Schuljahres 1922—23 wurden ihr die schönen Räume der ehemaligen Präparandie überwiesen, deren Gebäude städtisches Eigentum ist; sie ist eine paritätische Anstalt und umfaßt außer den letzten beiden Vorschuljahrgängen die Klassen Sexta bis Untertertia. Für Schüler, die später ein Gymnasium besuchen wollen, sind auf der Unterstufe Lateinkurse eingerichtet. Die Gründung von zwei Schülerheimen ist für die nächste Zeit ins Auge gefaßt, um den auswärtigen Zöglingen eine gute Unterkunft zu bieten.

Auch der jüngste Sproß im höheren Schulwesen, welcher seine Schützlinge in nur sechs Jahren zur Hochschulreife führen will, ist in unserer Grafschaft durch die staatliche Aufbauschule i. E. in Habelschwerdt vertreten. Sie ist die Nachfolgerin des September 1925 eingegangenen staatlichen Lehrerseminars, welches auf Grund der von dem Abte



Felbiger ausgearbeiteten Pläne 1766 hier begründet wurde. Diese Bildungsstätte für Volksschullehrer war dann zeitweilig nach Glatz, in der Franzosenzeit nach Neuneißbach und später nach Schlegel verlegt, um 1871 wieder nach Habelschwerdt überzusiedeln. Hier wurde für sie in den Jahren 1877—1880 das noch heute bestehende Seminargebäude erbaut. Aus der Reihe der Seminardirektoren ist der um unsere heimatliche Geschichtsforschung verdiente Schulrat Dr. Volkmer zu nennen. Die Anstalt, aus welcher viele Generationen von Jugendbildnern hervorgegangen sind, hat infolge der Reform der Lehrerbildung im Herbst v. J. ihre Pforten geschlossen. Seit Ostern 1922 wurden neben den letzten Seminarkursen Aufbauklassen eingerichtet, die jetzt als staatliche Aufbauschule i. E. ihre Anerkennung gefunden haben. Die Anstalt, an der Ostern 1926 die Unterprima als 5. Klasse eröffnet wurde, nimmt Zöglinge nach siebenjährigem Grundschulbesuch auf, welche sich einer besonderen Begabungsprüfung unterziehen müssen. Dem Unterrichte ist der Lehrplan der Deutschen Oberschule zu Grunde gelegt, in dessen Rahmen außer den deutschkundlichen Kernfächern zwei Fremdsprachen (Englisch und Latein) gelehrt werden. Der Charakter der Schule ist paritätisch, sie weist ungefähr 75 % katholische Schüler auf. An den Kosten des Schuletats sind auch die Stadt und der Kreis Habelschwerdt beteiligt. An der Anstalt besteht ein Schülerorchester (zurzeit 30 Mann stark); die Gründung einer Schülergruppe des Vereins für das Deutschtum im Auslande ist neuerdings erfolgt. Im Anstaltsgebäude ist auch ein Schülerheim, das augenblicklich 65 katholische Zöglinge beherbergt. Protestantischen Schülern steht das von der evangelischen Kirchengemeinde unterhaltene Konfirmandenheim zur Verfügung. Nach dem Begründer des ehemaligen Seminars hat die Bildungsstätte den Namen „Felbiger-Schule" erhalten.

Neben diesen 5 staatlichen und städtischen höheren Schulen bestehen in der Grafschaft noch 3 private höhere Knaben- und Mädchenschulen mit paritätischem Charakter. Die Lehrpläne der Anstalten in Reinerz und in Sackisch richten sich nach denen des Lyzeums und der Mittelschule; Schüler, welche später auf das Gymnasium übergehen wollen, erhalten in Lateinkursen ihre weitere Ausbildung. Die Reinerzer Anstalt ist 1904 als Familienschule, diejenige zu Sackisch als Kuratorialschule 1917 gegründet worden. Der ersteren Schule dient ein Privathaus (alte Oberförsterei), der letzteren das Landheim an der Dorfstraße als Unterrichtsgebäude. Beide Anstalten sind hauptsächlich als Zubringerschulen gedacht. Ähnlichen Zwecken dient auch die gehobene Schule in Mittelwalde, welche seit 1911 in vier Kursen ihre Schüler und Schülerinnen für die oberen Klassen der Mittelschule und des Lyzeums vorbereitet. Ihre Leitung liegt in geistlichen Händen.

In Glatz befindet sich auch eine vollausgebaute städtische Knabenmittelschule, welche ihre Zöglinge in sechs Jahren zur mittleren Reife führt. Sie ist 1914 mit paritätischem Charakter errichtet worden, umfaßt 6 Klassen und ist mietweise in den Räumen der katholischen Knabenvolksschule untergebracht.

An allen bisher behandelten Schulen wird auch der körperlichen Ertüchtigung der Jugend entsprechend dem Geiste der Zeit besondere Pflege zuteil. Es bestehen eigene Jugendgruppen der Turn-, Wander- und Sportvereine, die der überaus wichtigen Stählung des Körpers dienstbar sind. Auch sonst bestehen allenthalben Schülervereinigungen, die sich dem Quickborn, Neu-Deutschland und ähnlichen Verbänden anschließen.



In diesem Rahmen verdient auch die landwirtschaftliche Schule zu Glatz Erwähnung, deren Tätigkeit einem sehr wichtigen Erwerbszweige unseres Vaterlandes gewidmet ist. Als Lehranstalt der Landwirtschaftskammer Schlesien 1897 zu Habelschwerdt gegründet, wurde sie 1900 nach Glatz verlegt, wo ihr seit 1904 ein für ihre Zwecke besonders hergerichtetes Gebäude in der Zimmerstraße zur Verfügung steht. Ihre Aufgabe, jüngeren und älteren Landwirten die wichtigsten Kenntnisse für den praktischen Wirtschaftsbetrieb zu vermitteln, sucht sie in zwei Winterkursen von je 5 Monaten zu erfüllen. Es werden sämtliche Fächer gelehrt, deren Aneignung für einen neuzeitlich wirtschaftenden Landmann unbedingt erforderlich ist. Als Aufnahmebedingungen gelten ein Alter von 18 Jahren und eine mindestens 2 Jahre lang praktisch ausgeübte Betätigung. Zu den Kosten des Schulhaushalts tragen Stadt und Kreis Glatz zu gleichen Teilen bei.

Neben diesen mehr oder minder ausgesprochenen Knabenschulen bestehen in der Grafschaft noch 3 höhere Mädchenschulen, von denen je eine katholische und evangelische in Glatz und eine katholische in Habelschwerdt ihren Sitz hat.

Das private katholische Oberlyzeum i. E. der Armen Schulschwestern von U. l. Fr. in Glatz wurde 1858 als höhere Mädchenschule errichtet; seit der Kulturkampfzeit 1878 aber stand es unter weltlicher Leitung. In diesen Jahren war die Schule in verschiedenen Häusern der Stadt untergebracht, zuletzt auf der Frankensteiner Straße. Die 1909 zurückgekehrten Schulschwestern bezogen zwei Jahre später das moderne Gebäude auf der Gartenstraße, das dem Kuratorium des katholischen Waisenhauses gehört. Der Bau entspricht allen neuzeitlichen Anforderungen für die geistige und körperliche Ausbildung der Zöglinge. Im Jahre 1914 als Lyzeum anerkannt, ist die Anstalt seit Ostern 1925 durch Errichtung der Obersekunda im Ausbau zum Oberlyzeum begriffen. In die oberen Klassen werden auch andersgläubige Schülerinnen aufgenommen, da die Schule die einzige anerkannte höhere Lehranstalt für die weibliche Jugend der Grafschaft ist. Mit ihr ist ein Pensionat für etwa 60 Zöglinge, ein Kindergarten und eine Handarbeitsklasse für schulentlassene Mädchen verbunden. Das Oberlyzeum trägt seit jüngster Zeit den Namen „Theresianum".

Das evangelische Lyzeum in Glatz ist aus einer 1855 gegründeten höheren Mädchenschule hervorgegangen, die sich mehrere Jahrzehnte hindurch in privaten Händen befand. Seit 1913 ist der Träger der Anstalt der Evangelische Schulverein e. V. zu Glatz, dem das in der Böhmischen Straße gelegene Schulgebäude von der Stadt als Eigentümerin mietweise überlassen ist. Dem Unterricht liegen die Lehrpläne mit dem Ziel der Reife für Obersekunda zugrunde. Eine Anzahl der Schülerinnen ist zu einer Gruppe des Vereins für das Deutschtum im Auslande zusammengeschlossen.

Die katholische höhere Mädchenschule zu Habelschwerdt besteht seit 1904 und wird von den Armen Schulschwestern von U. l. Fr. geleitet. Das am Malerberg gelegene Schulhaus St. Michael wurde 1907 durch einen Anbau bedeutend vergrößert. Der Unterricht ist bisher nach den Richtlinien für höhere Schulen erteilt worden. Die Umwandlung der zehnklassigen Bildungsstätte in eine Mädchenmittelschule ist für die nächste Zeit in Aussicht genommen. Mit der Anstalt ist auch ein Internat vereinigt, welches außer Klassenschülerinnen auch größere Mädchen aufnimmt, die sich in der Hauswirtschaft ausbilden wollen.



An beiden katholischen höheren Mädchenschulen unserer Grafschaft haben sich eine Reihe der Zöglinge zu religiösen Vereinigungen zusammengetan.

Ein vielgestaltiges Bild einer fürsorglichen Jugendpflege ist hier an unserem Auge vorübergezogen. Wie selten ein Ländchen weist unsere Grafschaft einen umfassenden Bau von Unterrichtsanstalten auf, zu dessen Erhaltung und Fortführung die einzelnen Träger keine Kosten scheuen: hat doch gerade hier im Grenzgebiet die Schule ein gerüttelt Maß von deutschem Volksgut lebendig zu erhalten und es von Geschlecht zu Geschlecht weiterzugeben!

Es sei noch eine dem Stande vom Februar 1926 entsprechende Übersicht der 13 Schulen in örtlicher Folge gegeben:

Ort der Schule	Name der Schule	Gründungsjahr	Zahl der Klassen	Zahl der Lehrkräfte a) männlich b) weiblich	Zahl der Schüler und Schülerinnen	Leitung
Glatz	Staatl. katholisches Gymnasium	1597	17	a) 24 —	505 (11) [6]	Oberstudiendirektor Dr. Mikolajczak
Glatz	Priv. katholisches Oberlyzeum i. E.	1925 (1858)	10 [1]	a) 2 b) 14	360	M. Carita Stoller
Glatz	Priv. evangelisches Lyzeum	1855	6 [2]	— b) 7	112	Schulleiterin Ambrosius
Glatz	Städtische Knabenmittelschule	1914	6	a) 6 —	237	Mittelschulrektor Buchal
Glatz	Landwirtschaftliche Winterschule	1897	2 [3]	a) 3 —	ca. 120	Direktor Dr. Perlitius
Habelschwerdt	Staatliche Aufbauschule i. E.	1925 (1922)	4	a) 8 —	104 (6) [6]	Studiendirektor Conrads
Habelschwerdt	Städtische höhere Knabenschule	1865	4	a) 4 —	92	Schulleiter Dr. Scheuer
Habelschwerdt	Katholische höhere Mädchenschule	1904	10	— b) 10	209	Oberin Angelika Hilscher
Landeck	Höhere Knaben- und Mädchenschule	ca. 1890	6 [4]	a) 4 b) 2	97 (52) [6]	Studienassessor Dr. Wimmer
Mittelwalde	Gehobene Schule	1911	4	a) 1 b) 3	30 (26) [6]	Prälat Dittert
Neurode	Städt. Progymnasium und Realschule i. E.	1923 (1864)	6 [5]	a) 7 b) 3	218 (73) [6]	Studiendirektor Porada
Reinerz	Priv. höhere Knaben- und Mädchenschule	1904	4	a) 2 b) 1	40 (?) [6]	Volksschulrektor Wagner
Sackisch	Priv. höhere Knaben- und Mädchenschule	1917	4	a) 1 b) 3	52 (?) [6]	Pfarrer Tribanek

[1]) davon 3 Vorschulklassen in Abbau.
[2]) außerdem 2 Vorschulklassen in Abbau.
[3]) ein Ober- und ein Unterkursus.
[4]) davon 2 Vorschulklassen in Abbau.
[5]) bei 5 Klassen (VI—OIII) die V geteilt.
[6]) in der Klammer Anzahl der Mädchen, in der Gesamtzahl enthalten.

Herzheilbad Altheide

Von Schriftsteller Karl Biberfeld.

Eingebettet in einen Kranz sanft ansteigender, dichtbewaldeter Berge am Ausgang des von der Weistritz durchflossenen, wildromantischen Höllentals, liegt Altheide, das jüngste der schlesischen Bäder. Zwar hören wir schon im Anfang des 17. Jahrhunderts durch Älurius, einem der ältesten Glatzer Geschichtsforscher, etwas Näheres über das Vorhandensein von Sauerbrunnen. Eine genauere Nachricht stammt von Kögler aus dem Jahre 1650, der Altheide wegen der Nähe seiner Sauerbrunnen und Waldungen für „einen angenehmen, gesunden und heilsamen Aufenthalt" erklärt. Jedoch erst im Jahre 1828 wurden die Quellen durch die Schaffung eines Badehauses nutzbar gemacht und allmählich erwacht Altheide aus seinem Dornröschenschlaf, nachdem seine Schwestern als Badeorte schon große Namen hatten. Durch die Neuerbohrung von zwei mächtigen starken, eisenkohlensauren Sprudeln (Prinzen- und Charlottensprudel), die großzügige Neuanlage des Kurhauses und des Kurparkes, trat Altheide in den Jahren von 1904 bis 1906 immer mehr in den Vordergrund, sodaß das Bad heute ein Reiseziel für Fremde aller



Kurhaus



Eingang zum Kurpark

Herren Länder darstellt und jetzt mit an erster Stelle steht. Es ist dies nicht eine Folge von mustergültigen, neuzeitlichen Einrichtungen des Bades, dem prachtvollen Kurhaus und den eleganten Villen, sondern die immer mehr er- und bekannte Heilwirkung der Bäder, namentlich bei Herz- und Nervenkranken, sodaß Altheide nicht mit Unrecht das „Nauheim des Ostens" genannt wird und seine Quellen zu den stärksten ihrer Art gezählt werden. Neben der Erschließung der Quellen glückte die Erschließung von mächtigen Moorfeldern in unmittelbarer Nähe des Bades. Das den Moorwiesen entnommene Eisenmoor ist reich an wirksamen Bestandteilen, so namentlich an schwefelsaurem Eisen-Oxydul, schwefelsauren Alkalien, Ameisen-, Schwefel- und Humussäure. Besonders bei der Behandlung von Frauen- und rheumatischen Krankheiten haben sich diese Moorbäder bestens bewährt. Wenn auch Altheide in erster Linie ein Heilbad ist und bleiben will, so entwickelt es sich doch nebenher immer mehr zu einem Luxusbad. Das reizende, im Directoire-Stil gehaltene, neugeschaffene Kurkasino, in dem man sich den Freuden der Terpsichore hingibt, und das neuerbaute, in seiner Schlichtheit und Stilgerechtigkeit vornehm wirkende, fast 1000 Personen fassende Kurtheater, schaffen dem Heilung- und Genesung-Suchenden auch die unbedingt notwendige Abwechslung und Zerstreuung. — Infolge der geschützten Lage und der Erbauung eines Winterkurhauses, in dem alle Arten von Bädern verabfolgt werden und das über behaglich eingerichtete Gasträume und Fremdenzimmer verfügt, ist Altheide seit dem letzten Jahr ebenfalls ein frequentierter Winterkurort geworden, zumal nach Ansicht der Ärzte auch die Wintermonate zur Durchführung einer Herzkur sehr geeignet sind. — So reiht sich Altheide würdig ein in das Juwel „die Grafschaft Glatz" und wer sie gesehen hat, begreift, warum unser „alte Fritz" solange um sie gerungen hat.



Sprudelhalle mit anschließender Wandelhalle

Bad Kudowa — Herz- und Nervenheilbad

Von der Badeverwaltung Kudowa.

Am Fuße des Heuscheuergebirges, geschützt gegen nördliche Winde, liegt gleich einer Alpenlandschaft in grünsamtene Berge eingebettet, das bekannte Bad Kudowa. Seit Jahrhunderten ist es Ärzten und Kranken als ein Heilbad ersten Ranges bekannt, schon von Goethe erwähnt, von Friedrich dem Großen geschätzt.

Als Entdeckungsjahr der Kudowaer Quellen gilt das Jahr 1580, und einem Briefe aus dem Jahre 1636 ist zu entnehmen, daß in diesem Jahre schon Badegelegenheit in Kudowa vorhanden gewesen ist. Die ersten bekannten Besitzer waren Wallenstein und sein Schwager Terzky. Im Laufe der Jahrhunderte ging das Bad dann in verschiedene Hände über. Wegen der bedeutenden um das Bad erworbenen Verdienste seien hier besonders der Landschaftsdirektor Graf Sigismund Adolf von Götzen und dessen Bruder, der Generalleutnant Graf Friedrich Wilhelm von Götzen genannt, der Befreier Schlesiens, der im jetzigen Logierhause „Schloß" seine Wohnung hatte. Letzterem verdankt das Bad den größten Teil der so außerordentlich geschmackvollen Garten- und Parkanlagen, sowie die große Promenade innerhalb des heutigen Kurparkes, die noch jetzt eine Zierde der Anlage bildet.

In stetiger Aufwärtsbewegung hat Kudowa sich mehr und mehr vervollkommnet. Prachtvolle Bauten wurden aufgeführt, moderne Logierhäuser erbaut und neue Quellen



Gesamtansicht von Bad Kudowa

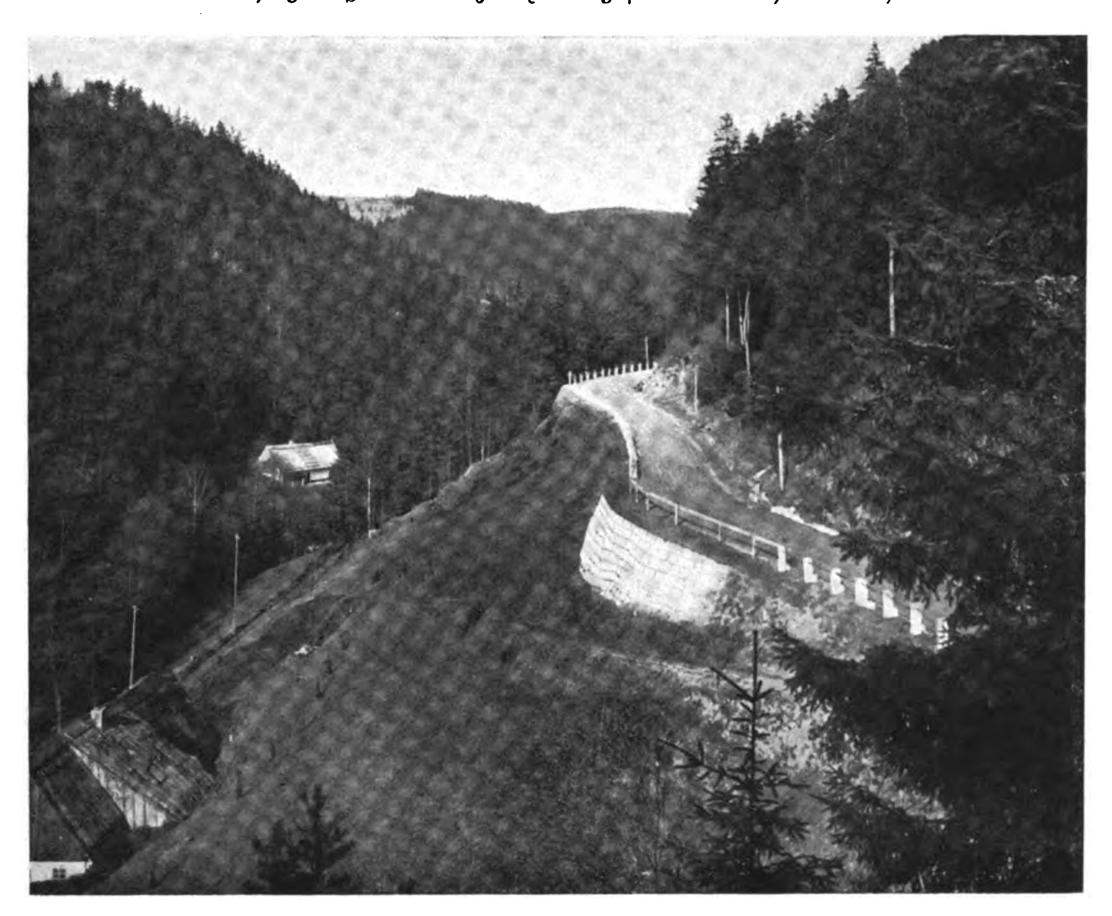
erbohrt, sodaß heute deren fünf vorhanden sind, von denen eine den Namen Helmutquelle führt zu Ehren des Generalfeldmarschalls Graf Helmut von Moltke, der mehrere Jahre hintereinander Gast des Bades war. Besonders durch die Arbeit der letzten Jahrzehnte ist Bad Kudowa zu seiner heutigen, seinen Naturschätzen entsprechenden Bedeutung gelangt. Seine Ärzte haben es verstanden, den Namen „Bad Kudowa" durch tieferes Studium seiner



Aus dem Kurpark

Heilmittel und den wissenschaftlichen Ausbau seiner Heilanzeigen den ihm gebührenden Rang in der Reihe der deutschen Bäder zu sichern, und die Leitung des Bades hat es erreicht, aus der zwar altehrwürdigen aber primitiven Kureinrichtung eine Badeanlage zu schaffen, die allen Ansprüchen, wie der moderne Kulturmensch sie nun einmal mitbringt, im vollsten Umfange genügt. Auch wurde der Ort mit allem ausgestattet, was an hygienischen und sanitären Forderungen denkbar ist. Die Unterkunftsmöglichkeiten sind die denkbar günstigsten, da etwa 120 Logiervillen vorhanden sind, die hinsichtlich auch einer auf verwöhnten Geschmack wie auf kurgemäße Diät eingestellten Küche auf der Höhe jeden Anspruchs stehen. Das der Badeverwaltung gehörende Kurhotel „Fürstenhof" kann sich vermöge seiner Einrichtung und Ausstattung den besten seiner Branche zur Seite stellen.

In jeder Beziehung ist dem Bade der Charakter eines wirklichen Heilbades gewahrt geblieben, indem man dort von rauschenden, übermäßigen Vergnügungen Abstand genommen hat, wohl aber dem Kurgast Zerstreuung und Anregung bietet durch gute Kurmusik, erstklassiges Kurtheater und sonstige künstlerische Veranstaltungen. So kann der Kurgast in Kudowa die Ruhe genießen, die er zur Heilung seiner Krankheit braucht. Wer aus des



Heuscheuerstraße (Ober-Kudowa)

Lebens verworrenen Kreisen dorthin flüchtet, um Herz und Gemüt gesunden zu lassen, findet ein Stücklein Paradies. Er genießt idyllische Ruhe und Erholung vor allem in dem herrlichen, windgeschützten, durch seinen Bestand an uralten seltenen Bäumen weit über Schlesiens Grenzen hinaus bekannten Kurpark; er findet sie in den sanft ansteigenden, sich an den Park anschließenden Waldpromenaden, die sich vorzüglich zu Terrainkuren eignen ebenso wie in den prachtvoll gepflegten, oft parkähnlichen Gärten der meisten Logierhäuser.

Der musterhaft gepflegte Kurpark bietet Bilder von wahrlich erhabener Schönheit. Von lauschigen freundlichen Blumenlauben schaut das Auge auf Böcklinsche Baumgruppen. Auf sonnig lichten Rasenflächen erheben sich malerisch dunkle Buchen, Silberpappeln, Edeltannen und uralte Eiben. Die Pracht südländischer Rosengärten scheint in diesen Park ver-

setzt. Jeder findet dort leicht, was er begehrt, Plätze für die Geselligkeit und stillfriedliche Waldwinkel mit schönster Fernsicht. Auf bequemen Wegen durch duftenden Nadelwald gelangt der Kurgast zu herrlichen Punkten im Glatzer und Böhmer-Land. Schön angelegte Fahrstraßen führen durch herrliche Wälder, prächtige Tiefblicke in die Täler gewährend, zu den nahegelegenen berühmtesten Naturschönheiten der Grafschaft, als da sind die soge-



Kurgarten mit altem Schloß

nannten „Wilden Löcher" mit ihren bizarren Steinformationen und die großartigen Felsenpartien der Heuscheuer.

Die reine Höhenluft, die Schönheit der Natur, vereint mit der weit über die Grenzen unseres deutschen Vaterlandes hinaus bekannten Heilkraft seiner natürlichen Quellen, haben Kudowa zum geeignetsten Aufenthalt für Kranke und Erholungsbedürftige gestaltet. Während Kudowa in früheren Zeiten ausschließlich ein Bad gegen Blutarmut und Frauenleiden war, wozu seine stark arsen-eisenhaltigen Quellen, seine kohlensauren Mineral- und seine vorzüglichen Eisenmoorbäder es prädestinierten, ist es nach den Forschungen des Kudowaer Arztes Gotthold Scholz und besonders des dortigen Kurarztes Geheimrat Dr. Jacob zum ersten

Herzheilbade Deutschlands geworden. Jacob war der erste, der Kohlensäure-Bäder für Herzkranke empfahl, und der nach mehrjährigen wissenschaftlichen Forschungen und praktischen Versuchen deren Heilwirkung bewies. So hat er die Kohlensäure-Bäder zu einem Heilfaktor ersten Ranges ausgebaut und dem Namen Kudowa für alle Zeiten eine ganz besondere Bedeutung geschenkt. Neben den erwähnten Krankheitsgruppen kommen in Kudowa alle

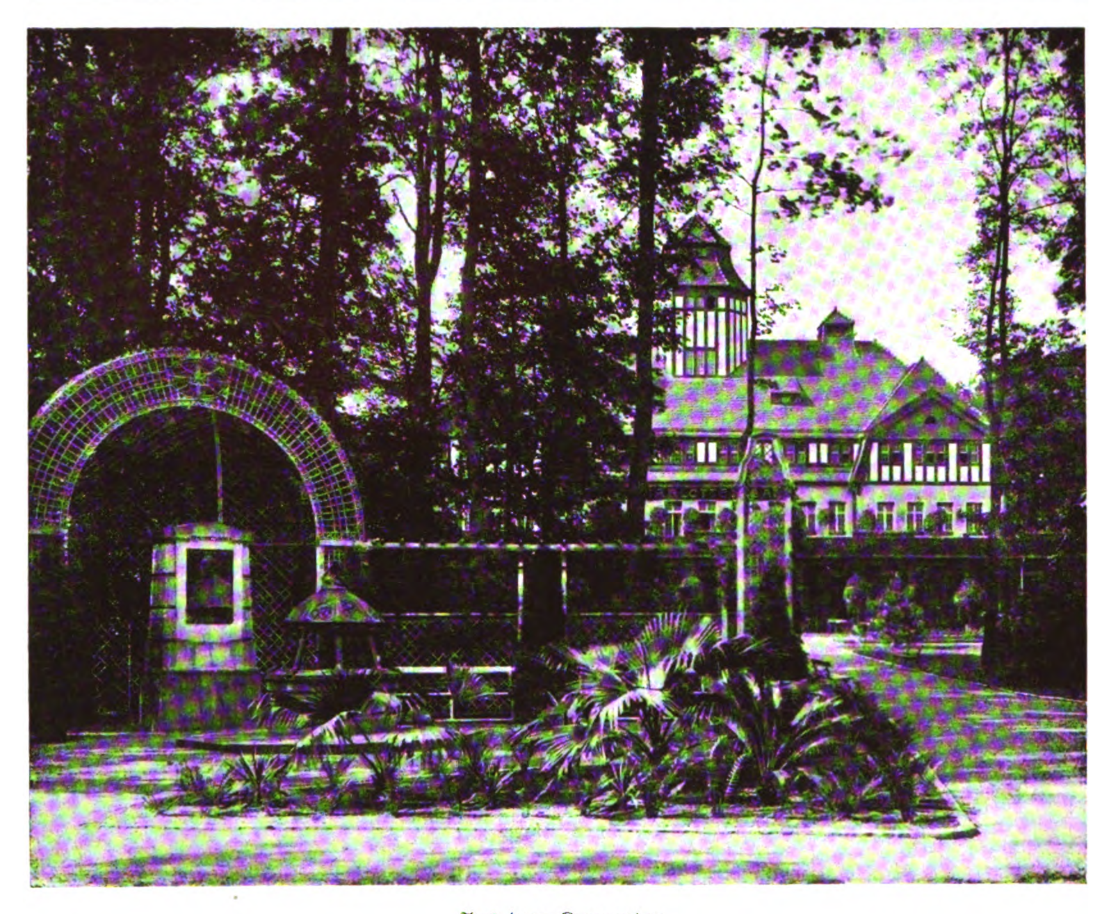


Kurhotel Fürstenhof

nervösen Störungen, Arterienverkalkung, gichtische und rheumatische Erkrankungen sowie alle Gelenkkrankheiten mit bestem Erfolge zur Behandlung.

Es gibt für die Kranken dort keine weiten anstrengenden Wege zu den Bädern und Quellen. Mit wenigen Schritten ist von fast jedem Logierhaus aus Park und Wald zu erreichen, so daß auch die schwerer Erschöpften ohne Anstrengung alle Vorzüge genießen können. Überall, auf Balkons, auf geschützten Loggien, in den schattigen Gärten und im Walde findet der Gast Gelegenheit zu Liegekuren, die in Bad Kudowa ein integrierender Bestandteil der Kur geworden sind.

Wer Spaziergänge unternehmen darf oder soll, wer den Wunsch hat, die neu gewonnenen Kräfte in der Natur zu erproben, dem bieten sich zahllose Gelegenheiten zu Ausflügen



Aus dem Kurgarten

durch Wald und Feld, durch die reizvolle Landschaft, die mit ihren Hügeln und Tälern oft an Tiroler Hochtäler gemahnt. Auch bieten sich dem Kurgast Möglichkeiten zu größeren Wagen- oder Autopartien nach den entfernter liegenden Ausflugszielen im schlesischen und tschechischen Land.

Bei der Fülle dessen, was Kudowa an Naturschönheiten und an natürlichen Heilkräften besitzt, wird es jedem Gast das Gesuchte zu bieten imstande sein.

Bad Landeck

Von M. Nobel.

Im Tale der rauschenden Biele, umgeben von waldigen Bergen, an der Land-Ecke, liegt der seit Jahrhunderten besuchte Kurort, das älteste Bad der Grafschaft Glatz. Jägern, Hirten rühmt man gewöhnlich in Geschichten von Gründung der Badeorte nach, die Entdecker derselben zu sein. So auch bei unserem Landecker Bade. Nach einem alten, früher im hiesigen Stadtarchiv befindlichen Gedichte „Beschreibung des St. Georgenbades" — gedruckt 1604 — soll ein Mongolenhaufen nach der Wahlstatter Schlacht ins Bieletal vorgedrungen sein und die Badeeinrichtungen Landecks zerstört haben. Die Ortschaften des unteren und mittleren Bieletales sind aber erst im Zeitraum 1260—90 von deutschen Einwanderern gegründet worden und noch viel später, im 14. und 15. Jahrhundert, als natürliche Thermen, besonders schwefelhaltige, mit Vorliebe zur Heilung äußerlicher Krankheiten benutzt wurden, mag das Warmbad bei Land-Ecke in Gebrauch genommen worden sein. Bestimmter wird die Geschichte des Bades nach 1498, als die drei Söhne des Münsterberger Herzogs und Grafen zu Glatz, Heinrich des Älteren, der sich im August 1496 unseres Warmbades bediente, Besitzer des Glatzer Landes wurden. Georg, der eine dieser Herzöge, ließ



Bad Landeck

sich die Hebung des Bades angelegen sein, vielleicht aus Dankbarkeit für Heilwirkung dieser Quelle an sich. Von Conrad vom Berge, der Arzeneiwissenschaft und Astronomie Doktor, war das Warmbad „probieret und gut befunden", wobei im Sinne seiner Zeit als Bestandteile des Wassers „ein hitziger Bleischweif von Schwefel, Alaun, Salz und Kupfer" festgestellt wurde. Der Brunnen wurde erweitert, in rechteckige Form gebracht: 3 Ellen tief, 12 Ellen lang. Herzog Georg ließ über dem Brunnen ein Badehaus errichten, daneben ein Wohnhaus („Küchenstock"), beim Badehause eine Kapelle bauen, um seinen Taufpatron St. Georg zu ehren und legte dem Brunnen den Namen „St. Georg" bei.

1501 erschien die erste Badeordnung: Beschreibung der Kräfte, Eigenschaften und Wirkungen des Warmen Bades bei Landeck in der Grafschaft Glatz, auch wie man dasselbige nützlich brauchen soll. „Dieses Bad erwärmet, trocknet und bekräftiget das erkaltete Geäder und die erlahmten Glieder, derohalben es gar nützlich ist, welche mit dem Schlage, Paralysis behaftet, auch kontrakt sind, auch für den Krampf, die Gicht und alles, was von Kälte verursacht wird; stillet das Sausen in den Ohren und schärfet das Gehör, erwärmet die Brust und verzehret die Flüsse. Welche aber hitzige Leber haben, ist das Bad etwas zuwider, da es gewaltig hitzt. Dieses Bad dient auch wohl denen, welche mit Grimmen, Leibweh und Darmgicht behaftet sind und insonderheit den unfruchtbaren Weibern, erwärmt die membra genitalia Manns- und Weibspersonen, heilt alte, unsaubere äußerliche Schaden und alle Gebrechen, welche ihren Ursprung von Kälte haben, eröffnet die Verstopfung der Leber, Milz und innerlichen Glieder, ist denen nützlich, welche zur Wassersucht und Gelbsucht geneigt sind, erwärmt die Nieren und Blase, treibt aus den Sandstein und Gries in Nieren und Blase, macht lustig zum Essen, tötet die Würmb (= Geschwüre) im Leibe, mildert die Schmerzen des Podagra; es reinigt die Haut, benimmt die Krätze, den Grind und Zittermahl, schärft das dunkele (= schwache) Gesicht."

In sieben Abschnitten erfahren dann die Badegäste Verhaltungsmaßregeln für die Kur.

Durch den fortwährenden Besitzwechsel der Oberherren des Glatzer Landes scheint das Bad in Verfall gekommen zu sein. Von der landesherrlichen Kammer gelangte es nebst einigen Ackerstücken 1544 pachtweise an den Glatzer Bürger Franz Kalman, dann an Simon Schubert, „Bader im Warmen Bade", der jährlich 12 Groschen Zins an das Glatzer Rentamt zahlte. Sein „Gehilfe Franz, so den armen Leuten im Warmen Bade dient", gab „für ein Gärtlein, ein Stück Acker jährlich 24 Groschen". Auch besaß „beim Warmen Bade Jakob Kunisch ein Häuslein nebst Gärtlein", wofür er jährlich 4 Groschen entrichtete. Von der landesherrlichen Kammer kaufte 1572 Stadt Landeck das Georgenbad nebst Vorwerk und Ackerstücken. Die Übergabe erfolgte am 30. Oktober genannten Jahres. Mit Ausnahme einiger Zeit während des Dreißigjährigen Krieges ist die Stadt Besitzerin des Bades geblieben. In den nächsten Jahren wurde dasselbe in besseren Stand gesetzt. Der Brunnen wurde mit behauenen Steinen, welche „von dem Karpensteiner Schlosse (seit 1443 Ruine) hereingeführt worden", eingefaßt. Eine große Kupferpfanne zum Erwärmen des Thermalwassers „samt aller zum Bad gehöriger Notdurft" wurde angeschafft. Unterhalb des Warmen Bades entstand auf kaiserlichem Grunde ein großes Haus für die Badegäste, wofür die Stadt einen jährlichen Zins von 30 Groschen zahlen mußte.

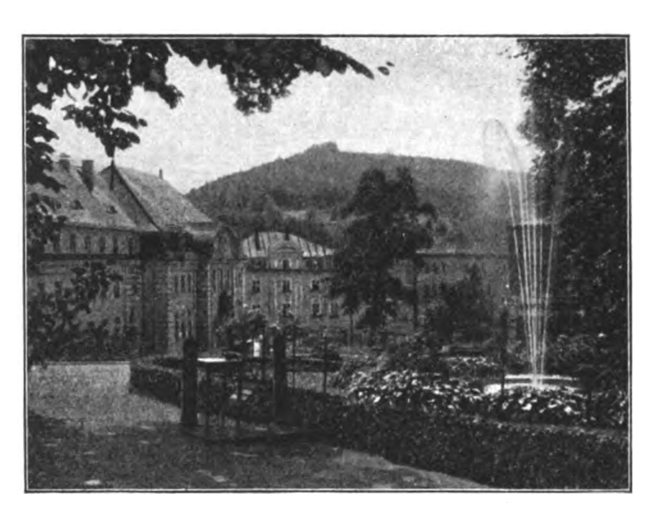
Schriften von Ärzten erschienen, die in empfehlender Weise auf das Landecker Bad hinwiesen. So schrieb z. B. Schlesiens größter Mediziner im 16. Jahrhunderte, Johann von

Kraftheim: „Das Hirschberger Bad — gemeint ist damit Warmbrunn — lobe ich; aber das Landecker, obschon es gewärmet wird, tue ich vieler Ursachen wegen vorziehen!" Der Besuch des Bades hob sich. 1580 hielt sich Herzog Georg von Liegnitz-Brieg hier auf und „schenkte den Seiger ins Bad". Beim Absitzen der Stunden im Brunnen und in der Wanne war eine Schlaguhr eine Notwendigkeit. Diese Uhr fand zuerst im Georgenbade, später im „Zeigerturme" Aufstellung. Bei der größeren Frequenz des Bades wurde eine neue Badeordnung notwendig, wofür der Rat unserer Stadt sorgte und sie am 18. Mai 1601 bekannt gab. In der Einleitung wird auf die Heilkraft des St. Georgen-, Wild- oder Warmbades, auf die baulichen Verbesserungen hingewiesen und in vierzehn Abschnitten den Kurgästen allerlei Vorschriften gegeben. Das Bassinbad — den Brunnen — benutzten die Geschlechter getrennt. Früh von 5—½6 Uhr gebrauchten die Männer den Brunnen, um dann 2—3 Vormittagsstunden in der Männer-Badstube im „Schwarzen Adler" (so hieß ein Haus in unmittelbarer Nähe des Bassins) in den Wannen „auszubaden". Für Frauen war das Bassinbad früh von 5½—6 Uhr angesetzt. Danach begaben sie sich in die Frauen-Badstube in der „Hoffnung", einem Hause, das mit seiner Giebelseite an den Brunnen stieß. Die Nachmittagsstunden wurden in gleicher Weise ausgefüllt. „Schwarzer Adler" und „Hoffnung" waren nach 1572 erbaut worden, enthielten außer den Wannenstuben auch einige Wohnzimmer.

Außer dem eigentlichen Brunnen — die Badeordnung nennt ihn „oberster Brunnen" — war noch ein kleineres, tiefer gelegenes Bassin, das durch einen Abfluß gespeist wurde, in dem die Personen, welche am Leibe unrein, mit Geschwüren („mit Krätze und Rauden") behaftet waren, ihre Bäder nahmen. An Sonn- und Feiertagen wurde nicht gebadet. Für ein Wannenbad zahlte man einen Kreuzer. Diejenigen Badegäste, „welche nicht in gemeiner Stadt Wohnungen oder Häuser wohnen", hatten einen Kreuzer und drei Heller zu entrichten.

Dieser Mehrbetrag — 3 Heller — wurde vom Badewirt besonders aufbewahrt, vierteljährlich an die Kämmereikasse zu einem Baufonds für Badehäuser usw. abgeliefert. In der Zeit von vormittags 10—1 Uhr und von nachmittags 5 Uhr ab war das Baden untersagt. Die Verwaltung des St. Georgenbades, die Kontrolle über die Obliegenheiten des Badewirts wurden von drei Personen, einem Ratmann und zwei aus der Bürgerschaft durch Wahl hervorgegangenen Vorstehern ausgeübt.

Das Bestreben der Stadt, den Kurort in größere Aufnahme zu bringen, wodurch sie von demselben ihrem Vorteil und eine Erhöhung der „armen gemeinen Stadt geringen und schlechten Einkünften" (Einleitung zur Badordnung von 1601) erhoffte, erregte Neid, fand Widersacher, die den guten Ruf des Georgenbades zu schmälern sich bemühten. Das Hirschberger Bad (Warmbrunn) scheint das Konkurrenzbad Landecks in dieser Sache gewesen zu sein. Als „eine übel geratene und dem Landecker Bade zur Verkleinerung gereichende Beschreibung" erschien, ließ der Rat unserer Stadt 1604 eine „Beschreibung des St. Georgenbades in Reimen verfasset und aus der Experienz verkläret zu Nutz allen notleidenden und dürftigen Christen" herausgeben. Ihren Zweck verfehlte die Reklame nicht. Zu der 1625 erschienenen „Neuen vermehrten Schlesischen Chronik" von Schickfus lieferte ein Neisser Arzt Dr. Schilling den Beitrag „Richtige Beschreibung des Landecker Bades." Der Verfasser spricht vom Vorhandensein eines runden Tümpels oder Brunnens auf dem Acker eines



Kurplatz mit Georgenbad

Bauern unweit des alten Warmbades und regt an, darüber — jetzige Friedrichsquelle — auch ein Warmbad zu errichten. Von kranken Personen „zur gründlichen Ausheilung ihrer alten Schäden und Krätzen" wurde auch damals schon diese Quelle benutzt, wahrscheinlich ist auch eine Badeeinrichtung, wenn auch in recht einfacher Form, geschaffen worden. Nähere Nachrichten hierüber sind in den Wirren des Großen Krieges verloren gegangen. Besonders schwer für Landeck waren die Jahre 1621/22, 1632/34 und 1639/47. In diesen trüben Zeiten muß sich unsere Stadt des Georgenbades und anderer Besitzungen entäußert haben; im Jahre 1641 ist „die edle tugendsame Anna Margarete Haberlandt, geb. Seywet," Besitzerin derselben. Sie verkaufte am 29. Juli 1641 das Warme Bad Georgenquelle mit „Schwarzer Adler" und „Hoffnung" nebst Pertinenzen: dazu gehöriger großer Mühle, die zwei Mehlgänge und einen Malzgang hat, wie auch der kleineren, eingängigen Mehlmühle, dem Malzhause, Vorwerk und Kretscham auf dem Neulände" für 3920 Reichstaler der Stadt. Als Bevollmächtigter tritt der Ehemann, „der edle, gestrenge, ehrenfeste Herr Heinrich Haberlandt von Machtersee auf Bischofswalde (bei Neisse)" auf.

An der großen Bäderliteratur, die im 17. Jahrhunderte einsetzte, hat unser Bad einen ziemlichen Anteil. Auf die Schrift des Dr. Wolter von Liebenfeldt, Landphysikus der Grafschaft Glatz, „Über des Landeckischen Warmbades Natur, Art usw.", Neisse 1654, sei deshalb hingewiesen, weil der Verfasser die von Dr. Schilling gemachte Anregung aufnimmt: „allhier will ich nicht vergessen, indem es der Mühe wert ist, des runden Tümpels, der wegen des starken schwefelichten Geruchs viel wärmer als der im Warmen Brunnen zu sein vermerket wird, solches Ursache gibt, daß man nachsinne, ob nicht in diesem Ort a u c h ein Warmbad angerichtet werden könnte."

Die Häuser, welche im Laufe der Jahre um das St. Georgenbad planlos errichtet bzw. durch Anbauten vergrößert worden waren, zeigten einfache Bauart. Die meisten waren aus Holz erbaut, einige aus Stein, wenigstens in ihrem Unterbau. Alle Häuser hatten Satteldächer. Beim ersten Stockwerk besaßen etliche Häuser, die noch heute bei alten Dorfhäusern in der Grafschaft vorkommenden Altane. In unmittelbarer Nähe des Brunnens, dort wo heute der schmale Aufgang zum Georgenberge sich befindet, stand der „Küchenstock". Im rechten Winkel zum Hauptgebäude des Bades lag der „Schwarze Adler", an der Westseite des Brunnens die „Hoffnung". An der Südwestseite des Georgenbades erhob sich ein ziemlich großes Logierhaus, die „Sonnenuhr". Unterhalb davon stand der „Schwarze Bär". Sein Oberstock war mit dem vom „Weißen Roß" durch einen gedeckten Gang verbunden. Das „Weiße Roß" war das größte Logierhaus; es enthielt elf Stuben. Die übrigen Häu-

ser besaßen zwei bis sechs Zimmer. Neben dem „Weißen Roß" befand sich der „Weiße Löwe". In der Nähe des Uhrturmes erhob sich der „Bergstock" mit hoher, steiler Dachform. Etwas tiefer lag der „Goldene Stern". In seiner Nähe war das „Kellerhaus", die Wohnung des Badewirts. An Stelle des heutigen Försterhauses stand das „Wasserhaus" und weiter unterhalb an der Biele lag das „Fischerhaus". Noch 1688 ließ die Stadt, da dasselbe an Hoffmann von Leuchtenstern abgetreten wurde, ein neues „Fischerhaus" erbauen, da, wo sich jetzt Hotel „Hohenzollern" befindet. Auf dem Raume des jetzigen Emanatoriums und Kesselhauses waren frühere Stallungen für etwa 40 Pferde. Man zog damals mit ganzen Haushaltungen ins Bad. Wohnzimmer, Küchen, Keller wurden gemietet. Betten, Küchengeschirr usw. brachte man mit. Die Ausstattung der Stuben war sehr einfach. Tische, Bänke, Schemel, Bettstätten, Topfbretter — alles in schlichter Ausführung — machten das Möblement aus.

Kaiserlicher Reichshofrats-Agent Sigmundt Hoffmann, vom Kaiser mit dem Prädikat „von Leichtenstern" (Leuchtenstern) in den Adelstand erhoben, seit 1669 Oberregent bei der Glatzer Landeshauptmannschaft, kaufte 1672 das Thalheimer Bauergut, auf dem sich die von Dr. Schilling und Dr. Wolter von Liebenfeldt bezeichnete neue Schwefelquelle befand und ließ über sie 1677/78 ein zweckmäßig angelegtes Bade- und Brunnenhaus (in achteckiger Form) errichten. Von dem Wiener Hofmedikus Dr. Kremer, der die beiden Quellen — jetzige Marien- und Friedrichsquelle — untersuchte, erschienen Abhandlungen über den „Heilsamen Brunn oder kurze Beschreibung der gesunden mineralischen Wasser, welche in der Grafschaft Glatz zu Ober-Thalheim, unweit Landeck, aus einem harten, blaufärbigen Felsen warm herausfließen." Als Bestandteile des Thermalwassers nennt Dr. Kremer: Schwefel, Nitrum oder Bergsalz, Vitriol oder Kupferwasser, Alaun, Sal alcali und etwas von Öl. Über die Heilkraft läßt sich der Hofmedikus also aus: „Es stärket die schwachen Glieder; es erwärmet die erkalteten Glieder; es eröffnet die Verstopfung; es stillet die Flüsse; es zerschneidet den Schleim und die dick gewordenen Säfte; es zerteilet das geronnene Geblüt; es dämpfet die Galle und heilet alle äußerlichen Geschwüre und alte Schäden."

Hoffmann von Leichtenstern kaufte 1684 von der kaiserlichen Alienations-Kommission die Dörfer Ober-Thalheim, Karpenstein, Leuthen, Heidelberg, Voigtsdorf und Olbersdorf. Beim Zusammenflusse des Kratzbaches und der Biele legte er ein herrschaftliches Wohnhaus („Schlössel") nebst einem Meierhofe an. In der Nähe des schönen Bade- und Brunnenhauses, dem er den Namen „Unserer Lieben Frauen Bad" beilegte, ließ er 1688 eine Kapelle bauen, die 1690 durch zwei Seitenanbauten vergrößert wurde; sie sollte auf Wunsch des Erbauers Pfarrkirche für die Dörfer der Ober-Thalheimer Herrschaft werden, was aber vom Prager erzbischöflichen Amte nicht gestattet wurde. Westlich vom Brunnenhause wurden Häuser „mit gehörigen Stuben, Kammern, Küchen und Kellern, auch anderem notwendigen Hausrat wohl versehen, für vornehme Standespersonen geeignet" erbaut. Um 1744 hießen diese Logierhäuser „Schwarzer Adler", „Schwarzer Mohr" und „Steinernes Haus". Unweit des Badehauses nach Osten ließ Hoffmann von Leichtenstern eine „Taberne" (Gasthof) nebst Wirtschaftsgebäuden errichten. Jetzt stehen an dieser Stelle die Logierhäuser: „Grafenhaus" und „Schwarzenstein". Südlich vom Brunnenhause lagen zehn Häuser — die „zehn Gebote" — deren Besitzer Landwirtschaft trieben, aber auch Kurgäste beherbergten. Vor der „Taberne" befand sich ein Springbrunnen mit einer Neptuns-Statue. Hinter dem

Gasthause waren in Form eines Sterns Linden gepflanzt, „unter welchen bei annehmlichem Wetter ein Spaziergang und Lustschießen angestellt" wurde.

Dr. Kremer hielt die alleinige Benutzung des Bassinbades für ausreichend. Er unterschied den Brunnen, Ankleidezimmer und Badezimmer, in letzteren standen die Wannen. Im Ankleidezimmer kleideten sich die Badegäste, die im Brunnen oder Bassin gebadet hatten, an und begaben sich in ein erwärmtes Gemach. In das andere Zimmer gingen diejenigen, welche nach dem Bassinbade noch — nach alter Weise — ihre Kur fortsetzen wollten.

Das praktisch eingerichtete Badehaus, die bequem gelegenen Logierhäuser, der modernere Badebetrieb waren es nicht allein, daß das Neue Bad besonders von „Standespersonen" gut besucht wurde, war ja der Besitzer ein Adeliger in angesehener Stellung, sondern das ganze Leben im Neuen Bade entsprach mehr den Anschauungen der damaligen Gesellschaft. Im Gesellschaftsbade — Bassin — badeten beide Geschlechter gemeinsam. Das Vorhandensein des „Trompeter-Gängleins", eines Balkons im Brunnensaale für Musiker, weist auf Anfänge der Kurmusik — Badekapelle — hin.

Auch der Trinkkur redete Dr. Kremer das Wort und führte damit etwas Neues im Bade Landeck ein. Besonders gute Erfolge versprach sich der Hofmedikus von der Verbindung einer Bade- und Trinkkur. Während die Marienquelle das Bassin des Neuen Bades speiste, diente die vor dem Brunnengebäude befindliche gefaßte Quelle (die jetzige Friedrichsquelle) zum Füllen der Wannen und zur Trinkkur, zu letzterer auch das „gute Brünnlein beim Kirchlein" (der jetzige Mariannenbrunnen). Zu den Kurmitteln des Neuen Bades rechnete der ärztliche Ratgeber des Oberregenten noch das Tropf-(Regen-) und Schweißbad.

Dem alten Landecker Warmbade war durch das Neue Bad ein starker Konkurrent erstanden. Der Rat der Stadt suchte die Logierhäuser beim Georgenbrunnen in besseren Bauzustand zu bringen. Ein Neubau des Badehauses wurde geplant. Eine neue Badordnung wurde 1682 aufgestellt. Leider ist von dieser Druckschrift keine nähere Mitteilung auf unsere Zeit gekommen. Als nach der 1693 in Wien erschienenen Beschreibung des Neuen Bades, von Dr. Kremer in lateinischer Sprache verfaßt, im folgenden Jahre eine ziemlich freie deutsche Übersetzung ausgegeben wurde, ließ der Rat durch den Stadtschreiber Mentzel ein Büchlein zusammenstellen: „Kurzer Unterricht, was des alten Landeckischen Warmen Bades Ursprung oder Erfindung, Alter Situation, Natur, Art, Eigenschaft, Kraft und Wirkung sei" usw. Einige Jahre später — 1705 — gab der Breslauer Physikus Dr. Öhm, sicherlich auf Veranlassung des Landecker Magistrats, eine „Beschreibung des alten Warmen Bades oder St. Georgen-Brunnens" usw. heraus.

Freiherr Hoffmann von Leichtenstern starb 1697 und wurde in der Gruft der Marien-Kapelle beigesetzt. Sein Sohn Franz Weighard, kaiserlicher Kammerrat und Landeshauptmann im Fürstentum Brieg-Ohlau, schien an der väterlichen Besitzung wenig Gefallen zu haben. Schon 1706 tauchte das Gerücht auf, daß er gesonnen wäre, seine Güter in der Grafschaft Glatz zu verkaufen. „Daß es der Stadt sehr nützlich und vorteilhaft wäre, wenigstens Ober-Thalheim samt dem Neuen Bade zu kaufen", wurde von der gesamten Bürgerschaft anerkannt. Doch die bange Frage wurde aufgeworfen: „Wie sind die erforderlichen Geldmittel aufzubringen?" Man schätzte den Kaufpreis auf 41 000 Gulden. Die Finanzverhältnisse der Stadt waren um 1706 sehr ungünstig. Die Verhandlungen zogen sich hin und erst am 7. Mai 1736 verkaufte der Enkel des Freiherrn Hoffmann von Leichtenstern,

Leopold, Regierungsrat im Brieger Fürstentum, die Herrschaft Ober-Thalheim, wozu das Neue Bad, die Dörfer Leuthen, Voigtsdorf, Heidelberg, Karpenstein, Olbersdorf und Ober-Thalheim gehörten, für 24 300 Gulden an die Stadt. Dadurch lud sich die Kämmerei eine bedeutende Schuldenlast auf. Durch den großen Stadtbrand März 1739 und die Schlesischen Kriege erfuhren die ungünstigen Verhältnisse der Kämmerei eine weitere Steigerung.

Der Badebetrieb des Marienbades hatte sich mit der Zeit dem im Georgenbade üblichen angepaßt. Man badete täglich sechs bis sieben Stunden: „Früh von 8—11 Uhr im Bade, von 11—12 Uhr im Bette, von 12—1 Uhr am Tische, von 2—5 Uhr wieder im Bade und endlich von 5—6 Uhr abermals im Bette zugebracht, heißt allhier den Tag wohl angelegt", so behauptet Dr. Burghart in seiner 1744 erschienenen Abhandlung von den Warmen Bädern bei Land-Ecke.

Gemeinsames Baden beider Geschlechter im Bassin wurde in beiden Badeanstalten abgehalten. Man war bestrebt, für Unterhaltung im Gesellschaftsbade zu sorgen. So lange noch kein „Salon" (Kurhaus) bestand, wo sich die Kurgäste versammeln konnten, war der Brunnen, das gemeinschaftliche Vollbad, der Ort, wo Gesellschaft gesucht und gefunden wurde. Hier wurden Erfrischungen eingenommen, Ausflüge für die freien Stunden besprochen.



Marienbad

Während des Siebenjährigen Krieges waren die Bäder wenig besucht. Die Einnahmen waren gering, die Kriegsleistungen hart, so daß die Stadt kaum die Ausgaben für die notwendigsten Reparaturen der Badeanstalten aufbringen konnte und an einen Verkauf des Neuen Bades (Marienbades) dachte. Dazu kam es nicht, aber an Privatpersonen wurden einige städtische Logierhäuser abgegeben.

Vom 5. bis 24. August 1765 gebrauchte Friedrich II. gegen sein gichtisches Leiden im Neuen Bade mit Erfolg eine Kur. Mitte August schrieb der König an Marquis d'Argens: „Es verliert sich fast gänzlich die Anschwellung meiner Füße und ich hoffe, daß meine Kräfte bald wiederkehren werden." Am 16. September 1765 meldete er dem General Fouqué: „Ich komme aus Schlesien zurück, mein lieber Freund; die Bäder von Landeck haben mir den Gebrauch meiner Füße wiedergegeben und gegenwärtig scheint es mir fast, als habe ich nie die Gicht gehabt." Später wurde die Quelle, die jetzt für die Wannenbäder des Marienbades bestimmt ist, Friedrichsquelle genannt. Günstigere Zeiten brachen für die hiesigen Bäder 1782 an, als der dirigierende Staatsminister Schlesiens, Graf Hoym, sich zum ersten Male der Landecker Bäder bediente und ihren Verfall bemerkte. Die Regierung

begann ihre Fürsorge auf die Einrichtungen und die den Kurzwecken angemessenere Gestaltung der Bäder zu lenken. Eine Bad- und Brunnen-Kommission wurde eingesetzt, der die Aufsicht über die Bäder übertragen wurde. Die Kommission machte Vorschläge zu deren Verbesserung, vertrat an Ort und Stelle unter dem Vorsitz des Glatzer Landrats die Landesbehörde. Zwischen den beiden Badeanstalten wurde 1784/85 ein „Salon" (Kurhaus) und 1788/89 vor dem Marienbade ein Duschebad nach dem Muster des Lauchstedter Bades erbaut. Vor dem Kurhause wurden Gartenanlagen geschaffen. Die älteren Bäume der Lärchenallee sind damals — 1792 — gepflanzt worden. Der Waldtempel wurde angelegt und im Georgenbade ein Armenbad — 1794 — eingerichtet. Den Grundstein zu dem Gesellschaftssaale beim Salon legte am 22. August 1800 Königin Luise. Graf Hoym war bemüht, die Bäder zu einem Orte umzuschaffen, wo der Kranke außer den Badstunden Zerstreuung, Aufheiterung, der wohlhabende Gesunde Unterhaltung und Vergnügen finden konnte. In hervorragender Weise wirkten die Bade- und Brunnenärzte Dr. Mogalla und Dr. Foerster für das Aufblühen unseres Kurortes. Festliche Tage kamen für Landeck, als 1813 vom 2. Juli bis 17. August König Friedrich Wilhelm III. mit seinen Kindern hier weilte („Königshaus"), wo er am 3. August, an seinem Geburtstage, den Besuch des russischen Kaisers Alexander I. empfing. (Erinnerungstafel im Waldtempel.)

Die vom Preußenkönige benutzten Möbel sind heute in einem Nebenzimmer des Theatersaales zu sehen, wo auch die von Friedrich II. benutzte Holzwanne steht.

Prinz Wilhelm, der nachmalige Kaiser Wilhelm I., hielt sich im August/September 1820 mit der Familie Radziwill zur Kur auf. Um diese Zeit wurde Landeck vornehmlich vom schlesischen und polnischen Adel aufgesucht. Außer den 18 städtischen Häusern zählte man damals noch 28 Privat-Logierhäuser mit ca. 213 Zimmern. Der Badebetrieb hatte eine Änderung erfahren: Man badete statt 6—7 Stunden täglich nur noch höchstens 4 (zwei Vor- und zwei Nachmittagsstunden). Das Ausbaden in der Wanne nach dem Bassinbade wurde noch geübt; doch war seit 1814 das gemeinsame Baden der beiden Geschlechter im Bassin aufgehoben.

Die Zeit nach den Befreiungskriegen war nicht dazu geeignet, daß die Badverwaltung größere bauliche Verbesserungen in den Badeanstalten vornehmen konnte. Erst als Dr. Bannerth als Badearzt (1831—61) angestellt war, machten sich Fortschritte bemerkbar. Die Wiesenquelle — 1829 entdeckt — wurde angekauft, zweckmäßig gefaßt, ebenso die bisherige Trinkquelle, der Mariannenbrunnen und in Verbindung damit eine Wandelhalle (1842: Albrechtshalle) erbaut. Im Marienbade, im Duschebade wurden Neuerungen eingeführt, 1838 ein Gas- oder Inhalationsbad geschaffen. Am Bassin des Georgenbades wurden Veränderungen vorgenommen, das Steinbad nebst Moorbad 1847/48 aufgeführt. Durch Ankauf von Privateigentum wurden die Promenaden erweitert. So wurde 1861 das Logierhaus „Brunnenhof" angekauft und die dazu gehörenden Wiesen und Ackerstücke zur Herrichtung der „Morgenpromenade" verwendet. Der durch Brand im Oktober 1841 zerstörte Luisensaal wurde renoviert und dem alten Georgenbade 1865 sein jetziges Aussehen gegeben.

Rege Bautätigkeit setzte in den vergangenen fünfzig Jahren ein. Der Prachtbau des Marienbades wurde 1877/80 aufgeführt, nachdem das alte Gebäude gerade 200 Jahre seinem Zwecke gedient hatte. Der Neubau, einschließlich der Nebenbauten: unterirdischer

Wasserbehälter der Friedrichsquelle, Dampfkessel- und Maschinenhaus, erforderte ca. 500000 Mark. Das Innere des konzentrischen Ringbaues, in dem vier Flügel bis an den innersten Ring, den das Bassin bildet, eingefügt sind, ist zum Teil aus Marmor hergestellt. Um das Bassin, das Raum für ca. 30 Personen bietet, läuft im zweiten Ringe ein Korridor mit den Ankleidezellen. Im dritten Ringe befinden sich vier Lichthöfe und zwischen den eingeschobenen Flügeln ein ringsum laufender Korridor, aus dem man in 38 Kabinette für Wannenbäder und innere Duschen gelangt. Die Wannen bestehen aus Marmor. Im ersten Stock befinden sich Wohnungen für Kurgäste. Das Bassin ist mit weißem carrarischen und schwarzem belgischen Marmor ausgekleidet. Bauleiter war Architekt Völkel.

In den Jahren 1900/02 wurde ein Erweiterungsbau des Kurhauses vorgenommen.

Kurz vor dem Ausbruche des Weltkrieges begann man mit den Vorarbeiten zum Bau des Neuen Georgenbades, mit dem Abbruch der alten Häuser: Georgenhof, Weißer Löwe, Stern und Gelber Löwe. Der Entwurf der Pläne zum Bau des Georgenbades rührt von dem im September 1914 an der Westfront gefallenen Regierungsbaumeister Balhorn-Glatz her. Die Ausführung des Baues erfolgte durch den damaligen Regierungsbaumeister Goebel-Habelschwerdt. Das Neue Georgenbad ist ein vornehmer, zwei- bis dreigeschossiger Eckbau, der an das alte Bad und an das 1912 errichtete Emanatorium grenzt. Letzteres wird durch die besonders stark radioaktive Georgenquelle gespeist. In behaglich eingerichteten Räumen erfolgt die Einatmung der in der Quelle reichlich enthaltenen Radium-Emanation. Die prächtig wirkende Kuppelhalle des Georgenbades birgt den Treppenaufgang und dient zugleich den Besuchern als Warteraum. In den drei Abteilungen des Bades: Herren-, Damen- und gemischten Abteilung befinden sich Metallwannen mit säurebeständigem Emaillebezug, Duschen und einstellbaren Hähnen für den Zufluß von heißem und kaltem Wasser. An Stelle der Klingeln befinden sich geräuschlose Leuchtsignalanlagen. Der untere Teil der Wände ist mit farbigen Glasfliesen belegt. Im größeren Abstande vom Bade befindet sich das Kesselhaus mit Rauchreinigungsanlage. Schlesischer Sandstein ist beim Bau reichlich in Anwendung gekommen.

Der Badbezirk Landeck liegt in einer engen, von Süden nach Westen verlaufenden Talbiegung. Durch die geschützte Lage, im Norden und Osten schließen bewaldete Höhenzüge das Tal ab, durch den Reichtum an Bächen und Nadelholzwaldungen ist das Klima anregend, dabei milder und feuchter als es die Höhenlage — 450 m — erwarten ließe. Die Durchschnittstemperaturen der Jahreszeiten sind

im Winter:	1,4° C			
im Frühlinge:	6,2° C			
im Sommer:	15,3° C	und zwar	Juni:	14,4° C
			Juli:	16° C
			August:	15,3° C

und im Herbst: 7,9° C.

Der mittlere Barometerstand beträgt 722,2 mm; der mittlere Feuchtigkeitsgehalt 78% und die jährliche Niederschlagsmenge 878 mm.

Der wertvolle Waldbesitz der Stadt — gegenwärtig 5200 Morgen — datiert vom Jahre 1500, wo die herzoglichen Brüder Albrecht, Georg und Karl von Münsterberg nicht bloß die alten Privilegien, wonach den Bürgern wahrscheinlich bald nach der Stadtgründung



freies Holz zum Brennen und Bauen gewährt worden war, bestätigten, sondern auch der Stadt gegen Erlegung eines Jahreszinses von 56 böhmischen Groschen — später wurde der Zins erhöht — „der Wald unter dem Schlosse Karpenstein“ eigentümlich eingeräumt wurde. Durch Kauf von Nieder-Thalheim 1684 gelangte die Stadt in den Besitz der Niederfreiheit oder Harthe. Im Laufe der Zeit wurde der Stadtwald durch Aufforstung, durch Kauf von Waldparzellen vergrößert. Ein Wegenetz von ca. 40 km Länge ermöglicht ohne große Mühe die Schönheiten des Waldes, seine sehenswerten Punkte kennen zu lernen. Erwähnt seien der Schollenstein mit dem vom preußischen General von Grawert 1816 errichteten Leipziger Schlachtendenkmal: Kreuz und Inschriften am Felsen, ferner Ruine Karpenstein. Die Burg, wahrscheinlich am Anfange des 14. Jahrhunderts erbaut, wurde in dem Kampfe zwischen Hynek Krussina von Lichtenburg und dem Herzoge Wilhelm von Troppau und Münsterberg am 15. Juni 1443 zerstört.

Durch den Kgl. Sanitätsrat Dr. Wehse sen. wurde 1886 Bad Landeck zu einem Terrainkurorte nach dem System des Professors Dr. Örtel eingerichtet. Die für einen solchen Kurort notwendigen Forderungen: Möglichkeit eines mehr oder minder steilen An- und Absteigens von Höhen, eine reichliche Anzahl solcher Erhebungen, ein nicht zu breites Gebirgstal, hinreichende Weglängen und Nähe dieser Strecken am Aufenthaltsorte der Kranken fand Dr. Wehse bei unserem im Bergwalde liegenden Orte erfüllt. Es wurden 33 Touren aufgestellt. Die Örtelsche Methode ist angezeigt bei Herzfehlern, Fettsucht, Veränderung im Lungenkreislauf, Emphysem, Chlorose. Durch Veränderung des Wegenetzes im Stadtforste, Anlage neuer Holzabfuhrstraßen und Promenadenwege seit 1900, durch Vergrößerung des waldigen Gebietes in den letzten Jahrzehnten verlor diese Angelegenheit leider ihre Benutzung und Bedeutung.

Das Gebiet um Landeck gehört nach seinen geologischen Verhältnissen größtenteils dem kristallinischen Grundgebirge an. Gneis und Glimmerschiefer bauen es vorzugsweise auf. Die Landecker Thermen sind warme, reine Schwefelquellen. Sie entspringen aus Gneisspalten. Die verhältnismäßige hohe Temperatur und die chemische Zusammensetzung der Quellen läßt die Annahme zu, daß sie die letzte Äußerung der vulkanischen Kruste darstellen, die in der Tertiärzeit die Eruption der Basalte veranlaßte. Aus den Basaltmassen erhalten die Quellen ihr Natron.



Kurhaus

Hinsichtlich der einzelnen Bestandteile und der in ihnen gelösten Gase haben sämtliche sechs Quellen große Ähnlichkeit miteinander. Die kühleren Quellen scheinen weitere Wege durch kältere Erdschichten zurückzulegen, ehe sie zutage treten.

Benutzt werden zum Kurgebrauche fünf Quellen:

Georgenquelle	— Temperatur	29,1 ° C
Marien „	„	29,6 ° C
Wiesen „	„	27,1 ° C
Friedrichsquelle	„	25,8 ° C
Mariannen „	„	19,5 ° C

Unbenutzt ist die Mühlquelle, die unweit der früheren Badmühle, am Abhange beim Ob.-Generalhause entspringt.

Das Wasser aller Landecker Thermalquellen ist beim Emporsprudeln klar, in Durchsicht farblos, beim auffallenden Lichte bläulichgrün, weich, riecht und schmeckt nach Schwefelwasserstoff und reagiert alkalisch. Beim Stehen an der Luft verschwindet der üble Geruch und Geschmack. Gegenwärtig wird das Mineralwasser der Georgen-, Marien- und Friedrichsquelle zum Baden, zu inneren Duschen, das der Mariannen- und der Wiesenquelle auch zum Trinken, das der letzteren Quelle zum Gurgeln benutzt. Die Wiesenquelle findet Anwendung bei chron. Katarrh der Rachenschleimhaut, bei chron. Lungenkatarrh, rein nervösem Halsleiden, Keuchhusten und Augenkatarrhen.

Sämtliche Quellen sind durch starke Radioaktivität ausgezeichnet. Nach den Untersuchungen des Dr. Clemens Schaefer enthält auf sogenannte Machesche Einheiten berechnet die

Georgen-Quelle	206	Einheiten
Friedrichs „	119,8	„
Wiesen „	53,8	„
Marien „	51,5	„
Mariannen „	19,4	„

In den warmen, reinen Schwefelquellen entwickeln sich reichliche Algenvegetationen, wodurch eine Zersetzung des schwefelsauren Salzes stattfindet. Diese Algen — Beggiatoa (Oscillaria) leptomitiformis und Hygrocrocis nivea — überziehen spinnwebenartig den Felsengrund des Bassins. Sie werden durch die Kraft des Wassers nach oben getrieben und setzen sich als weißer, schleimiger Absatz nieder.

Bewährt haben sich Landecks Thermen bei Frauenkrankheiten, bei Gelenk-, Knochen- und Muskelkrankheiten auf rheumatischer oder gichtischer Grundlage, auch als Folge von Verletzungen, bei Krankheiten des gesamten Nervensystems und bei Hautkrankheiten.

Der Besuch des Warmbades Landeck in den ältesten Zeiten ist nicht ziffernmäßig nachzuweisen. Die Namen mancher vornehmen Besucher wurden hin und wieder aufgezeichnet. Wegen Unsicherheit der Verhältnisse, Mangel an Reisegelegenheit wird der Kurort wohl meistens nur von Kranken aus Landecks nächster Umgebung aufgesucht worden sein. Aus dem 17. und 18. Jahrhunderte kann urkundlich festgestellt werden, daß die Badegäste besonders aus der Grafschaft Glatz, aus den Gebieten um Jauernig, Zuckmantel, Weidenau, Neisse, Patschkau, Wansen, Breslau kamen. Oft wird nur die Bezeichnung „aus Böhmen" gebraucht. Fremdenlisten kamen gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf.



Aus einigen Jahren seien die Endzahlen dieser Listen angegeben:

1788:	81 Familien.
1813:	533 Personen.
1821:	639 "
1849:	2525 "
1865:	4406 "
1872:	4953 "
1897:	7551 "

Nachdem Landeck am 16. November 1897 Bahnstation geworden war:

1898:	9 853 Personen.
1912:	15 203 "
1925:	16 847 "

Kuranstalten, die sich an Bad Landeck anschließen:

1. Versorgungs-Kuranstalt, früher Militär-Kurhaus.
2. Sanatorium Thalheim.
3. Sanatorium Landeck mit medico-mechanischem Institut.
4. Waldsanatorium Germanenbad.

Während bis 1914 Westpreußen, Posen, Polen einen großen Teil der Besucher unseres Kurortes stellten, ist nach dem Kriege aus diesen Gebieten nur ein sehr geringer Besuch zu verzeichnen. Doch es wird angestrebt, Ostpreußen, Sachsen, Thüringen für unser altbewährtes Bad zu interessieren. Nach 1918 ist auch eine Zunahme von Heimgründungen an unserem Kurorte zu bemerken. Es bestehen jetzt schon sieben solcher Genesungsheime: Kaufmann-Erholungsheim „Hindenburg" — „Tannenhof" unter Direktion der Reichsversicherungsanstalten für Angestellte Berlin-Wilmersdorf — Heim des Vereins katholischer Kaufleute Schweidnitz — Heim der Eisenbahn-Betriebskrankenkasse für den Breslauer Direktionsbezirk — Heim der Branitzer Heilanstalt — Kinderheim der deutschen Notgemeinschaft Beuthen O.-S. — Heim des Zweckverbandes der Oberschlesischen Krankenkassen.

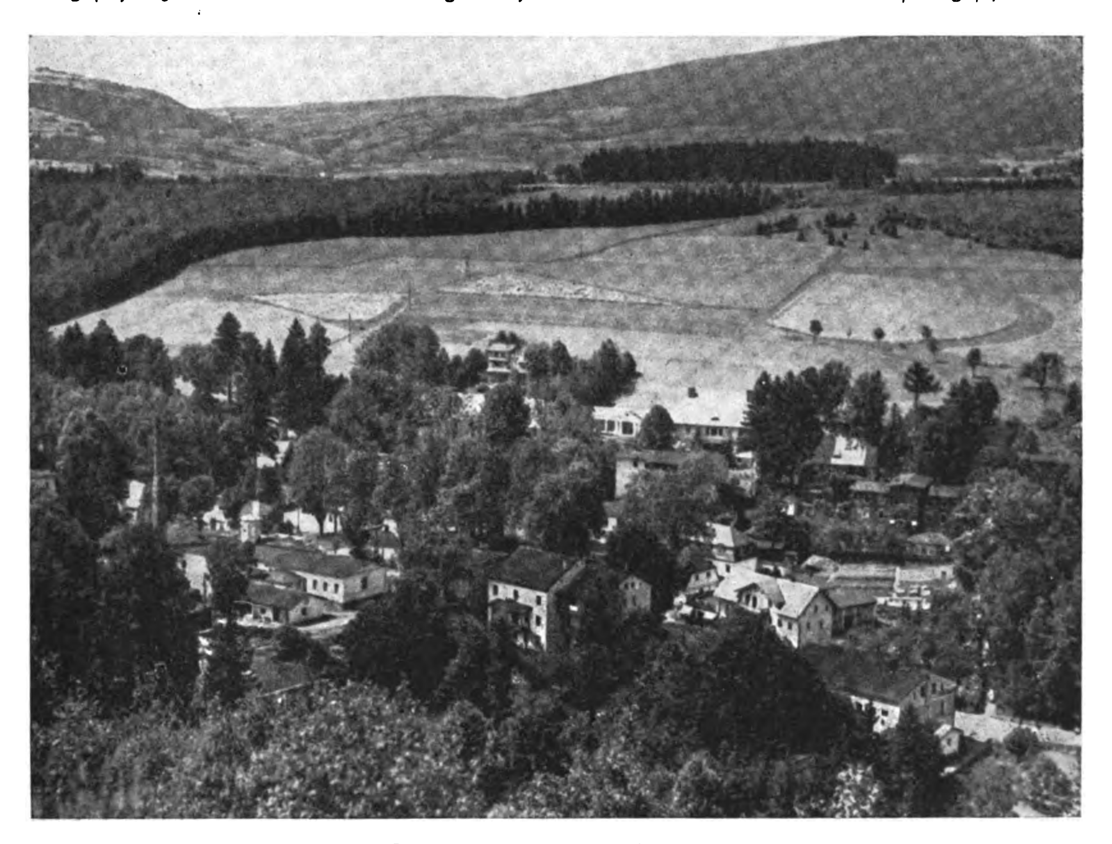
Welcher Gemeinde wären heut in einer Zeit wirtschaftlicher Nöte nicht Sorgen erspart? — Auch unser Kurort hat jetzt schwer zu kämpfen. Doch wir hoffen von der Zukunft, daß dem alten Landeck ein neuer Aufschwung beschert werden möge. Ist es doch, so urteilt Dr. Hufeland in der „Praktischen Übersicht der vorzüglichsten Heilquellen Deutschlands" 1815: „ein sehr wirksames und eben so sehr durch seine innere Kraft als durch seine schöne Lage anziehendes Bad".

Bad Langenau

Von Frau Hoffmann in Freiwaldau, früher in Langenau.

Besonders reich von der Natur gesegnet ist die Grafschaft Glatz! Welch großen Schatz wirksamster Quellen birgt dieses verhältnismäßig kleine Fleckchen Erde! Und von all' den Bädern ist Bad Langenau ganz besonders verschwenderisch ausgestattet. Wer seine friedvolle Lieblichkeit, die Reize seiner Natur und nicht zuletzt den Segen seiner Heilkräfte kennen gelernt hat, schätzt es als vollwertige Perle in der glänzenden Kette der Bäder unserer herrlichen Grafschaft.

Der Zug, der unmittelbar von Breslau in das Glatzer Gebirge hineinführt, tritt nach Habelschwerdt mitten in die Stille des Waldes ein und hier im Grünen geborgen liegt der Bahnhof von Bad Langenau. Überaus wohltuend ist schon der erste Eindruck, den der Ankommende empfängt und tief atmet er die würzige Waldesluft ein. Ein schöner, schattiger Weg führt zum Bade und in den eigentlichen, mit wundervollen Baumriesen geschmückten



Gesamtansicht von Bad Langenau



Badehaus

Kurpark. Langenau liegt in einem Tale der Neiße lang hingestreckt, heimlich, still und vornehm, fast ganz im Grünen versteckt. Allenthalben leuchten die zahlreichen Logierhäuser und Villen hervor, dem Auge prächtige Farben bietend.

Der Kurpark ist wie überall der Mittelpunkt des Badelebens. Hier spenden auch die Quellen ihre heilbringende Gabe. Es sind kohlensaure Eisensäuerlinge, die schon im Mittelalter bekannt und geschätzt waren.

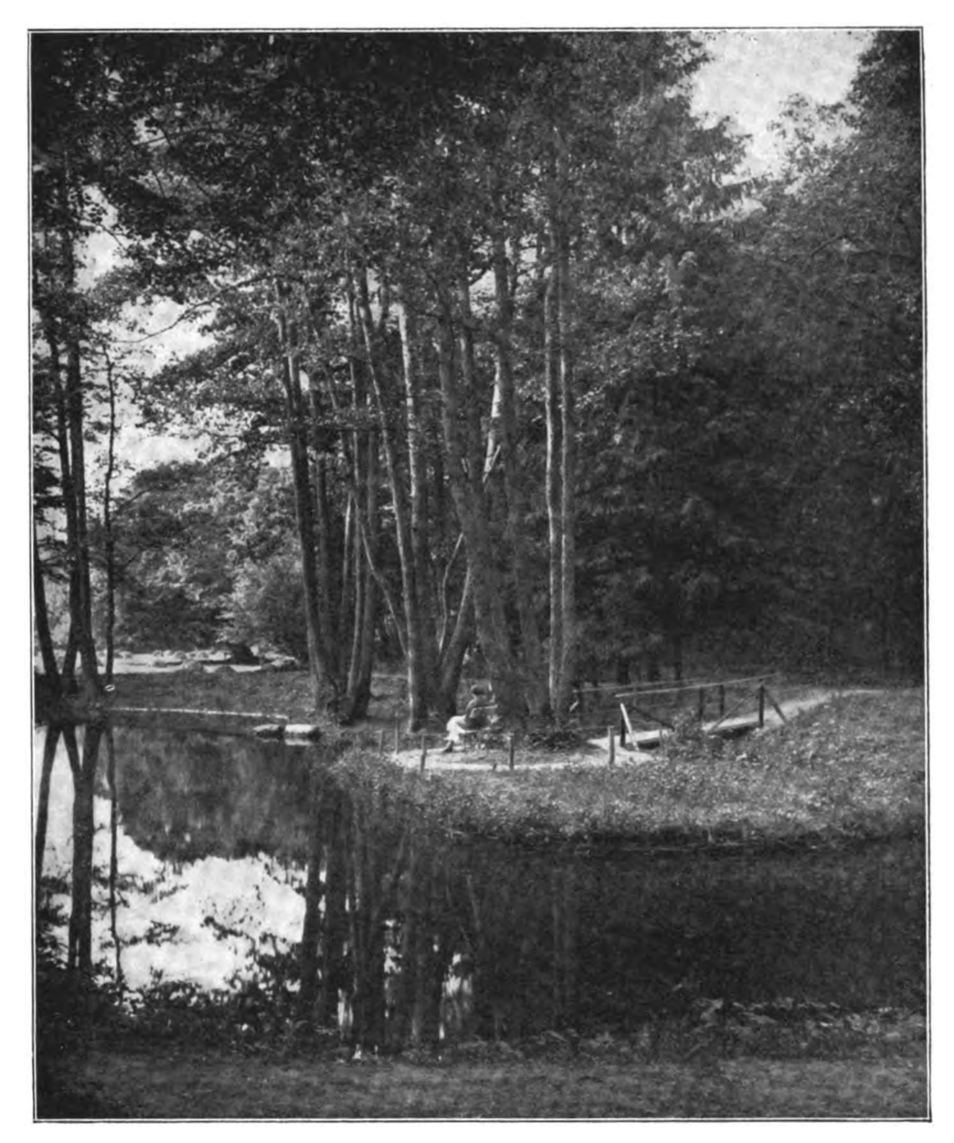
Dem Badearzt Dr. Hanke, der Ende der 30er Jahre in Langenau tätig war, ist die erste und eigentliche Entwickelung eines geregelten Badebetriebes zu danken.

Als 1882 das Bad Bahnstation wurde, trug dieser Umstand wesentlich zu seiner Hebung und Förderung bei, während öfterer Besitzwechsel die Entwickelung leider beeinträchtigte.

Die jetzige Verwaltung ist jedoch dauernd bestrebt, durch umfassendste Verbesserungen und Neueinrichtungen dem Bade einen seiner wunderschönen Lage und seiner ganz vorzüglichen natürlichen Heilmittel würdigen Ruf zu verschaffen.

Die wichtigsten Heilfaktoren des Bades sind die Emilien-, Elisen- und Renatenquelle. Letztere wurde 1909 erbohrt und übertrifft die alten Quellen um ein Bedeutendes, sie gehört schon infolge ihres hohen natürlichen Kohlensäuregehaltes unstreitig mit in die erste Reihe der Stahlquellen Deutschlands. Bei Erkrankungen des Herzens, der Blutgefäße, bei

Blutarmut, Bleichsucht und Nervenleiden zeitigen die Bäder dieser Quellen die besten Heilerfolge. Zu dem Vorhandensein dieser heilkräftigen Quellen kommt noch der große Reichtum an radiumhaltigem Moor, welcher in vorzüglicher Qualität vorhanden ist und dem rühmlichst bekannten Marienbader Moor in keiner Weise nachsteht. Die Moorbäder werden



Am Moorteich

hauptsächlich gegen Rheumatismus, Gicht, Frauenkrankheiten, Gallenerkrankungen usw. angewendet. Mit Hilfe der Elektrotherapie werden die Heilwirkungen noch erhöht.

Aber nicht nur Kranke, auch Erholungsbedürftige finden in der herrlichen Natur das, was sie suchen: Ruhe und Erholung. In diesem prächtigen Tale umgibt den Kurgast eine



Blick vom Kronenberg nach Lichtenwalde

milde, würzige Gebirgsluft. Die geschützte Lage verhindert scharfe Winde und ermöglicht eine durch nichts gestörte Hingabe zum behaglichen Genusse alles dessen, was Natur und Menschenkunst hier geschaffen hat. Bietet Langenau schon der Spaziergänge in reicher Abwechselung genug, so kann sich der Wanderfreudige in der näheren und weiteren Umgebung nach allen Seiten hin nach Herzenslust ergehen. Von den Höhen bei Verlorenwasser, Oberlangenau, Frankental, vom Dreitannenberg und Heidelberg wird man manchen unvergeßlich schönen Eindruck mit nach Hause nehmen. Schneeberg und Heuscheuer und noch andere herrliche Gipfel laden auch zu größeren Märschen ein. Aber auch im Bade selbst fehlt es nicht an allerlei Vergnügungen. Eine ausgezeichnete Kurkapelle konzertiert täglich mehrere Male; gesellschaftliche Veranstaltungen aller Art sorgen für ausreichende Unterhaltung und finden ihren Höhepunkt in Italienischen Nächten, Illuminationen und Brillant-Feuerwerken. Mitten im Ost- und Südpark liegen die Tennis- und Fußballplätze, sowie eine große Spielwiese für Kinder. So vereinigen sich in diesem Fleckchen Erde all die Vorzüge, die notwendig sind, um dem Kranken Heilung, bezw. Linderung seiner Leiden und dem Erholungsbedürftigen neue Kraft für seinen anstrengenden Beruf zu geben. Alle diejenigen, die in der lauschigen Stille dieses friedlichen Tales ihre Kraft und ihre Gesundheit wiedergefunden haben, werden immer wieder gern nach **Bad Langenau** kommen und ihm stets ein dankbares Andenken bewahren.

Stadt und Bad Reinerz

Von Bürgermeister Dr. Goebel.

Reinerz liegt an der Eisenbahn Glatz—Landesgrenze. Nur mühsam windet sich der Zug durch das romantische Höllental mit seinen seltsam starrenden Sandsteinfelsen immer höher in das Gebirge hinauf, bis plötzlich unweit des am Berghange liegenden Bahnhofes Reinerz sich dem Auge ein Bild von unvergeßlicher Schönheit bietet:

Unten im Tale unmittelbar vor uns liegt malerisch das Gebirgsstädtchen Reinerz, welches mit seinen Häuserreihen und ragenden Türmen sich sanft am Fuße des Hutberges hinanzieht, überragt von dem Denkmal der Dankbarkeit, das seine Einwohner auf der Bergesspitze den gefallenen Söhnen der Stadt errichteten. Und über die Stadt hinweg jenseits von Wiesenmatten, die von einer herrlichen Allee mit hundertfünfzigjährigem Baumbestande durchzogen sind, erblickt das Auge im geschützten Tale etwa 1 km von der Stadt entfernt, die große Villenkolonie: Bad Reinerz. Unerschöpfliche tiefgründige Moorwiesen trennen das Bad von der Stadt, verhindern für ewige Zeiten eine Verschmelzung beider und gewährleisten so die Ruhe und den Naturfrieden im Bade, ein unerläßliches Unterpfand für jede wirkliche Erholung. Das ganze, einzigartige Landschaftsbild wird von fünf tiefeingeschnittenen Tälern durchfurcht, von zahlreichen bewaldeten Kuppen und Bergrücken belebt und gegen den Horizont begrenzt durch die wuchtigen Massen der 1084 m hohen Mense, über deren Gipfel die böhmische Grenze verläuft.

Die Stadt ist eine uralte Siedlung, welche bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts Stadtrecht besaß. Ihr Name rührt nicht etwa von den „reinen Erzen" her, welche im vorigen Jahrhundert im nahen Schmelzetale gewonnen wurden, sondern „opidum Reinhardii", Stadt des hl. Reinhard, gab der Stadt den Namen. An der großen Heeres- und Kauffahrteistraße Breslau—Glatz—Prag gelegen, erlebte Reinerz mehrere Perioden des Aufschwunges und Wohlstandes, wurde aber andererseits durch die Wirren der Religionskriege und sonstige harte Schicksalsschläge in seiner Entwicklung wieder stark gehindert. Es



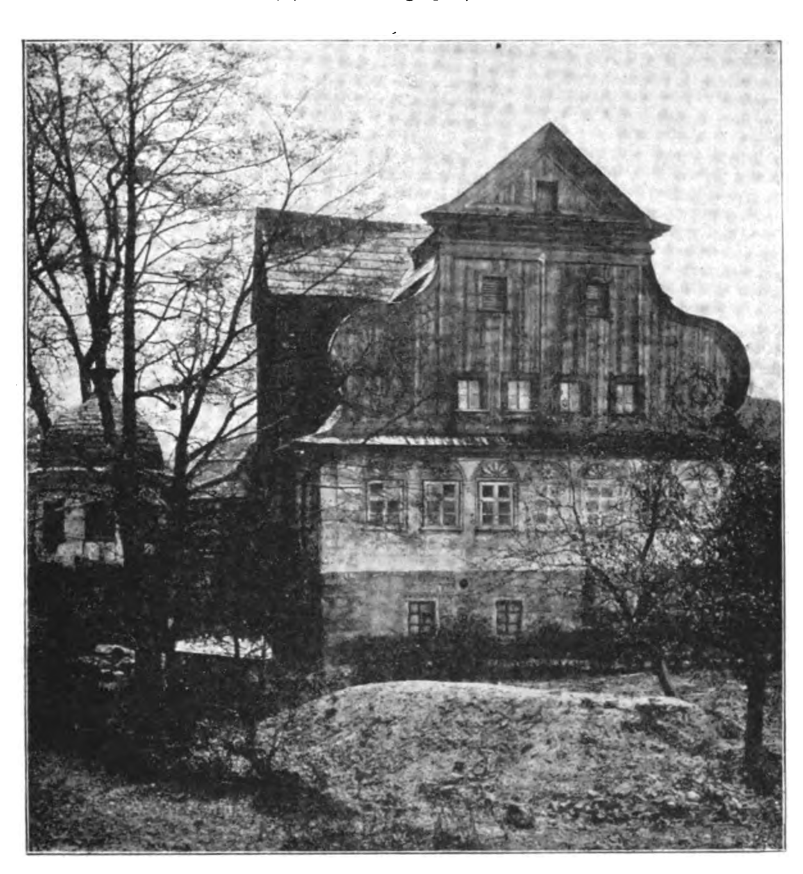
Teilansicht von Stadt Reinerz, im Hintergrunde das Bad



Stadt Reinerz: Walfischkanzel in der Pfarrkirche. Der Geistliche steht bei der Predigt im Rachen des Fisches

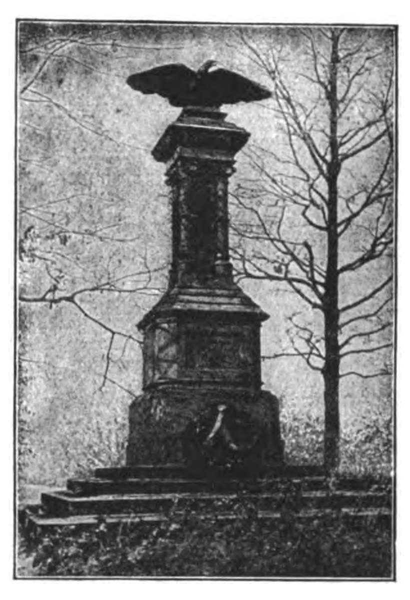
sei hier aus jüngerer Zeit der große Brand aus dem Jahre 1844 genannt, dem 66 Häuser, darunter die Pfarrkirche und das Rathaus, zum Opfer fielen. Nach der Erfindung der Lokomotive nahmen dann die Eisenbahnen den früher so wichtigen Kauffahrteistraßen fast alle Bedeutung. Reinerz, welches bisher als Anlieger an dem Verbindungswege zwischen den beiden großen und blühenden Kulturzentren Breslau und Prag besondere Vorteile genossen hatte, lag plötzlich abseits von den Schlagadern des wirtschaftlichen Lebens. Diesen neuen Verhältnissen erlag dann auch die bis dahin blühende Tuchmacherei und immer mehr sah die Stadt ein, daß ihr als wichtigster und fast einziger Lebensnerv nur die Heilschätze des Bades geblieben waren. Umso mehr galt es, den Badebetrieb und den durch ihn bedingten Fremdenverkehr zu fördern. (Über das Bad weiter unten.) Beim Gange vom Bahnhof in die Stadt ist zu bedenken, daß Reinerz erst im Jahre 1905 Eisenbahnanschluß erhielt und daß deshalb das sogen. Bahnhofsviertel noch in der Entwicklung begriffen ist. Im Stadtinnern bietet für jeden Städtebauer der Ring eine Überraschung, indem dieser Platz von einer so schönen, in sich geschlossenen Raumwirkung ist, wie sie in gleicher Harmonie nur wenige Marktplätze aufzuweisen haben. Auf dem Oberringe steht eine Mariensäule mit St. Sebastian und St. Florian und am Unterringe gewahrt der Besucher den alten Stadtbrunnen. Das frühere Rathaus, welches an der Stelle des heutigen „Reinerzer Brauhauses" stand, wurde nach dem großen Brande an gleicher Stelle nicht wieder errichtet. Die Bürgerschaft kaufte vielmehr an der Südwestseite des Ringes ein großes Privathaus und gestaltete dieses für die Zwecke eines Rathauses um. Der bunte Blumenflor, welcher allsommerlich in sämtlichen Rathausfenstern blüht, verleiht der Fassade ein überaus ansprechendes Bild. Im Innern des Rathauses ist vor allem die von J. Kleiner gestiftete Schützenscheibe sehenswert, welche die Not der Weltkriegszeit und Inflation vor Augen führt. Auf der Scheibe sind angebracht alle damals gültigen Geldsorten, vom Kupferpfennig über die Silbermark und das städtische Notgeld hinweg bis zum Billionenschein. Die eingeführten Lebensmittelmarken, die amtlichen Ernährungsverordnungen und die auf dem Höhepunkt der Inflation gezahlten Preise für die Bedarfsartikel des täglichen Lebens geben ein erschütterndes Bild von den Drangsalen in jener harten Prüfungszeit. Sehenswert ist in der nach dem großen Brande im alten Stile wieder erbauten katholischen Pfarrkirche die Kanzel, welche einen Walfisch darstellt. Der Geistliche steht während der Predigt in dem geöffneten Rachen des Seeungeheuers, gemahnend an den Propheten und alttestamentarischen Bußprediger Jonas. Das große Altarbild von P. J. Brandel zeigt den Abschied der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus, der Patrone der Kirche. Viel Bewunderung erregt der 14-Nothelfer-Altar in einer Seitenkapelle, ein Meisterwerk der Holz-

schneidekunst: um die Gottesmutter, die Trösterin der armen Seelen, gruppieren sich die 14 Nothelfer. Die evang. Kirche an der Heuscheuerstraße wurde als erste Kirche vom Gustav-Adolf-Verein 1845—46 erbaut. An der untern Glatzer Straße steht die historische Papiermühle, die älteste ihrer Art in Ost-Deutschland. Bereits 1562 wird sie urkundlich erwähnt, 1601 von einer Überschwemmung zerstört, wurde sie bereits 4 Jahre später von Gregor Kretschmer wieder aufgebaut. Hier wurde das „milbenfreie“ Büttenpapier für die Staatsurkunden des hl. römischen Reiches deutscher Nation hergestellt. Kaiser Rudolf II. erhob den Papiermüller Kretschmer als Gregor von Schenkendorf in den Adelsstand; Friedrich der Große verlieh dem damaligen Besitzer den Titel: Hofpapiermacher. Das seltsame Gebäude mit seinem eigenartigen Giebel und dem Brückenhäuschen, die Freude eines jeden Kunstfreundes, steht unter dem Schutze des Schlesischen Provinzial - Konservators. Noch heute stellt die Papiermühle, allerdings mit neuzeitlichen Maschinen, Büttenpapier her. Das älteste Haus der Stadt ist die Brauerei zum „Hummelfürsten“ am Oberring, welches nach der Sage durch einen unterirdischen Gang mit der früheren Hummelburg verbunden war. Reinerz hat heute einschließlich der Kolonien eine Bevölkerung von annähernd 4500 Personen. An Schulen sind neben den Volksschulen beider Konfessionen eine höhere Knaben- und Mädchenschule, sowie auch Fortbildungsschulen für Knaben und Mädchen vorhanden. Eine staatliche Stickschule, in welcher junge Mädchen Kunststickerei unter der Leitung von Fachlehrerinnen erhalten, erfreut sich eines regen Besuches. Die Schule gewährt auch ausgelernten Stickerinnen Arbeit und Verdienst. An gewerblichen Unternehmen weist Reinerz besonders die Mechanische Weberei von Hermann Hanke mit ca. 150 Webstühlen, die Hausindustrie-Organisation für Handweberei, sowie mehrere Kristallglasschleifereien auf. Natürlich haben



Stadt Reinerz: Alte Papiermühle,
historisch und künstlerisch bedeutsames Bauwerk, erbaut 1605.
Älteste Papiermühle des Ostens

auch wegen des ungeheuren Waldreichtums der Gegend Sägewerke hier ihre Heimstätte. Von den Behörden seien außer der Stadt- und Polizeiverwaltung erwähnt das Amtsgericht an der Villenstraße, — sehenswert ist der mächtige aus einem Sandsteinblock gehauene Adler über der Eingangstür, – die staatliche Oberförsterei, das Post- und Zollamt. Dem Fremden fällt die große Zahl von z. T. sehr schönen Gaststätten in der Stadt auf, von denen allein neun am Ringe und dessen Eingängen liegen. Diese lassen auf den Haupterwerbszweig der Bevölkerung, der im Badebetriebe und Fremdenverkehr liegt, schließen.



Denkmal auf dem Militär-Friedhof
Entwurf von der Kaiserin Friedrich
Inschrift: Preußens und Österreichs Helden 1866

Bad Reinerz. Die erste bis jetzt bekannte schriftliche Erwähnung der Reinerzer Quellen findet sich in einer städtischen Urkunde aus dem Jahre 1408. Ausführlicher schreibt Älurius in seiner Glatzio-Graphia (Leipz. 1625), daß der Reinerzer Sauerbrunnen fleißig besucht und sein Wasser, weil es „guten Geschmackes und auch für gesund und heilsam geachtet, von Gesunden und Kranken stets gebraucht“ und zu „fürnehme adelige Hochzeiten



Bad Reinerz: Der Kurort ist von herrlichen Waldpromenaden in einer Gesamtlänge von 42 km umgeben



Teilansicht des Bades vom Altarberge aus

in den benachbarten Ländern" in Mengen abgeholt und dem Weine vorgezogen werde. Am 15. Juli 1751 berichtet Steuerrat Mencelius an Friedrich, daß er mit verschiedenen Brunnengästen eine Kur in Reinerz gemacht und daß die Quellen „so guten Effekt gethan, als wie leicht einer der berühmtesten auswärtigen Gesundbrunnen nicht thun können" und hebt hervor, daß „die Gegend herum angenehm" sei. Dem Magistrat der Stadt übersandte er im Auftrage des Königs ein ausführliches Schreiben, worin er die Heilkraft der Reinerzer Quellen und die unvergleichlich schöne Lage des Kurortes rühmt. Von Feldprediger



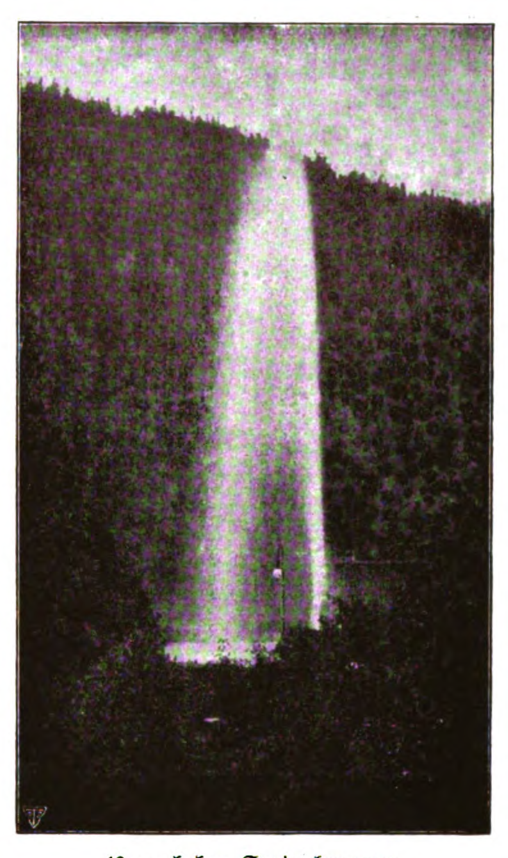
Partie auf dem Kurplatze mit Kurhaus

Johann Gottlieb Kalo erfahren wir 1754, daß viele Jahre hindurch einige Kisten des Reinerzer Wassers an den Hof Friedrichs des Großen nach Berlin gesandt werden mußten. Derselbe Autor berichtet uns weiter: „Es haben uns einige, so den Brunnen zu Reinerz gebraucht haben, eidlich versichert, daß sie bei dem Gebrauch des Brunnens nicht nur ihre bisherigen Beschwerden des Körpers verloren, sondern auch eine gute Gesundheit, Munterkeit und neue Kräfte erlangt haben“. Auf Befehl des Königs mußte 1769 der Brunnen in einen „vollkommenen Stand gesetzt werden“. Bis auf den heutigen Tag verehrt Reinerz in dem großen Preußenkönige den eigentlichen Gründer des Bades. Der Physikus, Hofrat Dr. Goltz, nahm 1766/67 eine Analyse vor und stellte fest, daß die Quellen mit dem Franzensbader Mineralbrunnen große Ähnlichkeit aufweisen. Die königliche Kriegs- und Domänenkammer schreibt im Mai 1777 „das, was von dem Kudowaer Brunnen gesagt worden, gilt auch von dem Reinerzer, jedoch in beträchtlich größerem Maße“, auch die Morgenbesserschen Nachrichten Breslau 1777, äußern sich ähnlich. Der berühmte Professor der Medizin an der Berliner Universität, Dr. Hufeland, sagt in seiner Abhandlung „Praktische Übersicht der vorzüglichsten Heilquellen Deutschlands nach eignen Erfahrungen, Berlin 1815“, daß „Reinerz durch die Vereinigung der drei großen Agentien Luft, Mineralwasser und Molken“, einen Kurort darstelle, „einzig in seiner Art und von ganz vorzüglichem Wert“. Diese wenigen Angaben mögen genügen als Beweis, daß die Reinerzer Kurmittel sich schon seit Jahrhunderten bewährt und bei Ärzten und Laien stets hohe Anerkennung



Teilansicht. Höchstgelegener Badeort Preußens und bedeutendster klimatischer Kurort

gefunden haben. Einen Wendepunkt in der dauernden und gleichmäßigen Entwicklung des Badeortes brachte das Jahr 1909. Hatte Reinerz bis dahin ausschließlich ruhige Stahlquellen, deren Oberfläche infolge des Zuflusses aus dem Erdinnern und der aufsteigenden Kohlensäurebläschen leicht bewegt wurde, so trat im Jahre 1909 ein großer Umschwung durch die Erbohrung des überaus mächtigen Holteisprudels ein. Viele Meter hoch zischte die Wassersäule unter Abgabe von großen Mengen Kohlensäure in die Luft. Einen noch bedeutenderen Erfolg brachte im Winter 1919 die Nachbohrung der Lauen Quelle. Bei einer Tiefe von ungefähr 150 m entstieg plötzlich der Erde unter ungeheuerem Kohlensäuredruck ein schäumender Strahl von 27 cm Durchmesser, der mit elementarer Gewalt in die Kuppel des hohen Quellenhauses geschleudert wurde. Eine wunderbare Naturerscheinung! Die Kohlensäureabgabe war so gewaltig, daß der Aufenthalt in der geräumigen Halle unmöglich wurde. Die Temperatur der Quelle stieg von 18 bis nahezu 22 Grad. Durch eine geschmackvolle Fassung des Sprudels wurde die zutage tretende Ausströmungsmenge künstlich herabgesetzt, um einerseits die übermäßige Kohlensäureabgabe zu verhindern und andererseits den Sprudel für Trink- und Badezwecke zu verwenden. Die Bäder sind derartig mit Kohlensäure übersättigt, daß sich der ganze Körper des Badenden sofort mit einer dichten Schicht von Kohlensäurebläschen überzieht, die sich ständig erneuern und die Hautoberfläche stark röten. Diese Wirksamkeit der Reinerzer natürlichen Kohlensäure-

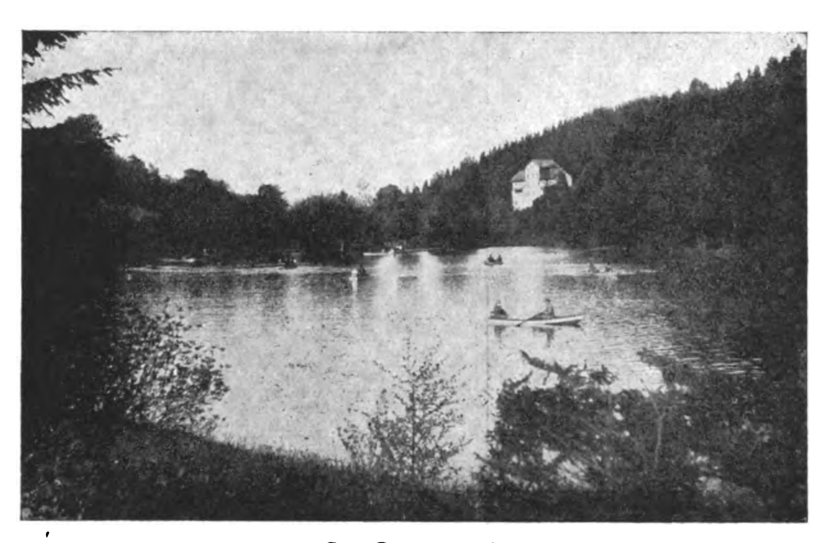


40 m hoher Springbrunnen, die höchste Leuchtfontäne Deutschlands



Sprunglauf an der neuen Schanze.

bäder wird von keinem Bade übertroffen und so gehörte Reinerz mit einem Schlage zu den bedeutendsten Herzheilbädern der Welt. Allein der mächtige Sprudel, die Laue Quelle, fördert neben dem stark kohlensäurehaltigen Wasser so gewaltige Massen gasförmiger Kohlensäure zutage, daß diese genügen würde, um den gesamten Bedarf der großen Provinz Schlesien an Kohlensäure zu decken. Es ist deshalb 1924 eine Kompressoranlage geschaffen, welche die bisher ungenutzt in die Luft entweichende gasförmige Kohlensäure verflüssigt und in den Handel bringt. Nach Erbohrung der Sprudel schnellte die Besucherzahl des Kurortes plötzlich empor und infolge des starken



Der Denglerteich
6 Morgen großer Gondelteich, im Winter als herrliche Eisbahn benutzbar

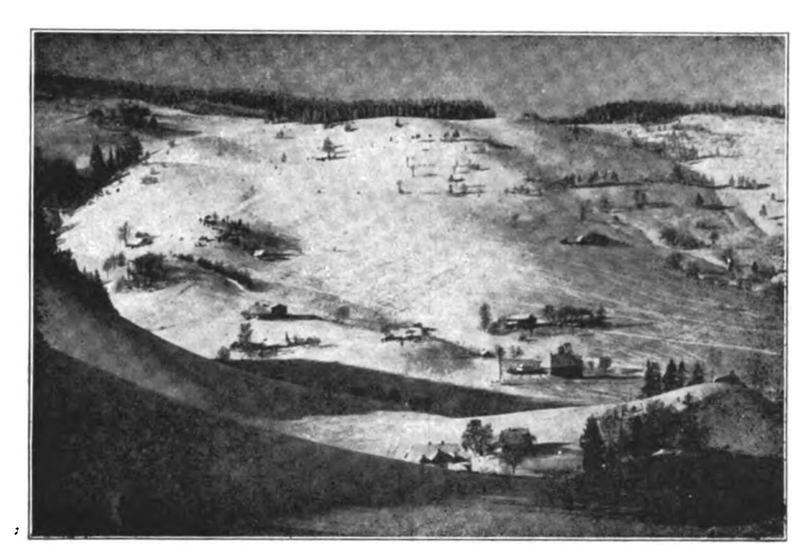
Andranges zu den Bädern erwiesen sich die vorhandenen Badegelegenheiten als vollständig unzulänglich. Es wurde deshalb mit großem Kostenaufwande ein neues Kur- und Badehaus erbaut, das neben eleganten Gesellschafts- und Wohnräumen zahlreiche Zellen für Kohlensäure-, Mineral-, Moor- und Fichtennadelbäder enthält. Die Lauge der nervenstärkenden Fichtenbäder wird in eigner Anlage bereitet. Im neuen Badehause befinden sich ferner Inhalationsräume für Einzel- und Saalinhalationen, sowie Duscheräume, Abteilungen für Massage, für elektr. und Kaltwasserbehandlung, für Höhensonne usw. Neben seinen unübertrefflichen und natürlichen Kurmitteln, sowie den landschaftlichen und klimatischen Vorzügen ist Reinerz somit in der Lage, alle Errungenschaften der neuzeitlichen Technik und Wissenschaft in den Dienst der erholungsuchenden Menschheit zu stellen. All' diese Kurmittel stehen das ganze Jahr hindurch zur Verfügung, und da der Kurerfolg unabhängig von der Jahreszeit ist, so hat das Bad auch als Winterkurort eine stets steigende Besucherzahl aufzuweisen. Wenn Schlesiens großer Dichter, der treue Reinerzer Kurgast, Karl von Holtei aus Dankbarkeit dem Bade zuruft:

„Du grünes Tal, wer je in diesen Gründen
der müden Brust Erquickung fand,
soll deinen Preis mit heller Stimme künden“

und wenn — was jeder Reinerzer mit Stolz erzählt — Mendelssohn-Bartholdy die Anregung zu dem hohen Liede auf den deutschen Wald:

„Wer hat dich, du schöner Wald,
aufgebaut so hoch da droben"

während seines Aufenthaltes in den Reinerzer Waldungen des Schmelzetales gefunden hat, so wird dies auch für denjenigen, der das Bad noch nicht besuchte, Beweis genug sein, daß dieses Fleckchen Erde von der Natur mit besonders reichen Gaben bedacht worden ist. Durch Ortsstatut ist die offene Bauweise im Bade festgelegt, so daß jedes Fremdenheim mit



Skigelände: Grenzendorfer Höhen mit verschneiten Häusern

einem Garten umgeben ist. Da die über 100 000 Morgen großen Waldgebiete das Bad von drei Seiten umschließen, so liegt kein Haus weiter als höchstens 200 m vom Walde entfernt. Gas und elektrisches Licht sind überall vorhanden. Die Wege sind durchweg so angelegt, daß nirgends die Fußgänger durch Autos behelligt werden können. Reinerz hat ein gut eingerichtetes neues Krankenhaus. Wer einmal in Reinerz war, kehrt gern dahin zurück und so kann die Verwaltung alljährlich einer ganzen Reihe treuer Kurgäste ein Ehrendiplom zum 25. Besuche überreichen. Auch als Wohnstadt für Rentner und Pensionäre, welche die Privilegien der Einheimischen bezüglich der Kurmittelpreise erlangen können, kommt Reinerz immer mehr in Aufnahme. Selten hat ein Wintersportplatz in der großen Sportwelt so schnell und sicher einen der ersten Plätze erobert, wie Bad Reinerz. Als erstmalig im Winter 1913/14 der Schlesische Skiverband seine Meisterschaft in Bad Reinerz austrug, sagte am Schluß der Veranstaltungen Dr. Vogel-Breslau, der Vorsitzende des Verbandes: „Ich kenne den Schwarzwald, die West-, Mittel- und Ostdeutschen Gebirge und muß gestehen, daß ich ein geeigneteres Sportgelände als das von Reinerz nirgends gefunden habe. Wie ist es nur möglich, daß Reinerz für den Wintersport solange unentdeckt bleiben konnte!" Unmittelbar am Bade beginnt das Skigelände. Der „Skisäugling" findet hier an den Bergrücken prachtvolle Hänge zum Üben, weshalb die Deutsche Hochschule für Leibesübungen

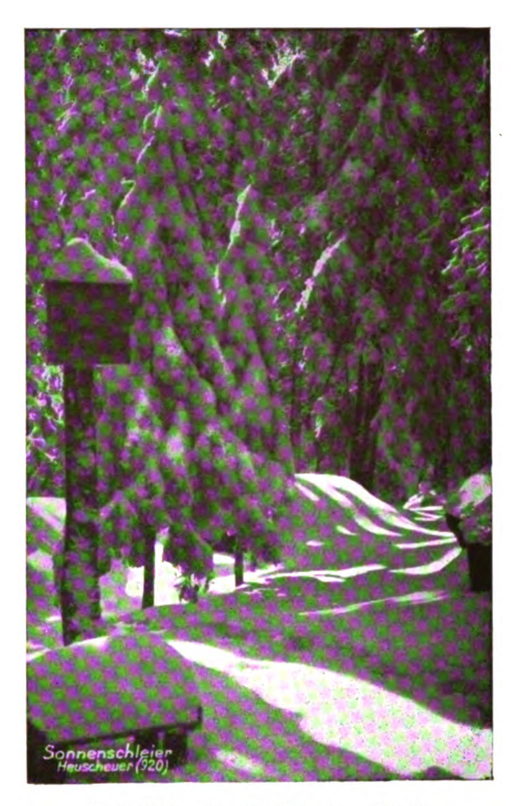
aus Berlin unter ihrem Führer, Dr. h. c. Diem, dem Generalsekretär des Reichsausschusses für Leibesübungen, seit Jahren in jedem Winter das Reinerzer Übungsgelände aufsucht. Auch der Fortgeschrittene findet auf den schönen Sportgefilden in der Nähe der Ziegenhausbaude und an den Grenzendorfer Höhen ein ausgezeichnetes Feld für seine weitere Ausbildung, während für den „Hochtouristen auf Bretteln" der Panzker, die 1084 m hohe Mense mit ihren steilen Nordabhängen, die Berge von Grunwald und die 1114 m hohe Deschneyer Großkoppe, ein herrliches Gelände sportlicher Betätigung bieten — nicht zu vergessen das nahe Heuscheuer-Gebirge mit dem überaus reizend gelegenen „Heuscheuer-Eberkopf" 920 m, „Heuscheuer-Kamel" 920 m, „Sonnenschleier" 920 m (Hotel zur Heuscheuer, Karlsberg), — und all diese Höhen sind schnell und bequem zu erreichen. Das ist die Eigenart und der Vorzug des Reinerzer Skigeländes, daß dem Sportler die lästigen Anmarschwege erspart bleiben. Er ist in der Lage, an einem einzigen Tage eine ganze Reihe von Kuppen und Bergrücken zu erreichen und hat dann ebenso viele, schöne Abfahrten. Sprunghügel sind nach den Angaben bedeutender Sportsleute und erster Preisträger angelegt. Auch mehrere künstlich angelegte Rodelbahnen sind vorhanden, desgleichen werden Eissport und Skijöring gepflegt. Reinerz gehört heute zu den angesehensten Bädern und Wintersportplätzen des Ostens. 8000 und mehr Kurgäste suchen hier alljährlich mit Erfolg Erholung und Heilung und der gesamte Fremdenverkehr einschließlich Wintersportler beträgt heute im Jahresdurchschnitt ca. 25000 Personen. Möge ein gütiges Geschick Stadt und Bad Reinerz, diese erprobten treuen Wächter auf äußerstem deutschen Vorposten, beschützen und bewahren!



Felsspalte im nahen Heuscheuergebirge.



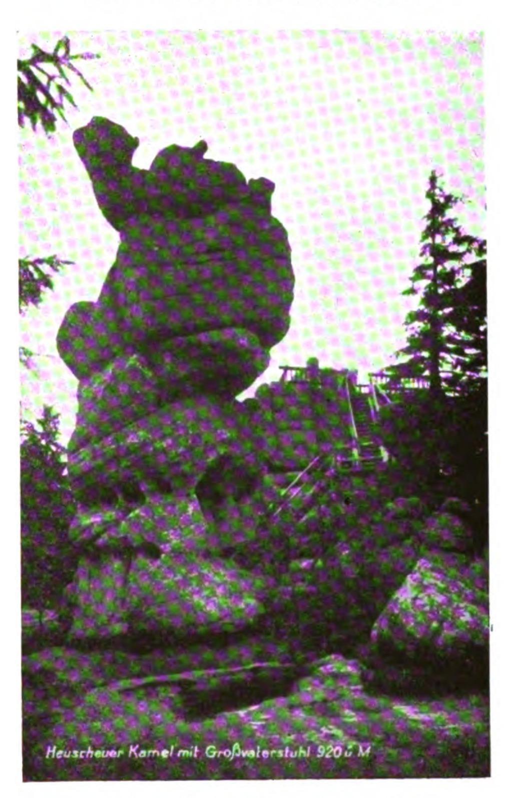




Bad Reinerz: Verschneiter Wald



Bad Reinerz: Der „Eberkopf",
ein Sandsteingebilde der nahen Heuscheuer



Bad Reinerz: Das „Kamel",
eine Felsschichtung der nahen Heuscheuer

Grafenort

Von Georg Lustig.

Grafenort! Lieblicher Klang für den, der deine Schönheit kennt! Nicht mit Prunk und prächtigen Bildern berauschend, obgleich dir auch davon manches beschieden ist, aber an stiller Echtheit Jeden lockend, der sich mit Liebe in deine stille kernige Einfachheit versenkt! Freundliche Hütten, reiche Höfe, lauschige Baumgruppen, blühende Felder, durchflutet von still dahingleitenden Wogen des stattlichen Flusses, der hier in flachen Ufern die Äste und Zweige herabhängender Bäume benetzt, dort rauschend über ein breites Wehr durch Wiesen und steilansteigende Ufer dahingleitet, — wer grüßt nicht gern mit freudiger Innigkeit dein freundliches Tal, den lieblichen Kranz deiner Berge, die es überall in Nah und Fern umrahmen bis hinan zum König deiner Berge!

Und mitten in dieser Stille ragt der ehrwürdige Herrschaftssitz aus hohen alten Buchen und Eichen hervor, ein aus alten stolzen Zeiten stammendes, jetzt träumerisch und verlassen ruhendes Märchenschloß, zu dessen Füßen auf bunt umrändertem Teich still zauberische Schwäne ihren weißen Hals stolz und vornehm über den glatten Wasserspiegel dahinziehen lassen!

Wer einen prächtigen Kurpark und buntes Treiben moderner Badeorte liebt, mag hier im anspruchslosen Grafenort vielleicht nicht seine Wünsche erfüllt sehen. Wer aber reine unverfälschte Natur und echte Eigenart des Glatzerlandes schätzt, stillen Frieden und einfaches Landleben liebt, dem kann unser Grafenort vielerlei Liebes und Schönes erzählen, weit mehr als hundert andere Orte des schönen Heimatlandes.

Gar manchen treuen Freund seiner idyllischen Schönheit hat Grafenort im Laufe des letzten Jahrhunderts zu seinen Gästen gezählt. Immer kehrten sie wieder, angezogen von der ländlichen Lieblichkeit des bescheidenen, traulichen Ortes. Der berühmteste Freund des Dorfes, dessen häufiger Aufenthalt und stete Wiederkehr für immer unvergessen bleiben wird, war unser schlesischer Dichter Karl von Holtei, aus dessen Erzählungen, Liedern und Briefen der Name Grafenort hundertfach wiederklingt und dessen wahre Liebe zu diesem schönen Ort, einer zweiten Heimat für ihn, niemals erloschen ist.

So richten sich für den, der von Grafenort erzählen will, auf das Schloß der Grafen Herberstein mit seinen Holtei-Erinnerungen als auf den Mittelpunkt des Ganzen von selbst die Gedanken.

Schon von weitem sieht der Wanderer aus dem Grün hoher Bäume weit über alle Bauten des Dorfes den stattlichen Schloßbau mit schlankem Turme hervorragen. Es ist eins der bedeutendsten Schlösser Schlesiens aus dem 16. Jahrhundert.

Malerische Bilder bietet schon das Eingangsportal, das von einem Reiterbild des hl. Georg gekrönt und von prächtigen Kastanienbäumen beschattet ist. Durch den so entstehenden Vorhof und den einen Querflügel durchschneidenden Gang betritt man den stattlichen Innenhof. Man erkennt an der Freitreppe zum Hauptgebäude und an den Loggien über



dem östlichen Hauptgebäude, endlich auch an der Sgraffito-Behandlung der Fassaden den Renaissance-Stil des ganzen Baues, der offensichtlich italienischen Vorbildern nachgebildet ist. Neben diesem prächtigen Innenhof bietet die schönste Ansicht die Ostfront, wo ein lang hingestreckter dreistöckiger Bau sich auf einem hohen Abhang erhebt, dessen ausladendes Dach von stilgerechten Giebelbauten lebhaft durchbrochen ist. Ein langer Seitenflügel neuerer Zeit schließt sich nach Süden zu an. Der größte Schmuck des an sich schon prunkvollen Baus ist aber der prächtige wohlgepflegte Park. Er birgt neben den Resten früheren Glanzes manche Schönheit und Eigenart und bietet durch seine Verlassenheit, seinem an dem alten hohen Baumwachs erkennbaren Alter und einem gewissen träumerischen Verfall mancher Anlagen einen seltsam stimmungsvollen Aufenthalt. Schattige Gänge, geziert durch Statuen der Barockzeit, wehmütig stimmende Wasserflächen, tempelartige Bauten und vor allem ein verfallener Grottenpavillon mit pausbäckigen Nymphen und Flußgöttern erhöhen den Reiz dieses alten Parkes, und es ist nur zu bedauern, daß alle die anderen einstigen Zierden, von denen alte Bilder Kunde geben, verschwunden und fortgeräumt worden sind. Fontänen, Säulen, Brückchen, Terrassen, Triumphbögen, Kioske im grünen Gebüsch — alles ist im Laufe der Zeiten dem verschönernden Sinn der neueren Zeiten zum Opfer gefallen. Von all dieser Pracht, die in ihrem malerischen Verfall an den Zauber des Parkes der Villa d'Este bei Rom erinnern würde, ist nur die erwähnte Grotte und der Tempel am



Gesamtansicht von Grafenort

Schwanenteich übrig geblieben. Diese aber genügen auch heute noch, um in Verbindung mit dem alten stilvollen Schloßbau den Eindruck eines verträumten Schloßparkes längst entschwundener Zeiten hervorzurufen.

Das Innere des schönen Schlosses bietet eine reiche Fülle von altertümlichen Räumen, die uns in vergangene Jahrhunderte versetzen. Den Schlesier erfreuen aber am meisten die zahlreichen Holtei-Erinnerungen. Noch steht unverändert der Theatersaal mit der Bühne, wo Holtei, nicht ohne Lampenfieber, seine ersten Kunstübungen hielt, wo sich sein Schicksal formte und seine Künstlerseele sich gestaltete und fortbildete. Man lebt sich hinein in seine Gedankenwelt, wenn man seine einfachen, niedrigen Wohnräume besichtigt und einen Besuch in der gräflichen Wohnung macht, wo er immer freundschaftlicher ein- und ausging, bis er als intimer Freund des Schloßherrn sogar ihm in die Ferne auf sein steirisches Schloß folgte.

Und nun gar der Schloßpark! In seinen „Vierzig Jahren" schildert Holtei gar vieles aus jener Zeit, als er so oft für kürzere und längere Zeit in Grafenort weilte, eine 30jährige Epoche, die auf sein Leben den größten Einfluß ausgeübt hat. Da sehen wir noch die „Seufzerallee", in der er der jungen Schauspielerin Luise Rogée beim Abschied ewige Liebe und Treue schwur. Nach kurzem glücklichen Ehestand Witwer, kehrte er abermals nach Grafenort zurück. Manches Jahr verging, da fand der Dichter in Grafenort eine neue junge Liebe, die zur zweiten glücklichen Ehe führte. „In jener Seufzerallee, wo ich in mondhellen Herbstnächten vor Jahren an Luisens Seite gewandelt, — so berichtet Holtei, — ging oder wankte ich jetzt trostlos, von Vorwürfen gemartert, umher . . . Wenn die alten Buchen reden könnten!"

Hier in Grafenort erlebte Holtei auch den Tod seines hoffnungsvollen Sohnes, hier schrieb er seine „Briefe aus Grafenort". Alle seine Jugenderinnerungen waren mit diesem lieben Ort verknüpft, dem „Hafen des Friedens", in dem der junge „Vagabund" lange Zeit hindurch sein Paradies erblickte.

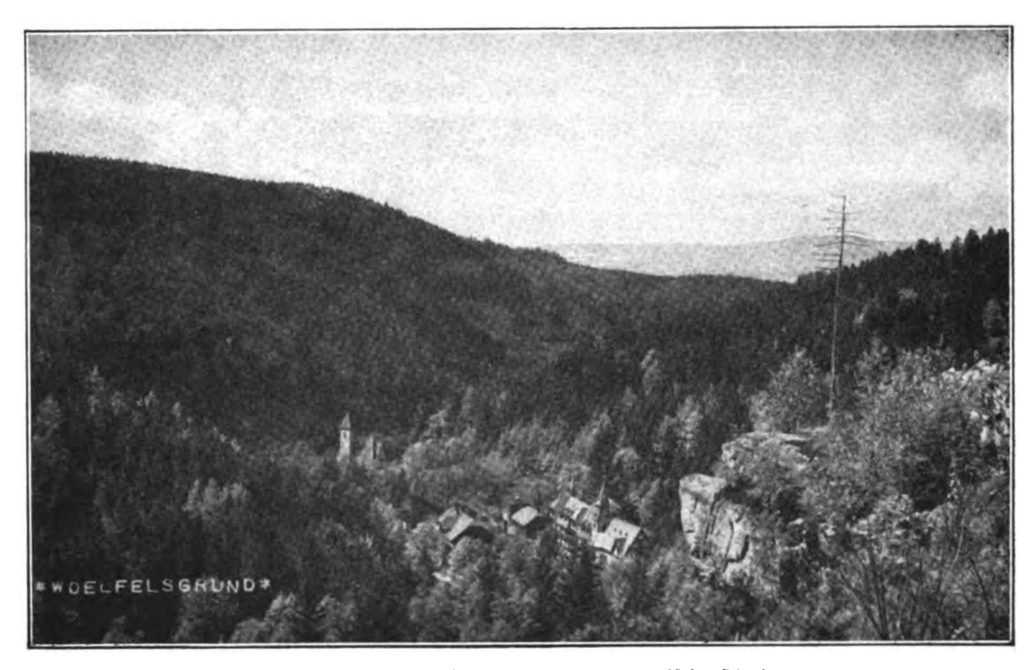
Verklungen und versunken sind die lebensvollen, festlichen Zeiten von Grafenort. — Der Rest ist schönes, stilles, einsames Träumen und Schweigen!

Eine Besonderheit zeichnet das Grafenorter Tal noch aus: Sein großer Quellenreichtum, der seinen Ruf weit in die Lande hinausträgt. Die „Grafenorter Quellenspalte" nennen die Geologen die Linie, in der die Wasser der Tiefe infolge eines Risses, der sich von Habelschwerdt bis Altheide und Reinerz durch das Urgestein hinzieht, an die Erdoberfläche treten. — Man glaubt, diesen Riß in dem langen Gelände-Abfall deutlich zu erkennen, auf dessem Rande auch Schloß und Kirche von Grafenort stehen, und der den Neißefluß westlich eine weite Strecke begleitet. In Grafenort selbst sind zahlreiche kohlensäurereiche Quellen dieser Art erschlossen: der erste und uralte, von alten Zeiten her als Heilquelle geschätzte und gerühmte sogenannte „Sauerbrunnen" erfreute sich seit mehreren Jahrzehnten als vorzüglichstes Tafelwasser unter dem Namen „W e b e r-Q u e l l e", Grafenorter Sauerbrunnen, in ganz Schlesien und in den Nachbarländern eines besten Rufes und gilt als bestes Tafelwasser von Schlesien. Auf einer künstlerischen Brunnenanlage erhebt sich der natürliche „Springbrunnen" mit Zieraten, die von der Breslauer Kunstschule (Prof. Vonka) in Kupfer getrieben wurden und eine kleine Sehenswürdigkeit von Grafenort darstellen.

Wölfelsgrund

Skizze von San.-Rat Dr. Paul Futter, Habelschwerdt.

Neben 6 Bädern (das kleine Centnerbrunn mit eingerechnet) und zahlreichen Sommerfrischen gibt es in der mit Naturschönheiten und Heilfaktoren wahrhaftig nicht spärlich bedachten Grafschaft Glatz nur einen ausgesprochenen klimatischen Luftkurort: Wölfelsgrund! Dieser jetzt 888 Einwohner zählende Ort war noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein erdverlorenes und weltvergessenes, armseliges Gebirgsdörflein, das außer der im Grunde (Loche) gelegenen Freirichterei nur eine geringe Anzahl, wenige Morgen steiniges Land umfassende Wirtschaften barg, die in den engen Tälern der Wölfel und des Buckelwassers, sowie auf den sie begrenzenden Anhöhen zerstreut umherlagen. Auch mehrere sogenannte Häuslerstellen waren vorhanden, in denen die ein ärmliches, aber zufriedenes Leben führenden Holzschläger hausten, die in den umliegenden, sich über viele tausend Morgen ausdehnenden Waldungen des Schneegebirges mühsame Forstarbeit und kärglichen Verdienst fanden. Einzelne dieser kleinen, aber ungemein anheimelnden Häuschen altfränkischer Art fristen heute noch ein bescheidenes Dasein in den abgelegeneren Winkeln Wölfelsgrunds. Ebenso die schlichte katholische Holzkirche, die mit ihrem niedlichen Dachtürmchen dem Orte eine so lieblich anmutende, idyllische Note gibt. Damals führte nur ein



Sanatorium Dr. Jaenisch und evangelische Kirche

von allen Fuhrleuten arg gefürchteter holpriger und schmaler Landweg in das entlegene Dörfchen, das nur selten der Fuß eines Fremden betrat. Der „Wöllsgrund" nebst seinem Wasserfall war nur wenig über die Grenzen der nächsten Umgebung bekannt.

Ein „Kolumbus" erstand diesem verborgenen Paradies erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und zwar in der Person der Prinzessin Marianne der Niederlande. Diese war Besitzerin der Herrschaft Camenz, zu der auch die Herrschaften Seitenberg und Schnallenstein gehören. Im Bezirk letzterer liegt auch die Umgebung Wölfelsgrunds. Die außergewöhnlich weitsichtige und leutselige Prinzessin fand Gefallen an diesem hochromantischen Fleckchen Erde. Sie erwarb um das Jahr 1860 die Freirichterei, auf der die Schankgerechtigkeit ruhte, und ließ an ihrer Stelle ein großes Gasthaus im Schweizer Stil errichten, die Hotel-Pension „Zur guten Laune". Für sich selbst erbaute sie in derem Garten ein schlichtes Blockhaus, das heut noch dort steht und in seiner Einfachheit einen rührenden Anblick bietet. Zu gleicher Zeit machte sie durch Stufenwege mit vorspringenden Felsen-Basteien den Wölfelsfall erst zugänglich und ließ zur besseren Betrachtung eine Brücke über denselben schlagen. Sie wurde also die eigentliche Begründerin des Ausflugsortes Wölfelsgrund.

Derselben hochherzigen Frau verdankt die Grafschaft Glatz auch den Bau einer Kunststraße von Camenz über Reichenstein am Jauersberg entlang nach Landeck und Seitenberg und weiter nach dem Großen Schneeberge, auf dem sie eine Meierei, die gleichfalls im Schweizerstil erbaute „Schweizerei", einrichtete, wodurch der Wanderverkehr nach dieser aussichtsreichen Bergkuppe erst recht in Gang kam.

Die Bewirtschaftung der „Guten Laune" übertrug die Prinzessin dem Josef Weiß, der sie bei ihrer häufigen Anwesenheit in Wölfelsgrund stets verpflegen und persönlich bedienen mußte. Dieser vortreffliche Mann verstand es, obwohl aus kleinem Stande hervorgegangen, durch eine in jeder Hinsicht vorzügliche und preiswerte Verpflegung seiner Gäste der „Guten Laune" rasch einen derart guten Ruf zu verschaffen, daß Touristen und Sommergäste aus allen Gegenden massenweise herbeiströmten und sein gastliches Haus bevölkerten. Sein Name darf daher nicht vergessen werden, wenn von den Gründern der Sommerfrische Wölfelsgrund die Rede ist. Der Besuch Wölfelsgrunds war inzwischen erleichtert worden, da 1875 die Eisenbahn Habelschwerdt erreichte und von hier aus eine leidlich gute Landstraße, die später in eine Chaussee verwandelt wurde, über das 7 km lange Kirchdorf Wölfelsdorf nach Wölfelsgrund führte.

Doch blieb dieser von der Natur so verschwenderisch ausgestattete Ort zunächst nur eben Ausflugsort und Sommerfrische. Zum eigentlichen klimatischen Luftkurort machte ihn erst der Sanitätsrat Dr. Heinrich Jänisch aus Jauer. Dieser errichtete um das Jahr 1885 herum in dem etwas reichlicher besonnten Tale des Buckelwassers ein Sanatorium, zunächst klein und bescheiden, belegt mit einem halben Dutzend selbst mitgebrachter Patienten aus Jauer und Umgebung. Bald aber stieg der Ruhm dieser neuen Heilstätte derart, daß in kurzen Zwischenräumen immer wieder neue Erweiterungsbauten vorgenommen werden mußten, um die, auch aus weiterer Ferne in wachsender Zahl herbeieilenden Genesungssuchenden unterbringen zu können. Heut gewährt das stattliche, von geschickt und anmutig hergerichteten Naturanlagen umrahmte Sanatorium einen imposanten Anblick. Nach dem vor einigen Jahren erfolgten Tode des „alten", mit dem Namen

„Wölfelsgrund" unauslöschlich verbundenen San. = Rat Jänisch übernahm sein Sohn, der „junge" San.=Rat Dr. Richard Jänisch die Leitung dieser in jeder Hinsicht vorzüglich eingerichteten und ausgerüsteten Anstalt, der am Ausgang des Wölfelsgrundes durch Erwerb und Anpassung der „Urnitzmühle" ein zweites, einfacher bewirtschaftetes Sana-



Mitte mit kath. und evgl. Kirche

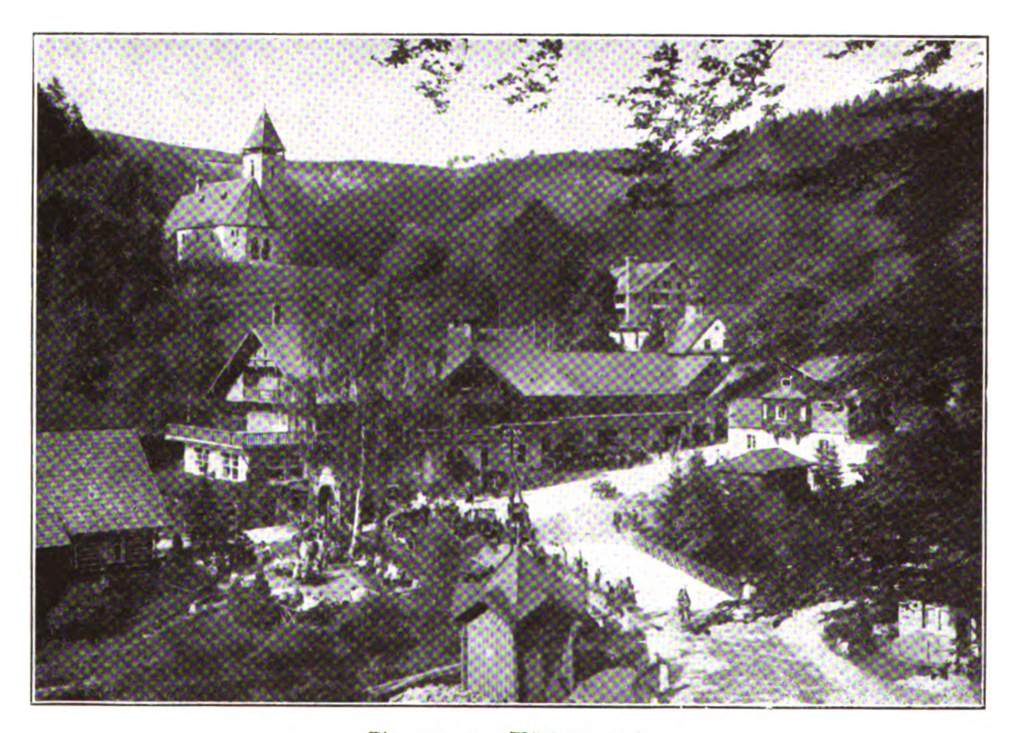
torium für den Mittelstand angegliedert wurde. Beide Häuser sind Winter wie Sommer im Betriebe und zählen jetzt im Jahre zusammen durchschnittlich 1200—1500 Gäste.

Der Gründung des Sanatoriums folgte nun rasch der Bau einer ganzen Anzahl privater Villen und Landhäuser, sowie weiterer 4 Hotels, sodaß der Ort ein recht ansehnliches Aussehen bekam. Von den vier neuen Hotel = Pensionen befindet sich das Hotel Weiß, mit den Nebenhäusern „Waldhaus", „Marienbad" und „Weiß = Eck" im Besitz und unter Leitung des Sohnes Alfred des als Kgl. Prinzl. Hof=Lieferanten in hohem Alter als hochangesehene Persönlichkeit verstorbenen Herrn Josef Weiß, und genießt denselben vorzüglichen Ruf, wie die früher unter ihrer Bewirtschaftung gestandene „Gute Laune". Durch Einrichtung einer „Wald = Schänke" (Schwemme) mit einfacherer Aufmachung und volkstümlichen Preisen ist Herr Weiß den Bedürfnissen des Touristenverkehrs verständnisvoll entgegengekommen. Die übrigen Hotel=Pensionen sind: die am Eingang des Ortes zur Einkehr einladende „Forelle" mit Touristenheim, gegenüber dem Wölfelsfall; dann der nahe dem Sanatorium nach einem vor zwei Jahren erfolgten Brande neu aufgeführte und mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattete „Tyroler Hof" und endlich der weiter

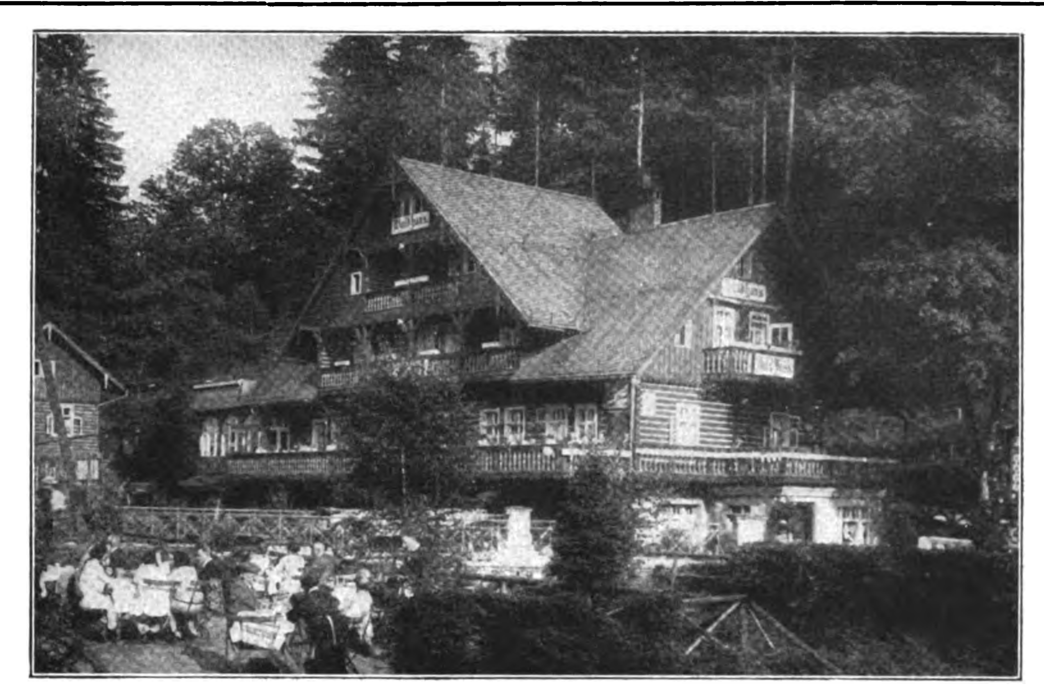
hinten, an der Straße nach dem Schneeberge gelegene „Anna-Hof". Es ist also für die leiblichen Bedürfnisse ausreichend gesorgt. Zur Befriedigung der religiösen Bedürfnisse, auch für die evangelischen Einwohner und Gäste Wölfelsgrunds, wurde unter wohlwollender Begünstigung des Prinzen Friedrich Heinrich von Preußen, der auch eine Sommer-Villa in Wölfelsgrund besitzt, eine protestantische Kirche am Nordabhange des Tales kurz vor dem Kriege erbaut, deren im norwegischen Stile gehaltener Turm sich sehr gut in das Landschaftsbild einpaßt.

So ist aus dem ärmlichen, schwer zugänglichen, einsamen Holzschläger-Dörfchen ein reich anmutender, durch zwei Kunststraßen mit den Eisenbahnstationen Habelschwerdt und Ebersdorf (auf denen von allen Zügen Eisenbahn- bezw. Post-Kraftomnibusse verkehren) verbundener, daher bequem und leicht erreichbarer (von Breslau in 3 Stunden!), von lebhaftem Verkehr durchpulster Kurort geworden, in dem es aber für Ruhebedürftige noch genug einsame Pfade und Winkel gibt!

Was verleiht nun Wölfelsgrund den eigenen Reiz? Zunächst seine unvergleichlich schöne Lage. Am Fuße des Mittel- und Hauptstockes des Glatzer Schneegebirges, das sich im „Großen Schneeberg" zu der respektablen Höhe von 1425 m emporreckt, in einer Seehöhe von durchschnittlich 600 m gelegen, ist der eigentliche Kurort fürsorglich eingebettet in die waldumsäumten Täler zweier echter Gebirgsbäche, des „Buckelwassers" und der „Wölfel", die droben am Urlich bezw. Schneeberg das Licht der Welt erblicken, sich über mächtige Granitblöcke kaskadenartig schäumend und brausend hinabstürzen und sich unten im Grunde (Loch genannt) unter den Augen der malerischen Dorfkirchen fröhlich vereinigen. Die



Eingang von Wölfelsgrund



An der Wölfel

beiden Tälchen sind so tief eingeschnitten und von so hohen Bergen umrahmt, daß man in Wölfelsgrund den Begriff „Wind" nicht kennt. Man kann jederzeit mit einer offenen Wachskerze durch das Freie gehn, ohne daß diese von einem Luftzuge ausgelöscht würde. Daher kommt es, daß im Winter hier in diesem himmlischen Tal einem ein geradezu erstaunliches Wärmegefühl wohlig umfängt, wenn „draußen" Frost und Eiswind die Menschen beuteln. Umgekehrt herrscht im Sommer eine erfrischende Kühle, wenn „draußen" alles vor Hitze verschmachtet. Denn die Sonne verweilt sich in diesen lauschigen Tälern nicht sehr lange, im Winter kaum ein paar Stunden. Das würde eine „Schattenseite" Wölfelsgrunds sein, wenn nicht die umliegenden, leicht ersteigbaren Anhöhen und vor allem der in 15—20 Minuten auf der ebenen Straße erreichbare Ausgang des Grundes, vor dem sich die weite sonnige Hochebene der oberen Grafschaft auftut, genug Gelegenheit böten, sich gehörig belichten zu lassen.

Der zweite Reiz von Wölfelsgrund ist der „Wölfelsfall". Die durch Aufnahme des Buckelwassers verstärkte und zu einem schon recht ansehnlichen Flüßchen gewordene Wölfel stürzt sich hier 25 m tief kopfüber in eine von hochragenden, zerklüfteten, grauen Felsen gebildete Schlucht von wildromantischer Schönheit. Schon trainiert durch die zahllosen Sätze über mehr oder weniger hohe Felsgeschiebe, bedarf sie nicht erst einer Atempause, in der sie sich einspannen lassen muß, sondern ohne Furcht, frisch, fröhlich und frei wagt sie in ungestümer Jugendkraft den jähen Kopfsprung in das kleine wirbelnde Wasserbecken, das tief unten im Grunde die triefenden Arme breitet, um die kühne Springerin aufzufangen. Es ist ein prachtvolles Schauspiel, das anzustaunen man nicht müde wird, diese in Schaum, Gischt, Wasserperlen und feine Nebelschleier aufgelösten Fluten, zumal das ohrbe-

täubende Tosen und Brüllen aufgepeitschter Naturstimmen eine erschütternde Musik dazu macht. Unten angekommen, erwartet die Wölfel neue Arbeit: Mühsam muß sie sich durch eine klammartige Felsenschlucht 300 m lang durchwinden, ehe sie freieres Land gewinnt. Der Blick in diesen engen Gesteinsschlitz, in dem tief unten die Wasser der Wölfel quirlen und glitzern, ist märchenhaft, besonders wenn die sinkende Sonne ihre letzten Strahlen, verbrämt mit den Gluten des Abendrots, hineintaucht zum Abschiedskuß. Bald aber stellt sich der jungen Maid ein neues Hindernis entgegen, diesmal aufgetürmt von Menschenhand: die aus kolossalen Granitblöcken zusammengefügte, unten 19, oben 3 m breite, 108 m lange und fast 30 m hohe Sperrmauer der Talsperre. Letztere hat ein Fassungsvermögen von nur 1 Million cbm Wasser. Sie muß daher zu gewöhnlichen Zeiten leer gehalten werden, da sie sonst bei stärkeren Regenfällen ihre Aufgabe, größere Wassermengen zurückzuhalten, nicht erfüllen könnte. Schade! Das angefüllte Wasserbecken der Talsperre bietet, die umliegenden waldbedeckten Berge widerspiegelnd, einen berauschenden Anblick.

Kurz hinter der Sperrmauer erreicht die Wölfel beim Sanatorium „Urnitzmühle" die Ebene. Hier ungefähr entstand in vorgeschichtlichen Zeiten der Wölfelsfall durch eine urgewaltige Naturkatastrophe: die vorher etwa in der Höhe des Urnitzberges und der Steinberge bei Langenau sich ausbreitende Hochebene der oberen Grafschaft brach durch unterirdische Erdbewegungen um einige hundert Meter ein, was zur Bildung des sogenannten „Neißegrabens" und der den hohen Randgebirgen der städtischen Grafschaft so anmutig vorgelagerten, niedrigeren Vorberge führte. Am Rande des Einbruches bildete sich naturgemäß eine Stufe und über diese stürzte nun die Wölfel hinunter in die plötzlich tiefer gelagerte Hochebene, die sie vordem ohne „Fall" bis zur Neiße durchflossen hatte. Im Laufe von mehreren Jahr-Millionen, die diesem furchtbaren Naturereignisse folgten, hat die Wölfel ihren „Fall" durch Abschleifen des

Wölfelsfall im Winter

Stufenrandes immer weiter zurückverlegt und dabei selbst jene Klamm in den Fels geschnitten, durch die sie sich jetzt mühsam durchwinden muß.

Die dritte und letzte Anziehungskraft von Wölfelsgrund liegt aber darin, daß es die bequemste Eintrittspforte zum Gebirge im allgemeinen und zum „Großen Schneeberg“ im besonderen darstellt. (2—2½ Stunden.) Es wird nur selten einen Berg von gleicher Höhe (1425 m) geben, der so leicht und auf so vielen Anstiegswegen zugänglich ist, wie der „Große Schneeberg“ mit seinem, einen unbegrenzten Rundblick bietenden, vom Glatzer Gebirgsverein vor etwa 25 Jahren erbauten „Kaiser-Wilhelm-Turm“. Ist er doch sogar wiederholt schon zum Zielpunkt von Motorrad-Renn-Wettfahrten gemacht worden! Mit Gefährten aller Art und zu Fuß ist er ohne besondere Anstrengung erreichbar, und im Winter bietet er ohne Unterbrechung mit seiner ausdauernden Schneelage ein selten günstiges Feld für die Ausübung von Wintersport aller Art. Zwei tadellos bewirtschaftete Gaststätten, die preußische „Schweizerei“ und die ehemals österreichische, jetzt zum Gebiet der tschechoslowakischen Republik geschlagene „Prinz-Lichtenstein-Baude“, gewähren gute Verpflegung und preiswerte Unterkunft. Kein Wunder, daß sich zur Winters- wie Sommerszeit Scharen von naturfreudigen und sportlüsternen Besuchern beiderlei Geschlechts auf dem geduldigen breiten Rücken dieses aus festem Urgestein (Granit) gefügten Bergriesen tummeln. — Der reizvollste Punkt in der näheren Umgebung von Wölfelsgrund ist aber unstreitig der in einer knappen Stunde ohne allzugroße Mühe ersteigbare Aussichtsort „Maria Schnee“ am „Spitzberge“. Von hier bietet sich ein unbeschreiblich schöner Blick in das sich auftürmende Hochgebirge und über die an holder Anmut unübertreffliche Grafschaft Glatz. Dazu gibt das an dieser einzigartigen Stätte errichtete Wallfahrts-Kirchlein „Maria zum Schnee“ dem Ort eine besondere weihevolle Stimmung, der sich auch weniger fromme Gemüter nicht leicht entziehen werden. Unzählig sind daher die mehr oder



Schutzhütte
auf dem Großen Schneeberge
mit Kaiser-Wilhelm-Turm



Schneebergturm und Lichtensteinhaus

weniger tief empfundenen Gedichte, die dieser gottbegnadete Fleck Erde in lyrisch veranlagten Gemütern ausgelöst hat. Es sei dem Verfasser gestattet, hier ein eigenes einzufügen:

Es gibt kein'n schönern Ort zum Beten
Wie's Kirchlein zu Maria Schnee:
Es ist, als könnt' man näher treten
Zu Gott auf dieser lichten Höh!
Der Wälder geisterhaftes Singen
Entrückt die Seele dieser Welt
Und trägt sie wie auf Äthers-Schwingen
Hinan zum nahen Himmelszelt.

Und drunten leuchtet Gottes Wunder!
Wie küß ich fromm die Schöpferhand,
Die segnet allzeit und jetzunder
Das herrgottsliebe Glatzer Land. —

Daß zwei Gast- und Logierhäuser („Zur schönen Aussicht" und „Zu Maria Schnee") auch für leibliche Freuden und Hochstimmungen sorgen, ist trotzdem kein Fehler, und mancher fand erst spät seinen Weg zurück ins Tal.

Jetzt funkeln die Sterne,
Schier erreichbar der Hand —
Ich schau wie vom Himmel
Auf das Grafschafter Land.
Da saß ich und träumte
Wohl bis tief in die Nacht —
Und hab' mich nur zögernd
Auf den Heimweg gemacht.

So stellt sich der Luftkurort Wölfelsgrund tatsächlich als einen der Glanzpunkte der schönen Grafschaft Glatz dar und läßt wohl verstehen, weshalb sein Lob immer heller hinausklingt in alle Welt.

Das Glatzer Land und die deutsche Dichtung

Von Prof. Dr. Paul Klemenz-Breslau.

Kaum irgend eine Tatsache ist so geeignet, die Kultur des Glatzer Landes als ein Produkt deutschen Geistes und deutscher Art zu erweisen, als der Anteil, den dieses immerhin durch physische, politische und wirtschaftliche Verhältnisse jahrhundertelang von den Nachbargebieten ziemlich abgeschlossene Land an der deutschen Dichtung genommen, und das Verhältnis, in dem seine Dichtung zu den jeweils herrschenden literarischen Richtungen gestanden hat.[1] Daß hier wie in dem ganzen später so liederfrohen und dichterreichen Schlesien bis zum Ende des 13. Jahrh. nichts von literarischer Tätigkeit zu spüren ist, erklärt sich ja von selbst durch die bekannte Tatsache, daß alle diese ostelbischen Gebiete erst kurz vorher, also weit später als die west- und süddeutschen Gaue, der deutschen Kultur erschlossen wurden, wobei hinsichtlich Schlesiens und der Grafschaft Glatz m. E. daran festzuhalten sein wird, daß die seit Mitte des 13. Jahrh. so auffällig in die Erscheinung tretende Germanisierung weit mehr durch eingewanderte Kolonisten, als durch die neuerdings so stark betonten Einflüsse der bodenständigen Bevölkerung und binnenländischen Kolonisation erfolgt ist.

Während nun aus der Zeit der, wenn auch dünnen, so doch mehrere Jahrhunderte andauernden tschechischen Besiedlung außer einigen Denkmälern böhmischer kirchlicher Kunst keinerlei Spuren sonstiger geistiger Kultur erhalten oder bezeugt sind, tritt uns kurze Zeit nach Gründung oder Wiedererneuerung deutscher Ortschaften im Landecker Bezirk, wo auch die erste urkundlich bezeugte deutsche Ansiedlung der Grafschaft liegt, nämlich Schreckendorf (1264), ein mittelhochdeutscher Dichter **Dietrich** entgegen, der als der älteste Dichter des Glatzer Landes, wenn nicht Schlesiens überhaupt[2] anzusprechen ist, wenn er auch höchstwahrscheinlich kein Eingeborener war, sondern entweder aus mitteldeutschem oder bayrisch-allemanischem Sprachgebiet eingewandert zu sein scheint. Und ziemlich gleichzeitig empfing der aus dem benachbarten Frankenstein stammende Johannes, Verfasser einer religiösen Dichtung, die er in Wien i. J. 1300 vollendete, vielleicht in Glatz in der Schule der Johanniter, deren Orden er angehörte, seine erste Ausbildung.

Diesen Dietrich nun, der in zwei Handschriften seiner Verserzählung ‚der borte' als „Dietrich von der Glezze" bezeichnet ist, nannte sein erster Herausgeber von der Hagen ‚Dietrich von Glatz', weil er auf die Erwähnung des Ortsnamens Weidenau (Österr.-Schles.) gestützt, Glezze mit Glatz gleich gesetzt hatte, und als solcher figurierte er Jahrzehnte

---

[1] Bei dem mir zur Verfügung stehenden Raume kann ich nur in großen Zügen eine Übersicht der heimatlichen Dichtung geben und werde daher gelegentlich auf meine eingehendere Behandlung dieses Gegenstandes verweisen, die unter dem Titel „Der Anteil der Grafschaft Glatz an der deutschen Literatur" in den „Blättern f. Gesch. u. Heimatkunde der Gr. Gl." (Bd. I. 1907—10) Arnestusdruckerei Glatz und als Sonderdruck (vergriffen) ebendas. 1911 erschienen ist.

[2] Die bisherige Ansicht, dies sei Herzog Heinrich IV. von Breslau († 1290), ist neuerdings sehr erschüttert worden.



lang in der deutschen Literaturgeschichte[3], bis der Verfasser dieses Aufsatzes und R. O. Meyer (Königsberg) unabhängig von einander feststellten, daß Glesse oder wohl richtiger Klesse zu lesen ist,[4] so daß, da dieser Name mit der Gegend des heutigen Klessenbach, Nebenfluß der Mohre, und Klessengrund zusammenhängt, die Zugehörigkeit Dietrichs zur Grafschaft außer Zweifel steht. Mit ‚der Klesse', die — freilich erst 1347 — unter den Besitztiteln der Herrschaft Karpenstein genannt wird, ist vielleicht ein Eisenwerk (Pochhammer) in dem 1346 erwähnten, dann wohl untergegangnen Dörfchen Moraw gemeint, nordwestlich von dem später hier gegründeten Altmohrau, das noch 1618 auch Klessenmohrau hieß, jedenfalls ein Wohnsitz in diesem frühzeitig germanisierten Talboden. Dietrich v. d. Klesse dürfte nach anderweitigen urkundlichen Feststellungen zwischen 1280—1296 seine schwankartige Dichtung ‚der borte', mhd. Ausdruck für Gürtel, verfaßt haben, in der er in nicht ungewandter Darstellung die etwas heikle Erprobung der ehelichen Treue eines schwäbischen Ritters Konrad und seiner Frau behandelt, ein schon in andrer Weise im Altertum (Ovid u. a.) und der italienischen Literatur behandelter Stoff, den ihm vielleicht sein Gönner, der am Schluß genannte Vogt Wilhelm von Weidenau vermittelte.

Wenn so diese im Glatzer Lande entstandene Dichtung eine Verbindung mit der höfisch-ritterlichen Dichtung des 13. und 14. Jahrh., die besonders auf oberdeutschem Sprachgebiete blühte, herstellt, so steht Johannes von Wünschelburg, der als ältester Grafschafter wissenschaftlicher Schriftsteller auch genannt zu werden verdient, in enger Beziehung zu dem Aufblühen der gelehrten Studien an den neugegründeten Universitäten Deutschlands. Geboren um 1380 in Glatz und 1404 als Geistlicher in Habelschwerdt wirkend, gehört er 1409 zu den 46 Professoren bezw. Magistern, welche von Prag an die neue Universität Leipzig gekommen waren. Er wurde dann Stadtpfarrprediger in Amberg (Oberpfalz) und verfaßte eine Anzahl theologischer Schriften.[5]

Inzwischen war mit dem Niedergang der Dichtung die Pflege der Poesie längst aus den Händen der Ritter in die der nach bestimmten Regeln dichtenden Handwerker gelangt, und unter den nicht grade zahlreichen schlesischen Vertretern dieses sogenannten Meistersanges sind auch zwei Glatzer Meistersinger zu nennen, so zunächst Hieronymus Linke (Linck), Kürschner und Briefmaler (d. i. gewerbsmäßiger Schreiber von allerhand mit Malereien verzierten Schriften), der wohl im ersten Viertel des 16. Jahrh. in Glatz geboren wurde und dort sein Handwerk betrieb, bis er als Anhänger der Sekte der Wiedertäufer und Schwenkfeldianer, die zwischen 1545—50 zahlreich aus der Grafschaft vertrieben wurden, wahrscheinlich nach Sachsen auswanderte, wo er 1557 in Zwickau nachgewiesen ist. Später scheint er sich in Nürnberg, Augsburg und Wien aufgehalten zu haben. Die von ihm herrührenden

---

[3]) Noch der Berliner Literat Richard Zoozmann, der den ‚Borte' 1921 ins Neuhochd. übertrug, nennt ihn Dietrich von Glatz.

[4]) Neuerdings hat Geh. Justizr. Adalb. Hoffmann im Anschluß an seine Übersetzung des Dietrichschen Epos nachzuweisen gesucht, daß nicht Klesse sondern Glesse bezw. Gläße die richtige Form sei, die abgekürzte Bezeichnung einer Glashütte, und daß Dietrich — vielleicht als Vorsteher — sich nach einer solchen Glashütte benannt habe, die etwa zwischen Schreckendorf und Seitenberg lag und später einer öfters erwähnten Eisenhütte Platz machte; vergl. über diese und andre auf die Herkunft, Quelle und Sprache, Dietrichs bezügl. Fragen Glatzer Heimatbl. Jahrg. 10, Heft 3/4 und 11, H. 4 sowie Volkmer — Festschrift. Habelschw. 1921.

[5]) Vergl. über ihn Dr. Jos. Schmidt in der Volkmer-Festschrift (Habelschw. 1921), S. 32—44.

[6]) Vergl. Klemenz, Der Anteil usw. S. 287—98.



teils gedruckt, teils handschriftlich überkommenen Dichtungen, etwa 6 bis 7 Meistergesänge meist religiösen Inhalts und drei dramatische Stücke, erweisen ihn nicht als einen Dichter von Gottes Gnaden, sondern zeigen vielmehr alle die Fehler und Mängel, welche die Leistungen der meisten Meistersinger überhaupt kennzeichnen; insbesondere gilt dies von den Dramen, die zumeist aus langweiligen Gesprächen ohne Handlung bestehen und von dichterischer Phantasie keine Spur zeigen. — Von dem anderen Landsmann Linkes wissen wir nur, daß er sich Peter von Glatz nannte, Tuchmachergesell war und 1588 eine religiöse Dichtung verfaßte.

Weit mehr kommt jene literarische gelehrte Richtung, wie allenthalben, so auch in der Grafschaft zum Ausdruck, die, vom Humanismus ausgehend und durch gewisse Reformatoren gefördert, infolge des intensiven Betriebes der klassischen Sprachen an den gelehrten Schulen ihre Zöglinge befähigte, lateinische und griechische Verse zu machen, so daß es für die Theologen, Juristen, Ärzte und dergl. gradezu Modesache wurde, bei allerhand Gelegenheiten lateinische, inhaltlich oft minderwertige Gedichte zu verfassen. Unter den zahlreichen dichtenden Lehrern an den lateinischen Schulen zu Glatz, Habelschwerdt und Mittelwalde, meist Geistliche der augsburgischen Konfession, nenne ich den Rektor der Glatzer (protestantischen) Ratsschule, Andreas Calagius (1605—1607), Kaiserlich gekrönter Poet, und Johannes Gebhard aus Habelschwerdt, später Prorektor des Breslauer Elisabetans, weil beide auch in deutscher Sprache dichterisch tätig waren.

Wenn dagegen das im 16. und 17. Jahrh. in gewissen Gegenden und Städten Schlesiens so eifrig gepflegte geistliche Kirchenlied in unserem Gebiete kaum einen Vertreter fand — es ist dies der aus Neurode stammende Tobias Tzeutschner, Organist an der Magdalenenkirche zu Breslau (1620—75), Verfasser mehrerer geistlicher Lieder — so liegt dies eben an den konfessionellen Verhältnissen, da ja ein großer Teil der Grafschafter Bevölkerung nur vorübergehend zur evangelischen Lehre sich bekannte. Während ferner in dieser Zeit z. B. in der Nachbarstadt Frankenstein zwischen 1580 bis 1624, also bis zur Gegenreformation öfters dramatische Aufführungen von biblischen Stücken und gelehrten Schuldramen stattfanden, hören wir in Glatz nichts davon, dagegen wissen wir von 4 bis 5 derartigen größeren Aufführungen in Habelschwerdt.

Als dann, wie bekannt, im 17. Jahrh. Schlesien die literarische Führung in Deutschland an sich riß, wählten noch manche der sich zur sogenannten schlesischen Dichterschule Zählenden nach dem Beispiele ihres verehrten Hauptes und Vorbildes Martin Opitz neben der deutschen die lateinische Sprache zum Ausdruck ihrer Dichtungen. Dies tritt ganz auffällig hervor bei Georg Gloger (geb. 1603 in Habelschwerdt), dem vertrautesten Freunde des bekannten Paul Fleming während ihrer medizinischen Studien in Leipzig, wo Gloger schon 1631 starb, im Begriff, sich als Dozent zu habilitieren. Von den etwa 75 hinterlassenen Gedichten sind die Mehrzahl lateinisch; die deutschen stehen an dichterischem Wert weit unter denjenigen seines Freundes Fleming, der ja bekanntlich ein Dichter von tiefem Empfinden war.

Die deutsche Dichtung im Glatzer Lande zeigt dann im 17. u. 18. Jahrh. eine große, über einen langen Zeitraum sich erstreckende Lücke, deren Ursachen noch nicht ganz aufgedeckt sind. Der Niedergang der gelehrten Schulen in den kleineren Städten verminderte die Zahl der humanistisch Gebildeten; die Drangsale und Nachwirkungen des Dreißigjährigen



Krieges waren poetischer Beschäftigung nicht hold, und an der Hauptpflanzstätte höherer Bildung, dem 1597 bezw. 1602 begründeten Jesuitengymnasium zu Glatz, wurde unter Vernachlässigung der deutschen die lateinische Sprache und Poesie bevorzugt; allerdings wurden neben den dramatischen Aufführungen lateinischer Stücke bisweilen auch solche in deutscher Sprache gegeben.

Und so kommen wir rasch zum Ende des 18. Jahrh., wo die von Männern wie Lessing und Herder angebahnte sogen. klassische Kunstrichtung, die neben der Verehrung des klassischen Altertums doch auch in national deutschem Sinne wirken sollte, Anklang und Nachahmung in den Werken zweier der Grafschaft entsprossenen Männer fand. Otto Graf von Haugwitz, geb. 1767 in Pischkowitz bei Glatz, auf dem Gymnasium und der Hochschule der Jesuiten in Breslau vorgebildet, wurde hauptsächlich durch Klopstocks Lyrik zu ähnlichen Erzeugnissen veranlaßt, doch zeigen seine etwas kühlen, reflektierenden Gedichte auch Anklang an die Schiller'sche Gedankenlyrik und die Sentimentalität eines Hölty und Matthison. Freie Bearbeitungen lateinischer Dichter beweisen, daß er auch zur Antike in innerem Verhältnis stand. Er starb 1843 in Johannisberg.

Friedrich Wilhelm Riemer aus Glatz, geb. 1774, Sohn eines Militärbeamten, hat seinen Namen hauptsächlich dadurch bekannt gemacht, daß er als Hauslehrer und Sekretär im Hause Goethes in Weimar ein von Goethe sehr geschätzter Teilnehmer an seinem geistigen Schaffen wurde. Seine gründliche Kenntnis der alten Sprachen befähigte ihn, Goethe bei dessen Altertumsstudien, bei der metrischen Ausfeilung und der Herausgabe seiner Werke so zu unterstützen, daß dieser ihn sehr vermißte, als er Lehrer am Weimarer Gymnasium und dann Bibliothekar wurde. Riemer starb 1845 als Großherzogl. Geh. Hofrat und Oberbibliothekar und hinterließ außer wissenschaftlichen Werken mehrere Gedichtsammlungen und 2 Bände „Mitteilungen über Goethe" (1841). Seine Dichtungen, teilweise stark von Goethe und Schiller beeinflußt, zeichnen sich oft mehr durch metrische Gewandtheit als Gedankentiefe aus.

Der für weite Volkskreise zu hohen klassischen Dichtung stand eine ziemlich seichte Unterhaltungsliteratur gegenüber, die sich auch bei uns u. a. in den Romanen des Breslauer Akzisamts-Kassierers Karl Josef Krebs (geb. 1771 in Albendorf) widerspiegeln, der unter dem Namen Fabian Spaßvogel schrieb, aber von Zeitgenossen scharf kritisiert wurde. Weit besser sind die Novellen und Erzählungen von Wilhelm von Studnitz, der viele Jahre in Schlegel und Mittelwalde wirkte und 1840 als Obersteuerinspektor in Cottbus starb. Schon bei Studnitz spielen einzelne seiner in den damals beliebten Almanachen und Taschenbüchern veröffentlichten Erzählungen in der Grafschaft Glatz selbst, und so nimmt nun das Grafschafter Schrifttum immer öfter eine lokale Färbung an, ohne noch zur eigentlichen Heimatdichtung zu werden, sei es, daß man die Naturschönheiten des Ländchens in Vers und Prosa schildert, seine Sagen erzählt oder die physischen und wirtschaftlichen Zustände darlegt. In erster Hinsicht denke ich da an die poetischen Reisebeschreibungen des Breslauer Justizkommissars Karl Vater aus Habelschwerdt — sein Bruder Wilhelm war der erste Bürgermeister von Glatz — oder die Gebirgsschilderungen von W. Klambt in Neurode, dem Begründer des bekannten „Hausfreunds"; in letzterer an die vielgelesenen „Briefe über die Grafsch. Glatz" (1823) von Christian Gottl. Hallmann, der über ein Menschenalter in Habelschwerdt als Rendant und Bürgermeister wirkte († 1831) und in seinen unvollen-



deten ‚Glatzer Gesängen' anscheinend eine Gesamtschilderung des Landes geben wollte. Den Genannten gebührt im Verein mit einigen Breslauer Reiseschriftstellern das Verdienst, die touristische Erschließung der Grafschaft angebahnt zu haben.

In diesen ersten Jahrzehnten des 19. Jahrh. schrieb auch der Vater der Glatzer Dialektdichtung, Wilhelm Schönig aus Mittelwalde und dort als Buchhalter angestellt, seine „Glätzischen und hochdeutschen Gedichte", in denen er die Gemütswelt und Lebensgewohnheiten des bäuerlichen und kleinbürgerlichen Grafschafters anschaulich schilderte. Eine Ausgabe seiner Gedichte erfolgte erst nach seinem Tode durch August Kastner aus Raiersdorf bei Landeck, † 1872 als Gymnasialprofessor in Neisse, der sich auch selbst dichterisch in epischen (Gläzische Sagen) und dramatischen Dichtungen versuchte, aber erfolgreicher in seinen Werken zur schlesischen Geschichte war.

Die romantische Dichtung scheint merkwürdigerweise in unserem Gebiete keinen zur Nachahmung anregenden Einfluß ausgeübt zu haben, wenn auch bei Kastner ab und zu sich romantische Anklänge finden, dagegen erfaßten die darauf folgenden Wogen der politischen Tendenzdichtung des sogen. ‚jungen Deutschland' auch hier mehrere freiheitsliebende Köpfe, unter ihnen den aus Habelschwerdt stammenden Titus Ullrich, einen Enkel Hallmanns, dessen episch-didaktische Dichtungen ‚Das Hohe Lied' (1845) und ‚Viktor' (1847) ganz die etwas phantastischen Freiheitsideen der damaligen Zeit widerspiegeln. Weit reifer sind die späteren Dichtungen und Prosawerke Ullrichs, der nach längeren Reisen fast 30 Jahre als Kritiker und Dramaturg an den Königl. Schauspielen in Berlin wirkte und 1891 als Geh. Intendanturrat starb. Die ‚Kritischen Aufsätze' und ‚Reisestudien' des feinsinnigen Kunstschriftstellers gab R. Genée nach seinem Tode heraus. (1894.)

Wie T. Ullrich, so gehörten auch manche andre eigentlich nur durch Geburt der Grafschaft an, so daß sie kaum als heimatliche Dichter bezeichnet werden können; umgekehrt stand der Nicht-Grafschafter Karl von Holtei in engen und vielseitigen (auch verwandtschaftlichen) Beziehungen zum Glatzer Lande (Grafenort, Reinerz u.a.), wo er so oft weilte, wo er seine ersten mundartlichen Gedichte schrieb und wo ihm Plan und Gestaltung seines Romans ‚Christian Lammfell' erwuchsen.

In der Zeit nach der Mitte des 19. Jahrh. weist die im Glatzer Lande oder außerhalb von Grafschafter Landsleuten geschaffene Dichtung ein etwas buntscheckiges Bild auf, wie auch in der deutschen Literatur überhaupt eine herrschende Strömung damals sich kaum wahrnehmen läßt; neben einigen religiösen und epischen Dichtungen ist es besonders die Jugend- und Volksschriftstellerei, die von mehreren Vertretern des hierzu ja durch Beruf und Stellung besonders berufenen Lehrerstandes gepflegt wird. Als Organ diente ihnen die treffliche Zeitschrift „Der Feierabend", begründet von Anton Linke (aus Kessel bei Lewin) und fortgeführt von Aug. Gellrich (aus Schlegel), die beide in Landeshut Lehrer waren. Insbesondere aber machte sich Adam Langer (geb. 1836 in Konradswalde, dort bis 1888 als Hauptlehrer wirkend und hochbetagt 1919 in Landeck gest.) auf diesem Gebiete durch eine Reihe von Erzählungen, belehrenden Schriften, Unterhaltungsbüchern u. dergl. verdient; sein Bauernroman ‚Der Prozeßgeist' und seine ‚Erinnerungen' haben auch kulturgeschichtlichen und volkskundlichen Wert. Sein Werk setzte hauptsächlich Paul Frieben fort, der aus Verlorenwasser stammend lange Zeit Lehrer in Königshütte war und noch heute als Heimatdichter sich betätigt. — Im übrigen erschienen etwa

zwischen 1870 und 1900 eine Anzahl Gedichtsammlungen, in denen neben erzählenden Gedichten hauptsächlich jene Wald-, Blumen-, religiöse, Vaterlands- und Liebeslyrik vertreten ist, die damals allenthalben sich breit machte, farb- und saftlose, bisweilen modern realistisch angehauchte Erzeugnisse, die von nicht überdurchschnittlichem Talente zeugen. Ein Bändchen ‚Glatzer Feldblumen' von Adam Langer, „Gedichte" und ‚Bunte Blumen' von Alois Seichter, Gymnasiallehrer in Glatz, u. a.[7] sind hierfür typisch. Weit über dem Durchschnitt stehen die 1901 erschienenen „Sonnenlieder" des leider so früh (1908) verstorbenen Marinestabsarztes Emil Stephan, geb. 1872 in Glatz.

Dieser, wie gesagt, im ganzen etwas farblosen Lyrik stellt sich nun um die Wende des 19. und 20. Jahrh. eine sich bewußt an das Glatzer Land anlehnende Heimatsdichtung gegenüber, deren Vertreter aus ihrer genauen Vertrautheit mit Land und Leuten diese mit mehr oder weniger Realismus und häufiger Verwendung der heimischen Mundart, um deren wissenschaftliche Erforschung sich Friedr. Gräbisch in Glatz verdient gemacht hat, zum Gegenstand ihrer Dichtung machen. Ihre Erzeugnisse sind freilich an Wert ungleich, oft nur auf humoristische Wirkung berechnet, aber durchweg von warmer Heimatliebe durchzogen. Aus der großen Anzahl solcher Heimatdichter kann ich nur einige hier anführen, die besondere Hervorhebung verdienen:

Paul Frieben, Hermann Schmidt († 1923); Robert Karger (geb. 1874 in Hohndorf, Lehrer in Neurode), wohl der fruchtbarste und gediegenste mundartliche Dichter, der sich auch als Begründer und Schriftleiter zweier verbreiteter Grafschafter Volkskalender verdient machte; Paul Futter (Sanitätsrat in Habelschwerdt), mit Karger und Frieben wohl einer der besten Kenner der Grafschafter Volksseele, Bruno Neugebauer u. a. Einen etwas höheren Aufschwung nahm der 1917 verstorbene Gymnasialprofessor Viktor Teuber in Glatz (geb. 1865 in Wünschelburg), der seine aus tiefer Heimatliebe erwachsenen Dichtungen, darunter ein Roman „Wir von der Grenze", auch kulturgeschichtlich zu vertiefen suchte.[8]

Aber sie alle überragt das größte und tiefste dem Glatzer Lande entsprossene Talent, das viele Jahre lang unbeachtet im heimischen Gebirgsdorfe schaffend sich zu einem großen deutschen Dichter und einem der bedeutendsten epischen Dichter überhaupt entwickelt hat: **Hermann Stehr**; geb. 16. 2. 1864 zu Habelschwerdt, zuerst Lehrer in Pohldorf, Kr. Habelschw., dann in Dittersbach bei Waldenburg, seit 1913 als Schriftsteller in Warmbrunn noch rüstig schaffend. In seinen ersten Novellen (Der Graveur, Meicke der Teufel u. a.) von dem Naturalismus eines Gerhart und Carl Hauptmann beeinflußt, erhob er sich bald zu eigner Kunst- und Lebensanschauung, behandelte mit staunenswertem psychologischen Tiefblick die schwierigsten Schicksals- und Weltanschauungsprobleme, mit erschütternder Kraft der tragischen Darstellung (Der Schindelmacher, Der begrabene Gott) und unterstützt durch eine sich immer mehr vervollkommnende sprachliche Technik. Von pessimistischer Behandlung der Schattenseiten des Lebens erhob er sich zur Lebensbejahung in seinem autobiographischen Roman „Drei Nächte" und erreichte seinen Höhepunkt in dem tiefangelegten Roman „Der Heiligenhof" (1918) und in ‚Peter

[7]) Vergl. Klemenz, Literatur der Landes- und Volkskunde (1924) Anhang, S. 62—63.

[8]) Vergl. Klemenz, Anteil usw. S. 422—24 und die Ausgabe der Gedichte Teubers von Klemenz und Moser. Mittelwalde 1922.



Brindeisener' (1924). Auch Stehr schildert öfters Grafschafter Land und Menschen, aber diese wachsen als Träger tiefer Probleme über ihre Umgebung hinaus zu allgemein menschlichen Typen. Stehrs Bedeutung kam bei der großartigen Feier seines 60. Geburtstages in ganz Deutschland und darüber hinaus zum Ausdruck; auch die Grafschafter Heimat hat ihren großen Sohn entsprechend geehrt.[9]

Neben den Männern waren und sind auch Frauen dichterisch und schriftstellerisch tätig; unter ihnen hat sich Anna Bernard (geb. 1865 in Neisse, lebt in Kudowa) als feinsinnige Verfasserin heimatlicher Skizzen, preisgekrönter Novellen und Romane einen ehrenvollen Platz errungen und sich geschickt auch in die geschichtliche Vergangenheit unseres Grenzlandes („Am Landestor") einzuarbeiten verstanden. Auch die lyrischen Gedichte von Marie Karker, Lehrerin in Landeck, möchte ich nicht unerwähnt lassen.

An den Schluß unserer Übersicht können wir noch einen echten Dichter stellen, der durch seine ein ganz neues Gebiet dichterischen Schaffens darstellenden Werke Aufsehen und Bewunderung erregt und so ebenfalls seine Grafschafter Heimat und sein Heimatsdorf Schlegel, das in seinen Dichtungen eine große Rolle spielt, in allen deutschen Gauen bekannt und berühmt gemacht hat. Der ehemal. Professor der kathol. Theologie an der Universität Breslau, **Joseph Wittig** (geb. 1879 in Neusorge bei Schlegel), der auch zahlreiche wissenschaftliche Werke schrieb, bietet in seinen durchweg auf religiösem Gedankeninhalt aufgebauten Skizzen, Erzählungen und seinem Hauptwerk „Jesu Leben in Palästina, Schlesien und anderswo" (1924) eine eigenartige Verknüpfung religiöser Tatsachen und Probleme mit innerlich und äußerlich Erlebtem, insbesondere mit seinem in engsten Zusammenhang mit seiner heimatlichen Umgebung gebrachten Entwicklungsgange. Seine frische, volkstümliche, und doch ganz subjektive Art der Darstellung, wo tiefer Ernst mit schalkhaftem Humor sich verbindet, übt die tiefsten Wirkungen aus. Außer den Sammlungen „Herrgottswissen von Wegrain und Straße" und „Die Kirche im Waldwinkel" nenne ich sein neuestes durch treffliche Photographien von Marx illustriertes echtes Heimatbuch: „Das schöne Glatzer Land" (1925), dessen Erwähnung einen passenden Abschluß bilden möge.

So zeigt das sangesfrohe kerndeutsche Glatzer Land, in welchem auch das Volkslied stets eine eifrige Pflege gefunden hat, eine Fülle von kleinen, mittleren und großen dichterischen Talenten, so daß es manchem anderen poesiereichen deutschen Gau an die Seite treten und den Anspruch erheben darf, auch seinen nicht unbedeutenden Anteil zur Förderung geistiger Kultur beigetragen zu haben.

NB. Die reiche wissenschaftliche, touristische, volkskundliche u. dergl. Literatur über die Grafschaft Glatz kam bei dem behandelten Thema nicht in Betracht; über sie gibt, oft als Ergänzung der vorstehenden Ausführungen, Aufschluß das bibliographische Buch: Die Literatur der Landes- und Volkskunde der Grafsch. Glatz von Prof. Dr. Paul Klemenz (Glatz, Arnestusdruckerei 1924. 74 S.).

[9] Aus der reichen Literatur über H. Stehr hebe ich die Bücher von Helmut Wocke, H. St. und sein Werk, Berlin 1923, und Wilh. Meridies, H. St., sein Werk und seine Welt, Habelschw. 1924, hervor; sein Verhältnis zur Grafschaft habe ich in d. Glatz. Heimatbl., 10. Jahrg., Heft 1/2, darzustellen versucht.



Volkstum in der Grafschaft Glatz

Von Oberstudienrat Dr. Joseph Klapper in Breslau.

Ein Blick auf die Karte läßt fast sämtliche Siedlungen der Grafschaft Glatz als organische Einheit erkennen; Städte da, wo wirtschaftliche Knotenpunkte entstehen mußten, langgestreckte deutsche Siedlungsdörfer überall, wo sie nur möglich waren, Streusiedlungen bis hinauf in Höhen, wo sich die Füchse ‚Gute Nacht' sagen. Alles Bauernland ausgenutzt. Wie das Siedlungsbild reden die Ortsnamen von einheitlichem Vorgehen. Überall deutsche Namen; nur bisweilen wird Blick und Gehör gestört; Reste von Rundlingsdorfanlagen fallen auf, und wo solche äußere Kennzeichen dem ungeschulten Auge nicht mehr merklich sind, redet aus der deutsch gewordenen Anlage noch ein slawischer Klang: Birkwitz, Pischkowitz, Labitsch, Hassitz, Coritau, Soritsch, Piltsch, Plomnitz, Camnitz, Lomnitz, Weistritz, Raumnitz, und ein paar andere Namen sprechen von slawischer Frühbevölkerung, wie ja auch die Hauptstadt Glatz aus jener Frühzeit den Namen behielt. So haben die zu Ottokars II. Zeit einwandernden Mitteldeutschen auch Umsiedlungen vorgenommen und sind wohl nicht durchaus von slawischen Bluteinschlägen frei geblieben. Aus solchen Grundlagen ergab sich ein deutsches Siedlungsland mit einem Volke, dessen Sonderart bei den trennenden Berggrenzen stärker als die der übrigen einstigen Stammesgenossen der deutschböhmischen, österreichisch-schlesischen und Leobschützer Landschaft gewahrt bleiben mußte; Nachsiedlungen späterer Zeit aus Schlesien haben daran kaum etwas ändern können. Daß aber das so abgegrenzte Völkchen nicht erstickte, dafür sorgten politische Beziehungen zu Böhmen und zu Schlesien und alte Handelspaßstraßen, deren Gang noch heute durch Burgruinen und Flurnamen wie Salzsteig, Diebsteig, Mährenstraße, sowie durch einige vorgeschichtliche Funde gekennzeichnet ist. Die deutschen Siedler haben manche Namen der Slawenzeit übernommen, besonders die Flußnamen; Neiße ist wohl der ‚tieffließende', Weistritz der ‚raschfließende', Biele der ‚weiße' Fluß. Aber die weit überwiegende Zahl der Dorfnamen erzählt von deutscher Gründung und deutscher Arbeit: Bürgermeister, Vogt, Vogtei, Ratmann, Viehweide, Scholtisei, Scholze, Schöffen, Aue, Hufe, Widmut sind immer wiederkehrende Begriffe der Glatzer Urkunden, die uns die deutsche Rechtslage dieser Siedlungen bekunden. Von Waldsiedlungen erzählen Ortsnamen auf —walde, auch Königshain, Neurode, Heide, Brand und Wurzeldorf. Von der Geländeart reden die Namen auf —bach, —wasser, —flössel, —wiese, —brunn, —tal, —hübel, —brück; alten Besitzverhältnissen entstammen Namen mit Kaisers—, Königs—, Vogts—; an Bergbau erinnern Hammer und Stuhlseifen; Anmut und Bodengüte preisen Namen mit Schön—, auch Langenau, Lichtenwalde, Lauterbach und Rosenthal. Ein geringer Teil der Gründernamen entstammt dem nichtdeutschen, allgemein römischen Heiligenkalender, wie Martin und Michael; der Hauptteil der Siedlungsnamen fällt unter die alten deutschen zweistämmigen Namen und ihre Kurzformen; so Arnold (Arnsdorf, heute Grafenort), Berin (Bärnwalde), Berthold (Batzdorf), Eberhard (Ebersdorf), Eckhard (Eckersdorf), Eisenreich (Eisersdorf), Gebhard (Gabersdorf), Gerhard (Gersdorf), Hartwig (Herzogswalde), Hein-

rich (Heinzendorf), Hermann, Hugold (Hausdorf), Konrad (Kunzendorf), Ludwig, Reinger (Rengersdorf), Reichard (Raiersdorf), Siegfried (Seifersdorf), Swedler, Ulbrich (Ullersdorf), Volprecht (Volpersdorf), Walther, Werner (Wernersdorf, heute Wallisfurth), Wilhelm, Wolf (Wölfelsdorf).

Oft sind bei Umsiedlungen slawischer Dörfer auch die Namen geändert worden; Namen wie Albendorf, Glasendorf, Bobischau zeigen starke Eindeutschung, und auch Möhlten, Melling, Schlegel, Steine klingen heute deutsch.

Deutsch sind die Stadtpläne auch in den von den Siedlern neugegründeten Teilen von Glatz und Reinerz. Deutscher Gepflogenheit entsprechen die Häusernamen: Adler, Bär, Hirsch, Schwan, Krone, Kreuz, Schwert, Sonne, Lamm, Engel, Roß, Krug, die zunächst im 14. Jahrhunderte für Wirtshäuser aufkommen und dann als Hausmarken auf die Bürgerhäuser übergreifen. Die alten Gassennamen der Städte erzählen ihre Geschichte: Malergasse, Fischergasse, Badergasse, Wassergasse, Bleiche, Brücktorberg, Kirchgasse, Judengasse; dazu die Namen der Verkehrswege: Schwedeldorfer-, Frankensteiner-, Böhmische, Glätzische Gasse. Deutsch sind die Hausformen der Dörfer, die meistens der sogenannten fränkischen Bauart des zweistöckigen Mittelgebirgshauses angehören. Sie sind im Glatzer Lande besonders reich an Zierformen wie bunte Fensterläden, Zackenmuster an der Schindelverkleidung der Giebel, geknickte Dächer, bogige Zuglöcher des Oberbodens und Fenster ausgebauter Mansardenstuben. Altanen, überdeckte Gänge, Lauben, Bühnen laufen am Oberstocke und bei steilem Gelände auch am Erdgeschoß entlang und dienen als Trockenplatz für die Wäsche, für Kräuter und als Standort für Geräte. Die Langseite wird oft in ihrer Mitte von der ‚Frankspitze‘ überragt, oder die Frankspitze tritt vor die Hauswand auf zwei hölzernen Säulen ruhend und deckt so einen Vorplatz vor dem Hause. Ein Gang zerlegt das Häusler- oder Gärtnerhaus in zwei Teile, von denen der eine der Familie, der andere dem Stall mit Wirtschaftsräumen zukommt. Von der geräumigen Wohnküche mit Ofen- und hereinragendem Backofen ist meist eine Hinterstube (Alkove) und ein Gewölbe abgetrennt. Über den Hausflur hinüber kommt man in den Stall und das Gewölbe; an den Stall schließt sich die Scheune. Die Bauernhöfe verteilen ihre Räume auf vier Seiten; dem Wohnhause gegenüber liegen die Geräträume und Kleinviehställe, im Winkel dazu der Großviehstall und ihm gegenüber die Scheune; ein großes Tor und neben ihm eine Fußgängertür führen vom Dorfwege her in den Hof. So gleicht das Gehöft einer Festung, die gegen Zudringliche vom Hofhunde vortrefflich verteidigt wird, bis der Besitzer alarmiert ist. Das Bewußtsein, Besitzer zu sein, und die Hartnäckigkeit, mit der man am Besitze den Rechtsansprüchen anderer gegenüber festhält, ist ein wesentlicher Zug und altes Erbe aus dem deutschen Bauernrechte der Siedlungszeit. Die Väterhufe wird festgehalten und gemehrt; unter solchen Zeichen steht die Heiratspolitik; die Bauerstochter ist viel zu gut für einen Häusler oder Stellenbesitzerssohn. Eine reiche Freundschaft von Dorf zu Dorf gilt soviel wie schöne Pferde und schöne Kornfelder. Wenn anderwärts die Eifersucht im Dorfleben Streit und Haß heraufbeschwört, ist's wohl im Dorfe der Grafschaft Glatz vielmehr der Besitzstolz und der Streit um Mein und Dein. Wie ist da alles sozial gestuft gewesen! Erbscholzengut, Freibauerngut, die großen, die mittleren, die kleinen Bauerngüter, Feldgärtner, Freigärtner, Auengärtner, Zinshäusler, Freihäusler, Auenhäusler! Und über allen thronte die ‚Herrschaft‘ auf dem Schlosse mit Vorwerken, Brauhaus und Gutswohnung, Wirtshaus und Mühle; zur Seite dann die



Pfarrkirche mit Pfarrhaus und Widmut. Noch heute, längst nach der Ablösung der alten grundherrlichen Rechte, nachdem schon drei Lebensalter hindurch die Freizügigkeit die Güter wechseln und kleine Leute zu Großbauern werden ließ, lebt ungebrochen der alte Bauernstolz in reichen Dörfern fort und läßt mit einer Art wohlwollender Überlegenheit aufs Stadtvolk blicken. Die in der alten slawischen Erbuntertänigkeit wurzelnde Servilität in Haltung und Gesinnung gegen Höherstehende, die man in manchen vom Slawentum stärker durchsetzten Gegenden Schlesiens mit so starkem Unbehagen wahrnimmt, kennt der Grafschafter kaum, wenn ihm auch noch heute ein Adelsprädikat und hohe Titel Beklemmungen bereiten können. Von alter städtischer und standesherrlicher Gerichtsbarkeit sprechen zu uns nur wenige Zeugen; Habelschwerdt und Heinzendorf besitzen noch ihre Staupsäulen; von Sühnekreuzen und Sühnebildstöcken sind noch 14 Steinkreuze und 5 Bildstöcke vorhanden. Von Galgenbergen spricht man da und dort mit einiger abergläubischen Angst. Die niedere Dorfgerichtsbarkeit ist längst verklungen, und nur der Ehrenname ‚Gerichtskretscham' erinnert noch an ihre Stätte.

Das Volksgut, das die Grafschaft in dem anschaulich-kraftvollen Wortbestande und dem unverfälscht gebliebenen Lautstande ihrer Mundart birgt, wird heute dem Fremden durch Heimatdichtung und gelehrte Forschung immer mehr erschlossen. Im Rahmen des Gemeinschlesischen sind die Teilmundarten der Grafschaft ein Zweig der Stammundart des Gebirges. Die heutigen Familiennamen, die ja durch Zuwanderung neue Einschläge erhielten, sind nur in seltenen Fällen slawischen Ursprungs und dann immer eingedeutscht. Wie die Dorfnamen zeigen, geht noch gar mancher Name auf altdeutsche Überlieferung zurück, wenn auch die Sitte der Koseformen, wie in Heinze, Kunze, Fritsche, den Ursprung verdunkelt hat. Dazu treten die von Heiligennamen abgeleiteten Bildungen wie Anders (Andreas), Bartsch (Bartholomäus), Janke, Jänsch, Jeschke, Hentschke, Hanke, Hänel (Johannes), Nitschke, Klose (Nikolaus), Paschke, Pohl (Paul), Pietsch (Peter), teilweise mit slawischen Einschlägen; Landschaft und Wohnstätte geben ihren Namen dem Böhm, Meißner, Grund, Wiese, Wiesner, Winkler, Überschar. Auch Tier-, Pflanzen- und Dingnamen, die zunächst als Hausbezeichnungen üblich werden, gehen auf Familien über: Baum, Wolf, Rose, Rösler; von auffälligen Eigenschaften eines Vorfahren sind genommen die Namen: Groß, Grosser, Großpietsch, Jung, Lange, Langer, Schwarz, Weiß, Kahl, Böse, Krause, Schön, Fröhlich, Zenker, Haase (Geck), Storch, Strauß, Schnabel, Lerche. Vom Handwerkszeug stammen die Namen: Kolbe, Schlegel, Keil, Nagel. Zahllos sind die von Stand und Gewerbe hergeleiteten Namen: Schmied, Zimmermann, Ziegler, Weber, Grützner, Fleischer, Krüger, Kretschmer, Bittner, Spiller (Spindelmacher), Wagner, Winkler (Kleinhändler), Fuhrmann, Pfeifer, Köhler, Fischer, Bauer, Gebauer, Hübner (der eine Hufe bebaut), Hofmann (der zu einem Hofe gehört), Schaffer, Drescher, Gärtner, Häusler, Schäfer, Exner (Öchsner), Scholz, Vogt, Kastner (Kasten-Speicherverwalter), Beschorner (Mönch). Die Namenbildung geht, besonders bei Spottnamen noch heute in den Dörfern weiter, und der ‚Schreibname' braucht durchaus nicht der im Dorfe übliche Name zu sein. Die Vornamen sind noch überwiegend den alten Heiligennamen entlehnt; oft erhält der Täufling den Namen des Taufpaten, doch spricht die Mode schon stark mit. Agnes, Anna, Anton, August, Barbara, Klara, Elisabeth, Franz, Gertrud, Hedwig, Johann, Josef, Maria sind noch heute beliebte Rufnamen. Biblische Namen wie Traugott, Gottlieb, Gottfried sind selten und auf die



Städte beschränkt. Veraltete oder entstellte Rufnamen sind Valle (Barbara), Seff, Seffla (Josef), Flure (Florian), Plone (Apollonia), Binus (Albinus), auch Pomuzen (Johannes Nepomucenus).

In Nahrung, Lebensweise und Wirtschaftsführung ist der Grafschafter manchen alten Sitten treu geblieben. Die Schrotmühle, die auf den Bauernhöfen noch als Haferquetsche dient, ist die letzte Erinnerung an die alte Form der Handmühle, die einst die Grütze lieferte. Festtagsgebäck ist der Weihnachtsstriezel, der den heiligen Christ in den Wickelbändern darstellen soll, nachdem er seine vorchristliche Bedeutung als Hollenzopf verloren hat; dann das gelbe Osterbrot und die vielen Fladengebäcke der Kuchen, die besonders zu Pfingsten und zur Kirmes gebacken werden. Uralte Kranzgebäcke sind die ‚Bägel', die als Freundschaftsgaben nach altdeutscher Sitte anstelle edler Metallringe am Sommersonntag den Kindern geschenkt werden; an die Formen vorchristlicher Opfergebäcke erinnern die Pfefferkuchenhirsche und Schnecken, wohl auch die Zuckertaler als Nachbildung der Sonnenscheibe, im ‚Gründonnerstagsgeschenke', das der Pate zur Fastenzeit den Kindern schuldet. Heilig ist in Gebrauch und Glaube das Brot, das auch noch vielfach im Hause gebacken wird, und furchtbar trifft die Himmelsstrafe seine Verächter, wie die in Steine verwandelten Hirten bei Kieslingswalde lehren. Pfefferküchlerwaren sind seit dem Mittelalter geschätzt; die ‚Bauerbissen' gehören in die Jahrmarktsbuden. Die Küche geht in altgewohnten Bahnen; Tunken zum Rindfleisch, Sonntags, auch Donnerstags Klößel zum Schweinefleisch, Sauerkraut und Rauchfleisch, Wassersuppe, Mehlsuppe und allerlei Gemüse, Pilzgerichte, gebackene Klöße und Kaffee, Quark mit Kartoffeln sind das gewöhnliche Essen; anstelle der Flußfische gibts heute Häringe. Bei festlichen Anlässen, beim Tauf- oder Hochzeitsessen, zur Kirmes geht es vornehmer zu; nicht jeder Städter gibt sich ungestraft den auf Gutshöfen gebotenen Kirmesgenüssen hin. Safrangefärbte Suppe mit Schwemmklößen, Krentunke oder Rosinentunke mit Rindfleisch, Kalbs-, Schweins-, Enten-, Gänsebraten, Kaffee und Kuchen, Bier und Schnaps ziehen vorüber, und wenn man glaubt, daß es zu Ende sei, fängts wieder von vorne an. Nur selten gibt es heute noch als Getränk einfaches Bier, das man einst im Hause braute oder als Jungbier vom Brauer bezog und abfüllte; die Gewöhnung an den Korn- und Kartoffelschnaps ist auf dem Dorfe, aber auch in der Stadt infolge der Brennereitätigkeit großgezogen worden. Natürlich ist das ‚gesund'. Gesünder wirds noch als ‚richtige' Medizin; wenn man Heilkräuter mit Spiritus ‚aufgesetzt' hat. Solche Medizin gibts in vielen Familien: Pfefferminze, Gilke (Archangelica), Wacholder und andere Sorten. Viele der aus dem altdeutschen Klostergarten ins Bauerngärtel und von da auf Feldrain und Bergwiese übergesiedelten Heilkräuter wirken auch ohne Alkohol als Haustee und Fiebermittel: Salbei, Meerzwiebel, Fenchel, Tausendguldenkraut, Holunder, Baldrian, Kamille, Eibisch, Meterkraut, weißer Tittam (Dictamus albus), Wegerich, Eisenkraut, Schafgarbe, Augentrost und Huflattich werden mit vielen anderen Kräutern vom Kräuterweibel gesammelt, getrocknet und aufbewahrt, und wenn man sie richtig mischt, sind sie für alles gut; die hochgeschätzte Toste (Doste) jagt den Gift von Wölfelsdorf bis nach Konradswalde. Im Bauerngärtel stehen neben solchen Heilkräutern die Zierpflanzen, die zum ‚Sonntagsrichel' und zum Bauernbukett gehören: Herzel, Rittersporn, Feuerlilie, Nachtviole, Eisenhut, Strohblumen, Stiefmütterle, Kartäusernelken, Tulpen, Pfingstrosen und manche Rosensorten. Am Fensterbrett blühen Fuchsia, Balsaminen, Pelargonien und die Myrte. Im Grasegarten stehen

Apfelbäume, Pflaumen- und Birnbäume; Kirschen fehlen im Dorfbilde nirgends. Mit den Heilpflanzen stehen wir in der Volksmedizin; die Grafschaft Glatz ist noch reich an Überlieferungen aus diesem weitschichtigen Gebiete, in dem sich entwertete Wissenschaft und uralter Volksbrauch immer von neuem mischen. Sympathiekuren sind häufig; die Krankheit wird auf lebende Wesen oder tote Dinge übertragen; in einen gesunden Baum etwa verspindet man etwas vom Leibe des Kranken, man zieht den Kranken auch durch eine Baumspalte und streift so den Krankheitsdämon ab, man schenkt den Schnupfen einem andern, man gibt die Krankheit einem Toten mit ins Grab, man mißt die kranken Kinder; man kauft Planetenzettel, um den Charakter, Glück und Gesundheitszustand der Zukunft zu erfahren; man geht zum Schäfer, zur weisen Frau und läßt sich die Krankheit versprechen oder Allheilmittel dafür geben. Meist hilfts auch.

Die Volkstracht in der Grafschaft ist wie anderwärts ein Ausgleich zwischen der städtischen Mode vergangener Generationen und dem durch Farbenfreude und einen Hang zum Dauernden (daher meist im Stoff Gediegenen) bestimmten Geschmack des Bauern. Die Arbeitskleidung zeigt so noch ältere Züge als der Sonntagsstaat. Das Wesentliche der Frauenkleidung, besonders am Sonntag, ist der faltige Rock, die lose Jacke über dem anliegenden Leibchen, vor allem die alte ‚Einhülle‘, die heute als ‚türkisches Tuch‘ auftritt, die Haube oder das Kopftüchel mit Stickerei und Fransen. Langschäfter, dunkle Jacke, Weste mit großen Knöpfen, buntbesticktes Tuchvorhemdchen und weicher bunter Kragen, auch ein Schaultuch, dunkler Hut mit etwas breiterer Krempe sind die Stücke am Sonntagsstaat des Mannes, der auch einen langen Gehrock für festliche Gelegenheiten hat. Sicher ist es früher bunter zugegangen, besonders beim jungen Volke, das noch heut beim Tanze mit bunten Kleidern lockt.

Der Grafschafter ist von Hause aus Bauer, auch in der Stadt ist er zum wesentlichen Teile Ackerbürger. Mit dem Ruhrhaken bestellte der kleine Besitzer, besonders auf den Berghöhen, seinen Boden; doch sind neben Ruhrhaken und Eiden längst Sprunghaken, Wendepflug, dann der schlesische Pflug mit Vordergestell und eisernem Haupt, hölzernem, steilstehendem Strichbrett und zwei Sterzen getreten; auch neuere Pflugformen finden sich. Die Viehwirtschaft nimmt wieder zu, nachdem die einheimischen Rindersorten veredelt worden sind und die einst blühende Schafzucht wieder größeren Nutzen verspricht. Die Milchwirtschaft ist längst durch die neuen Verkehrsmittel und Maschinen rationell ausgestaltet worden. Das hölzerne Butterfaß ist abgebaut; der einst so gute Weißquark fällt infolgedessen charakterlos auseinander.

Wintererwerb der kleinen Leute war einst das Spinnen, als noch der Flachsbau in Blüte stand, und ist heute mehr wieder als noch vor einem Jahrzehnt das Weben; in manchem Gebirgsdorfe hört man den schweren Gang des Webstuhls, obwohl der Fabrikant nur dürftig lohnt; die alten Leute können auf einen neuen Hauserwerb nicht mehr umgestellt werden. Die in der Dichtung und auf Vereinsbühnen verherrlichten Spinnabende und Rockengänge mit ihren Volksliedern und Schauergeschichten gehören längst der Vergangenheit an. Die Hausfleißindustrie, Spitzen- und andere Nadelarbeiten erschließen neue Arbeitsmöglichkeiten; der Aufschwung des Bäder- und Fremdenverkehrs hilft dabei wesentlich mit. Schachtel- und Zündholzfabriken, auch die Papierstoffindustrie und Sägewerke ernähren einen großen Teil der Fabrikarbeiter. Über die Durchschnittsleistungen hinausgehende Handwerkserzeugnisse

sind noch heute Hausleinen, Holzschnitzarbeiten, Kunstgläser der Glashütten; das Kunstschmiedehandwerk war einst bedeutender, wie schöne schmiedeeiserne Gitter, Grabkreuze und Beschläge erweisen. Das Selbstbewußtsein der alten Bürgerkreise prägt sich in den Schützengilden aus, deren Pfingstschießen zum liebsten Volksfeste geworden ist.

Noch lebt die alte Freude am Sprichwort und am Volksliede. Im Sprichwort formen sich die Grundsätze, nach denen sich das Verhalten des einzelnen wie der Gesamtheit in den mannigfaltigen Lebenslagen richten kann; die Sprichwörter sind Ausdruck des Verhältnisses zu Gott und Umwelt, sie dienen der Entschuldigung der eigenen Schwäche und der Kritik der Fehler des lieben Mitmenschen. Ihr Wert liegt in der Anschaulichkeit ihrer sprachlichen Bilder. Von Freundschaft und Treue reden in oft barocker Sprache die beliebtesten Stammbuchverse; Ortsneckereien in Spruch und Lied beweisen die ‚sittliche' Überlegenheit der größeren und reicheren Gemeinde der weniger begüterten gegenüber und führen leicht zu blutigen Nasen unter dem jungen Nachwuchs. Natürlich ist auch in der Grafschaft als Volkslied nicht nur namenloses Gut, sondern vieles Kunstliedgut, teilweise nach Anpassung von Wort und Weise im Umlauf, und Georg Amft hat in seiner stattlichen Sammlung der Volkslieder der Grafschaft Glatz recht daran getan, in der Auswahl ebenso auf Kunstlieder wie auf das Gebiet der Bänkelsängerei hinüberzugreifen; denn Volkslied ist eben das, was im Volke gesungen wurde oder noch gesungen wird. Daß die alten religiösen Lieder noch neben neueren Wallfahrtsliedern in der Grafschaft besonders beliebt geblieben sind, ist Ausdruck eines wesentlichen Zuges der Volksfrömmigkeit. Noch wird das Tanzlied gepflegt, wenn es auch hinter die volkstümlichen Weisen der Tanzmusik zurückgedrängt ist. Ein Fest ohne Tanz ist nicht recht denkbar; höheres Lebensalter schützt vor solchen Jugendfreuden nicht durchaus; das Tänzchen in Ehren ist oft noch echte Leidenschaft, besonders auf dem Dorfe, wo noch alte Tanzformen wie der Polka überwiegen. Im übrigen sind die Volksbelustigungen mehr ein Sichhingeben an gebotene Anregungen als ein eigenes Gestalten. Ausdauer aber offenbart der Grafschafter in Karten- und in Würfelspielen, wenn er im Wirtshause festgebannt sitzt. Fahrendes Volk ist ihm zwar nicht im Hause willkommen, aber er schaut gern zu: Bärenführer, Kamelführer, die gelehrte Ziege, der kunstreiche Affe, Kunstreiter, Seiltänzer, Schnelläufer, böhmische Musikanten, Schausteller mit dem Panoptikum sind immer ein Ereignis. In Bildungsmitteln, die der Phantasie Genüge tun, ist man nicht wählerisch; Kolportageromanhefte, die unter den Händen des Sammlers zu dickleibigen Bänden anschwellen, sind höchst erwünscht, wenn nur Inhalt und Doppeltitel die nötige Schauerromantik aufweisen. Aus der Zeit, in der das Bürgertum mit innerem Anteile Volksschauspiele aufführte, ist wenig erhalten geblieben; die preußischen Behörden haben seit 1775 dafür gesorgt, daß die Lust an Aufführungen biblischer Begebenheiten, besonders der Leidensgeschichte des Herrn, die kostbare Arbeitszeit der Handwerker nicht beeinträchtige. Trotz solcher amtlicher Bemühungen sind die wertvollen Christkindelspiele lebendig geblieben, aus deren Trümmern von Friedrich Vogt die ergreifenden und derb volkstümlichen ‚Schlesischen Weihnachtspiele' zusammengesetzt worden sind; auch Amfts Volkslieder enthalten schöne Beispiele davon. Das Passionsspiel lebt heute, wie die Grafenorter Aufführungen zeigten, wieder auf.

Die Vorstellungen, die in der Grafschaft vom Leben und Tode vorhanden sind, überliefern uns zahllose Einzelzüge aus vorchristlicher Zeit; oft haben sie sich mit christlichen Vor-

stellungen zu einer Einheit verbunden, öfter noch stehen sie in offenkundigem Gegensatze dazu. In jedem Hause sind Reste alter Seelenopferbräuche zu treffen, die den in der Urzeit unter dem Herde beigesetzten Vorfahren gelten; so wenn die Hausfrau Brot ins Ofenröhr der neuen Wohnung legt, oder wenn das Kind das erste Zähnchen, das es verliert, dem Mäuschen hinter dem Ofen schenkt. In der Gestalt des Mäuschens, der Hausotter unserer Sagen, auch des Wiesels, das in der Grafschaft ‚Gevatterle' heißt, offenbaren sich diese Hausgeister; als sägender Totenwurm, Totenuhr, durch herabfallende Bilder und viele andere ‚Anzeichen' rufen sie die Lebenden zu sich. Als feindliche Seelen gehen sie um, kehren sie nach dem Begräbnis wieder; so muß der Spiegel verhängt, das Wasser ausgegossen, die Töpfe und Stühle müssen umgekehrt, die Fenster geöffnet werden, damit die Seele nicht festgehalten wird, und auch beim Hinaustragen ist manches zu beachten, und trotzdem gelingt es oft nicht, das Umgehen der Seelen zu verhindern, wenn es böse Menschen gewesen sind. Im Sturm zieht die Seele des Gehängten daher, in der Schar der Geister des Nachtjägers, in dem der alte Seelengott Wotan weiterlebt. Als Feuermänner warten die Seelen auf Erlösung, an manchen Orten sind nach der Sage umgehende Seelen festgebannt. Als Alp gehen auch Lebende, besonders Hexen drücken, und Abwehrsprüche und Mittel sind dagegen in Übung. Die Kinderseelen, die aus dem Kindelteiche, dem Sitze der guten Haus- und Familiengöttin Frau Holle, von ihrem Storche gebracht werden, zeigen sich nach dem Tode wohl als Irrlichter. Auch von Poltergeistern und aufhockenden Gespenstern wissen die Sagen viel zu erzählen. Unmerkbar sind die Übergänge aus diesem Seelenglauben in die Vorstellungen von den Naturdämonen. Von Hausdrachen, die dem mit dem Teufel im Bunde Stehenden Korn auf den Schüttboden tragen, von Zwergen, die Kinder gegen Wechselbälge tauschen, von der Buschrülpe wird manches erzählt und geglaubt. Nur Rübezahl gehört nicht in die Grafschaft, wenn auch Heuscheuerführer das Gegenteil behaupten. In einem reichen Sagenschatze nehmen diese Überlieferungen Gestalt an; davon gibt Richard Kühnaus schlesisches Sagenwerk und der Auszug daraus für die Grafschaft Glatz ein anschauliches Bild. Wie aber der Mensch mit solchen geheimnisvollen Gewalten in Beziehung tritt, wie er sich vor ihnen schützt und auch wohl ihren Dienst erzwingen kann, davon reden zu uns Zauberglaube und Zauberspruch. Man frage nur, wie man Hühnerwurzeln, Schwund, Fallsucht und Fieber, Zahnschmerz und Blutungen besprechen muß; man höre auf die wunderlichen Geschichten von Geisterbeschwörungen; man forsche nach ‚Tobiassegen', die Krankheit und feindliche Nachstellungen abwehren; man lese die Soldatenschutzbriefe, die mit ins Feld genommen worden sind! Die unverständlichen Magieworte und Zeichen reichen in ihrem Ursprunge weit in die frühchristliche Zeit und ins Morgenland zurück und sind in jahrhundertelangem Wandel mit echter altdeutscher Volksüberlieferung verschmolzen und leben trotz der Bekämpfung durch kirchliche und weltliche Behörden ebenso weiter wie all die Losbräuche, mit denen an den alten Jahreswenden, zu Weihnachten und am Johannisabend, die Zukunft erkundet wird: das Glückeheben, Apfelschalen-, Pantoffel- und Holzscheitewerfen, das Bleigießen und die Fragen nach dem Zukünftigen am Andreasabende. Wie stark richtet sich noch heute bürgerliches Leben nach Träumen oder nach dem ‚Angang', wenn man am Morgen eine Katze oder ein altes Weib getroffen hat!

Alltag, Jahr und Lebenslauf sind so vom Volksbrauche umsponnen. Tischsitte, Formeln der Höflichkeit, der Anrede und des Grußes, Beteuerung und Fluch, bis hinein in die un-



scheinbaren Gewohnheiten des Lebens, bis zum Niesen und Gähnen, ist alles geregelt in Formen, die wohl dem Glatzer selbst nicht zum Bewußtsein kommen, die ihm aber im Auge des Fremden sein Sondergepräge verleihen, mehr vielleicht als die Bräuche bei festlichen Anlässen, die sich ja der Beobachtung Fremder nur gelegentlich darbieten. In diesen Festbräuchen aber ruht ungewöhnlich reiches altdeutsches Überlieferungsgut. Wenn in der Fastenzeit die Pfannkräppel und die Fastnachtsfreude bei den Erwachsenen ernster Stimmung gewichen sind, werden die Kinder durch die guten Backwaren des Gründonnertagsgeschenks erfreut; am Sommersonntag singen sie vor jedem Hause den Frühling ein, der auf dem ‚Stengel‘, den sie tragen, schon die roten Rosen erblühen läßt. Dafür gibt's Eier und ‚Bägel‘. Erst in der Karwoche werden auch die Kinder ernst; mit Klappern gehen sie bettelnd umher; am Ostersonnabend tragen sie das Holz vor die Kirchtür, in dem der Geistliche mit dem Stahl das neue Feuer entzündet, und dieses Holz gibt zusammen mit den Palmsonntagkätzchen den Schmuck der kleinen Feldkreuzlein, die die jungen Saaten segnen sollen. Am Osterfeste geht das lustige Peitschen mit den zu ‚Schmackostern‘ geflochtenen biegsamen Weidenruten los, ein alter Fruchtbarkeitszauber; Ostereier sucht man wohl heute allerorts. Die Bittprozessionen ziehen überall vor Christi Himmelfahrt um die Gemarkungen. An Walpurgis gibt's manchen Abwehrbrauch gegen Hexenzauber. Der erste Mai wird vom Rathausturm herab mit schallender Musik begrüßt. Zu Pfingsten sorgen Vogelwiese und Streuselkuchen dafür, daß die Tage zum frohen Volksfeste werden. Dann flammen die Johannisfeuer auf von Berg zu Berge, und bald rauscht die Sense durchs Korn und läßt an Erntefest und Kirmestanz als Lohn für schwere Arbeitswochen denken. Die Zeit der Wintervorbereitungen setzt mit dem Schweinschlachten ein. Der Martinstag bringt Martinihorn und Gans, Nachklänge an den Wotansglauben und altrömische Festbräuche. Der Allerseelenabend schmückt die Gräber mit ungezählten brennenden Lichtern, den christlich ernsten Symbolen der Pflichten, mit denen heute wie in uralter Zeit sich die Lebenden an die Toten knüpfen. Der Andreasabend schließt mit seinem Loszauber das Kirchenjahr ab. Dann stellt sich die halb christliche, halb heidnisch-germanische Gestalt des Nikolaus ein, der Vorbote des Weihnachtsfestes, das mit Striezeln, Christbaum, Festmahl und Geschenken, mit Krippe, Christnacht und herzlichen Weihnachtsliedern der Inbegriff eines deutschen Familienfestes geblieben ist. Die zwölf heiligen Nächte laden wieder zum Blick in die Zukunft des neuen Jahres ein. Neujahr mit seinen aus römischer Sitte übernommenen Bräuchen steht in der Mitte; Dreikönige als ‚Großneujahr‘ schließt die ahnungsreiche Zeit. Von Lichtmeß an nimmt der Tag um einen Hahnenschrei zu, und trotz Schnee und Kälte geht's wieder dem Früjahr entgegen.

Wie der Jahreskreislauf ist der Lebenslauf des einzelnen umrahmt von Bräuchen, die heute wohl teilweise unverständlich geworden sein mögen, die aber noch immer als wesentlicher Inhalt und schöner Schmuck des Daseins empfunden werden. Das noch ungetaufte Kind wird sorgsam vor bösen Mächten gehütet. Die Taufe ist ein in treugewahrten alten Formen verlaufender Freudentag. Das Angebinde des Paten, der Patenbrief, Taufhäubchen und Patengröschel bleiben liebe Erinnerungen durchs ganze Leben. Der Kirchgang der jungen Mutter ist überall üblich. Kinder-, Wiegen-, Reiterliedchen beruhigen den kleinen Schreihals. Kann er erst laufen, dann tritt er ein in die mannigfachen Spiele der in Horden versammelten Jugend auf der Straße. Kreisel, Reifen, Ball, Stelzen, Kießen, Pfeil und Bogen,

Versteckla8, Fangspiele mit ihren bunten Abzählversen begleiten die Kinderjahre. Später sucht sich die Braut durch Liebeszauber und Hochzeitsbräuche Glück und häusliche Herrschaft zu sichern; sie tritt dem Bräutigam beim Kirchgange auf den Fuß, kniet auf seinen Rockschoß, legt ihre Hand auf die seine. Hochzeitsschmaus und Hochzeitsscherze bis zum Einhauben der jungen Frau sind an alte Überlieferungen gebunden; auf Hochzeitsgeschenke zur Ausstattung wird großer Wert gelegt. Dann geht es gemeinsam durch Lust und Leid, bis der Tod das Ziel setzt. Die Lieblingsdinge, auch Gebetbuch und Rosenkranz, folgen als Beigaben nach uralter Sitte in den Sarg. Noch zeigt das in Fröhlichkeit, sogar in Tanz ausartende Traueressen, daß hier Reste altdeutscher Totenfeiern weiterleben. Auch Spuren des Brauches der Leichenbretter finden sich noch. Der Kirchhof bleibt die liebevoll umhegte Stätte der Gemeinde, wenn auch mißgeleitetes Kunststreben viel von der schlichten Traulichkeit der Friedhofskunst vernichtet hat.

Ein Hauch festgewurzelter Frömmigkeit liegt über der Lebensführung der Grafschafter ausgebreitet. Oft nimmt der Ausdruck der religiösen Gesinnung ganz volkstümliche Formen an. Kreuze und kleine Feldkapellen begegnen uns an den Wegkreuzungen und Feldgrenzen, die Bilder Marias, des heiligen Florian und anderer Schutzheiliger schmücken Gehöfte und Häuser. Lieblingsheilige, zu denen man in leiblichen und seelischen Nöten besonderes Vertrauen hat, gibt es viele; auch solche, die anderwärts nur selten anzutreffen sind, wie der heilige Onuphrius in Schreckendorf, der den Mägden zu einem Manne verhilft, oder St. Kümmernis, die bärtige Jungfrau am Kreuz, deren Verehrung aus der mißverstandenen Deutung ältester bekleideter Kreuzbilder hervorgegangen ist. Johann von Nepomuk schmückt viele Brücken. Die Freude an schlichter, aber rhythmisch bewegter Andachtsübung, am Rosenkranz und am Kreuzweggehen ist überall lebendig, am liebsten aber sucht das Volk die Wallfahrtsstätten auf, von denen vor anderen, die nur noch örtliche Bedeutung haben, Wartha und Albendorf und in der oberen Grafschaft das liebliche Maria Schnee den Vorrang behaupten. Hier kann jeder, der das Volkstum der Grafschaft Glatz in seinen alten Zügen erfassen will, die schönen bunten Bilder schauen, die sich bei Andachtsübungen und auch beim Handel um die ‚Mittebringe‘ vor den Schätzen der Wallfahrtsbuden ununterbrochen bieten. Hier ist in den Votivbildern mit ihren Sprüchen unter vielen Geschmacklosigkeiten noch manches schöne Stück der heimischen Volkskunst zu finden. Volkstümliche Gebete, oft gereimt, zur heiligen Barbara, zum Schutzengel und andere entsprechen dem religiösen Bedürfnisse und dem Kunstgeschmacke der Grafschafter und treten so neben das religiöse Lied.

So birgt die Grafschaft einen Menschenschlag, der im Verkehre mit den Fremden wohl hart und zäh um Recht und Besitz ringt, der des Wohllebens und äußerer Anmut kaum achtet, der aber fest an einem durch alte Ordnungen geregelten Gange des Daseins hält und noch heute in treuer Pflege uralten Väterguts sich der verträumten, volksechten Überlieferungsschätze zu freuen vermag. Hier lebt ein Menschenschlag, der trotz dürftiger Gestalt wetterhart dasteht, langsam, aber nicht versagend im Kampfe ums tägliche Brot, fast unberührt vom Wechsel des äußeren Geschickes; ein Volk, in dem noch das Vertrauen auf Gott lebt und auf die eigene Kraft, die in der Heimatscholle und in der deutschen Vorwelt wurzelt.

Volkslieder der Grafschaft Glatz

Eine kulturgeschichtl. Betrachtung von Kgl. Musikdirektor Georg Amft in Habelschwerdt.

Die neueren Volksliedforscher spannen den Begriff „Volkslied" — im weiteren Sinne Volkspoesie — nicht so eng, wie ihn viele unter uns von der Schule her oder durch Selbststudium kennen gelernt haben. In seinem auf der Dresdener Philologenversammlung im Oktober 1897 gehaltenen Vortrage über: „Kunstlied und Volkslied in Deutschland" faßte der verdiente neuzeitliche Volksliedforscher Prof. Dr. John Meier, Freiburg i. Br., den Begriff Volkspoesie scharf und klar wie folgt: „Als Volkspoesie werden wir diejenige Poesie bezeichnen dürfen, die im Munde des Volkes — Volk im weitesten Sinne genommen — lebt, bei der aber das Volk nichts von individuellen Anrechten weiß oder empfindet, und der gegenüber es, jeder Einzelne im einzelnen Falle, eine unbedingt autoritäre und herrschende Stellung einnimmt."[1] Damit befindet sich John Meier auf denselben Wegen wie die Volksliedforscher und Schriftsteller Georg Schläger, Rochus von Liliencron, Richard Kralik u. a. Mit dieser Begriffsfassung werden auch wir in unserer kleinen Abhandlung rechnen müssen. Nicht darauf kommt es an, wer das Lied zuerst gesungen, wer es verfaßt hat, ob ein Gelehrter oder ein Mensch mit geringer Bildung: all das ist dem singenden Volke völlig gleichgültig. Wenn es an einem Liede Gefallen gefunden hat, macht es sich zum Herren über das Lied, ohne auf den Urheber oder dessen geistige Rechte zu achten. Das ist die von John Meier nachdrücklich betonte „Herrenstellung des Volkes zum Stoff," ein unumstößliches Allgemeinkennzeichen des Volksliedes früherer und jetziger Zeit. Freilich sind uns in den weitaus meisten Fällen der oder die Verfasser der Volkslieder unbekannt geblieben, eine Tatsache, die auch in früherer Zeit betont wurde. Der neueren Forschung ist es in vielen Fällen gelungen, die Quellen unserer deutschen Volkslieder aufzudecken; sie führen zurück auf altdeutsche Sagen- und Legendenstoffe, auf die Autorschaft der Minnesänger, fahrenden Schüler, Studenten, Dichter, Geistlichen, Lehrer, Soldaten, schließlich — wenn es dem Zufall glückt — kommt man auch auf den eigentlichen Volksdichter oder schlichte Angehörige des Volks. Das Unbekanntsein von Dichter und Komponist genügt demnach nicht mehr, um ein Lied zum Volksliede zu stempeln. Letzten Endes würde man bei jedem einzelnen Stück auf einen der Dichtkunst oder der Melodiebildung mehr oder weniger kundigen Verfasser stoßen.

Aus dem Gesagten geht z. T. hervor, daß unsere Volkslieder der Grafschaft Glatz nur zu einem Teile bodenständig sind. Das Grafschafter Völkchen singt Volkslieder, die in Süd- und Norddeutschland, in Deutsch-Österreich, der Schweiz ebenso heimisch sind. Gehen wir ein wenig den Spuren nach. Viel Kriegsvolk kam durch unser Ländchen, vom Dreißigjährigen Kriege angefangen bis zum deutsch-österreichischen Kriege 1866, dessen Schlachten in unmittelbarer Nähe sich abspielten. 1807 verheerten Bayern und Württemberger als französische Hilfstruppen unser Glatzer Ländchen.

[1]) John Meier, Kunstlieder im Volksmunde, Halle, 1906, S. I.

Kriegsvolk singt aber gern. Mögen nicht manche Stücke im Gedächtnis unserer Landsleute festgehalten worden sein? — Sicher haben auch singfreudige Studenten aus der Grafschaft Glatz manches Lied mitgebracht. In einer dankenswerten, leider nicht vollständigen Zusammenstellung gibt uns Alfred Ernst Leister, Dresden,[2] durch Auszüge aus den Universitäts-Matrikeln Namen und Zahl der aus der Grafschaft Glatz stammenden Studenten an einzelnen deutschen Universitäten für eine gewisse Zeitspanne an. Danach studierten in Frankfurt a. O. von 1508—1808 170, in Greifswald 1577 1, in Rostock von 1428—1697 6, in Wittenberg von 1520—1602 36, in Leipzig von 1409—1557 18, in Erfurt 1458 1, in Herborn 1599 1, in Marburg von 1559—1610 6, in Heidelberg von 1565—1845 20, in Straßburg von 1625—1739 7, in München von 1828—64 5, in Prag von 1372—1414 9 Studenten aus der Grafschaft Glatz. Trotz der Lückenhaftigkeit dieser Zusammenstellung liefert sie uns doch den Beweis, daß der Drang nach vertieftem Wissen ungeachtet der bedeutenden Verkehrsschwierigkeiten junge Männer aus der Grafschaft Glatz in alle damals bestehenden deutschen Hochschulen trieb. Die Universitätsstädte waren von jeher Pflegestätten frischfröhlichen Singens. Dürften nicht unsere ältesten Stücke (Balladen mit mythologischem Hintergrund und aus der Ritterzeit), z. B. Nr. 9, 10, 11, 12, 17[3] so ihren Weg in die Grafschaft Glatz gefunden haben? — Auch der Arbeit suchende, wandernde Gesell kam mit Ränzel und Wanderstab durch viele deutsche Gauen; auch er brachte in unser Glatzer Ländchen wertvolles Singgut mit. Im 18. und z. T. noch im 19. Jahrhunderte hielt man an dem Brauche fest, Lehrlinge bei tüchtigen Meistern in Wien, Prag und Brünn ausbilden zu lassen. Dieser Umstand, die immer lebhaften Grenzbeziehungen mit den Deutsch-Österreichern, altes Erbgut aus der Zeit vor dem siebenjährigen Kriege, wechselseitige Heiraten, das lange beliebte Verdingen deutsch-böhmischer Dienstmädchen in Haushaltungen der Grafschaft Glatz erklären das Festwurzeln mancher Stücke, die nach Inhalt und Sprachwendungen zu uns herüberwanderten; vergl. Nr. 91[4] („Sie sagt, sie hätte hundert Gulden"), Nr. 110 (Str. 2: „Begähr eech ôam Tisch a Glas Wein"), Nr. 123 („Der lustige Wiener als Soldat"), Nr. 150 („In Böhmen liegt ein Städtchen"), Nr. 151 („Kriegertod"), Nr. 532 („Spottlied auf die böhmische Gemeinde Ricka") u. a. — Ihr gutes Teil an dem Eindringen und Festwurzeln nicht bodenständiger Volkslieder haben auch die jungen Burschen, die ihrer Militärpflicht genügten und manches Soldaten- und Liebeslied hereinbrachten, das hier noch nicht bekannt war.

Nicht gering ist trotz allebem der Bestand an Liedern, die in der Grafschaft Glatz aller Wahrscheinlichkeit nach ihre Wiege haben. Hierher gehören viele geistliche Lieder, Kuhhirten- und Sommersonntaggesänge, Wiegenlieder, Vierzeiler, Scherz- und Spottlieder, die dem Volksdichter Franz Schönig in Mittelwalde zugeschriebenen Stücke „Mei liewer Kermesvôater", „Wenn wir etze zu der Kermes komma," „Nai, es schmeckt mer halt kai Bessa," „Ach, so gieht m'r ock vom Leibe," „Jo, ôalles kriecht ma endlich sôat, ock gaale Kließlan ne" u. a. Wir kommen auf Schönig nochmals zurück.

---

[2]) Alfred Ernst Leister, Glatzer Studenten. Blätter für Geschichte und Heimatskunde der Grafschaft Glatz, I, S. 119—129, 381—385, II, S. 161—165.

[3]) Amft, Volkslieder der Grafschaft Glatz. Habelschwerdt, 1911.

[4]) Amft, Volkslieder der Grafschaft Glatz. Habelschwerdt, 1911.

Wie erklären wir uns den Reichtum an Volksliedern im Glatzer Ländchen? Der 1. Band meiner „V. d. Gr. Gl." zählt bereits 736 Stücke mit Melodien. Der in Vorbereitung befindliche Schlußband dürfte noch umfangreicher werden. Fast scheint es so, als ob im Schutze der Berge und Wälder Volkslieder, Sagen, Märchen, Legenden am besten gedeihen und am treuesten bewahrt werden. Leider ist dieser Reichtum für die hinter uns liegenden Zeiten zu buchen; trotz seiner fast unverwüstlichen Lebenskraft stirbt auch bei uns infolge grundstürzender Umänderungen das Volkslied allmählich aus. Aber in den verstecktesten, vom Verkehr möglichst abgelegenen Gebirgsdörfern findet man noch verhältnismäßig zahlreiche Spuren ehemaliger Herrlichkeit. Wilhelmsthal mit seinem Kranze von Dörfern am Fuße des Großen Schneebergs, ausgeschöpft durch den unermüdlichen Hauptlehrer em. Karl Sietz, Wilhelmstal, das Erlitztal mit den Paralleldörfern deutscher und österreichischer, bezw. tschechoslowakischer Zugehörigkeit, besonders reich an Zwei- und Vierzeilern, Scherz- und Spottliedern, durchforscht von den Lehrern Alfred Weiß und Heinrich Haberstrohm, das Hammertal bei Habelschwerdt, Bielendorf, dessen zahlreiche Volksliedsänger der allzeit hilfsbereite Ortslehrer Richard Gründel entdeckte und der die fast in jedem Häuschen anzutreffenden Sänger für sorgfältige Niederschriften der Texte zu interessieren wußte, Birkhagen, im südwestlichen Zipfel der Grafschaft Glatz, wo noch vor dem Kriege allsonntäglich junge Burschen und Mädchen reihum sich versammelten, ihre Volkslieder zur Gitarre oder Harmonika sangen, ein Tänzchen anschlossen, fortdauernd angeregt durch den klug-besonnenen Elias Siegel aus Häuschen 88, Thanndorf, die Heimat des fast unerschöpflichen Volksliedsängers Joseph Dürich — jetzt Fabrikweber in Rengersdorf — geben den erneuten Beweis, daß in der Abgeschiedenheit versteckt liegender Gebirgsdörfer das Volkslied am zähesten standhält.

Das Grafschafter Völkchen war und ist z. T. jetzt noch singe- und musizierfreudig. Beweise dafür sind uns die vielen Musik- und Gesangvereine in Dorf und Stadt, Dorfkapellen, der verhältnismäßig günstige Stand der Kirchenmusik, der hohe Prozentsatz musikalisch begabter oder musikbildungsfähiger Schüler in unseren Volks- und höheren Schulen. Fälschlich schrieb man die musikalischen Anlagen des Grafschafter Völkchens lange Zeit der Nähe Böhmens zu, dessen „böhmische Musikanten" weitbekannt sind. Die Geschichtsforschung widerlegt das. Wir haben im Glatzer Ländchen im „böhmischen Winkel" nur einige wenige Dörfchen, in denen die Bewohner vorwiegend böhmisch sprechen; mit Ausnahme dieses geringen Bruchteils finden wir nur alteingesessene Deutsche. Unter König Ottokar II. von Böhmen hat die deutsche Besiedelung der Grafschaft Glatz seit 1260 kräftig eingesetzt. Aus dem „Osterlande", dem Meißener Lande und der Lausitz strömten Kolonisten, Bauern und Edelleute herbei und machten binnen zwei Menschenaltern unser Glatzer Ländchen zu einem deutschen Lande. Treu hält die seit dem 13. Jahrhundert ansässige deutsche Bevölkerung die Wacht gegen das andringende Tschechentum und hat den deutschen Boden von den Hussitenkämpfen bis zur Gegenwart behauptet. — Ein schlagender Beweis, daß der Grafschafter seine Singfreudigkeit nicht von den Böhmen übernommen hat, ist uns die Tatsache, daß zwischen den tschechischen und Glatzer Volksliedern fast gar keine Berührungspunkte bestehen, wohl aber spinnen viele Fäden hinüber zu den zahlreichen, in der Tschechoslowakei eingesprengten deutschen Sprachinseln, namentlich aber zu den Sudetendeutschen; vergl. u. a. Anton Peter, Volkstümliches aus Österreichisch-Schle-

sien, 2 Bändchen, Troppau, 1865; Dr. Eduard Langer, Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen (Zeitschrift), Braunau; Dr. Wilhelm Oehl, Deutsche Hochzeitsbräuche in Ostböhmen, Prag, 1922.

Der Reichtum an Volksliedern in der Grafschaft Glatz erklärt sich ferner aus dem tief wurzelnden kirchlich-religiösen Sinn seiner Bevölkerung, aus den zahlreichen Bruderschaften und kirchlichen Vereinen, aus den vielen Wallfahrtskirchen und -kapellen (Albendorf, das benachbarte Wartha und Grulich, der Spitzige Berg, der Stachelberg bei Reyersdorf, der Spittelberg bei Glatz, der Annaberg bei Neurode, der Allerheiligenberg bei Schlegel, in früheren Zeiten auch Altwilmsdorf und Neundorf u. a.). Groß war der Bedarf an Wallfahrts-, Bruderschafts- und kirchlich volkstümlichen Liedern, deren ursprüngliche Verfasser nicht selten Geistliche, Lehrer, manchmal auch Laien gewesen sein mögen. Nicht weniger als 117 solcher geistlicher Volkslieder sind nach Text und Melodie in Bd. I aufgezeichnet.

Der Reichtum an Volksliedern in der Grafschaft Glatz steht in engem Zusammenhange mit der Beschäftigungsweise und den Lebensgewohnheiten seiner Bewohner. Der neben den Pferden hinschreitende Fuhrmann sang oder pfiff sich eins, der pflügende oder säende Knecht würzte seine bedächtige Arbeit durch ein Lied, Viehhirten neckten sich in Frage und Antwort fast im Rezitationsstile. An den lauen Sommerabenden nach getaner Arbeit, beim Federreißen in der gemütlich warmen Stube, namentlich aber an den früher so beliebten gemeinsamen Spinnabenden erblühte das einzeln oder im Chore gesungene Volkslied. In unsere stillen Gebirgstäler war bis in die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts vielfach keine Zeitung, kein Kalender gedrungen. Die langen Abende vertrieb man sich durch Erzählen (Schauergeschichten, Märchen, Sagen), Singen, leichte Schnitz- und weibliche Handarbeiten, Spinnen, gemeinsame Spiele. Wir werden immer sehen, daß zum Gedeihen des Volksliedes das Moment beschaulicher Ruhe hinzukommen muß. Lärm und Aufregung verschließen den Mund des Volksliedsängers. Die Industrie mit ihrem Maschinengetöse, mit ihren nervenanspannenden und doch oft so geisttötenden Beschäftigungen, das Eindringen lebhaften, geräuschvollen Verkehrs (Eisenbahn, Auto, Motorrad), der Siegeszug der landwirtschaftlichen Maschine sind dem Volksliede feindlich.

In engem Zusammenhange mit dem Eindringen des Fremdgutes steht die Verbreitung der einmal angenommenen oder bereits bodenständigen Lieder innerhalb des Glatzer Ländchens. Wir streifen nur kurz die vermutlichen und erwiesenen Momente. Vom Mittelalter an durchzog allerhand fahrendes Volk: Spielleute, Krämer, Vaganten, Bettler unsere Berge. Was sie in einer Herberge gehört und sich angeeignet hatten, übertrugen sie in die andere; Spielleute und fahrende Sänger hatten sicher wie unsere modernen Virtuosen und Gesangskünstler ihren Kanon von Weisen. Man begleitete sie von Haus zu Haus und hörte ihnen manches Stück ab. Was vor Jahrhunderten durch Spielleute, Krämer, Vaganten, Bettler geschah, das übernahmen im 19. Jahrhundert Handwerksburschen, Hausierer, Wagenschmier-, Besen-, Lumpen-, Altwaren- und Rußfäßchenhändler, wandernde Harfen-, Harmonika- und Drehorgelspieler, letztere als Bettelmusikanten bekannt. Auf den Jahrmärkten und Schützenfesten traten die Bänkelsänger auf, die ihre Schauerballaden dem erstaunt lauschenden Volke in Sang,

Wort und Bild vortrugen, mit der Drehorgel begleiteten und durch kleine Heftchen, die sog. „Fliegenden Blätter“, ins Volk brachten. Diese „Fliegenden Blättchen“ enthielten meist eine Wiedergabe der mit Entführungen, Morden, Kerkerhaft, Kriegsnöten u. a. reichlich durchsetzten Handlung in Prosa und in Versen. Häufig wurden die Verse nach einer bekannten Melodie gesungen, nur selten waren eigene Melodien dazu erdacht. Auf den älteren „Fl. Bl.“ finden wir vor dem Liedtext die Bemerkung: „Im Ton . . .“, auf den neueren: „Nach der Weise . . .“ Auf dem Titelblatte war mitunter ein grober Holzschnitt aufgedruckt, der eine Szene der Schauerballade illustrieren sollte. Mit viel Zungenfertigkeit setzten die Bänkelsänger ihre „Fl. Bl.“ gegen geringe Entschädigung (Ende des 19. Jahrh. waren es meist 5 oder 10 Pfg.) ab. Es wurde mir von zuverlässigen Augenzeugen berichtet, daß einzelne Personen ganze Stößchen derartiger Hefte kauften und sie als geistigen Schatz mit nach Hause brachten. In stillen Stunden nahm man die „Fl. Bl.“ vor, sang sie durch und trug die Stücke zur Harmonika oder Gitarre an Spinnrockenabenden oder bei einer kleinen frohen Feier vor. Von Stücken, die sicher durch Bänkelsänger gesungen und verbreitet worden sind, seien genannt: „Was klopft so gräßlich an die Tür?“ (V. d. Gr. Gl., Nr. 44), „Gerettet durch der Vorsicht Güte“ (Nr. 45), „In der Hauptstadt Kopenhagen lebte einst ein Handelsmann“ (Nr. 48), „In des Gartens dunkler Laube“ (Nr. 52), „Ihr lieben Christen all, höret, was ich euch bericht“ (Der grausame Brauknecht, Mskrpt.), „Amalie blüht wie die Ros' im Mai“ (Amalie, die Kindesmörderin, Mskrpt.), „Ein hübsches Mädchen von achtzehn Jahren“ (Mskrpt.), „Ein Landmann muß zu einem Doktor gehen“ (Mskrpt.), „Es liegt ein Dorf im Schlesierland“ (Mskrpt.), „Fodor, ein Schützling eines reichen russ'schen Grafen“ (Mskrpt.) u. a.

Durch „Fliegende Blätter“ wurden aber nicht bloß Schauerballaden und Mordgeschichten, sondern auch seit Jahrhunderten geistliche und weltliche Lieder verbreitet. Ganz vereinzelt war den so verbreiteten Texten der Melodiesatz beigegeben. In den Verkaufsbuden der Wallfahrtsorte, auf Jahrmärkten, in kleinen Buchhandlungen, sicher aber auch durch Hausierer wurden die „Fl. Bl.“ feilgeboten. Druckort und Druckjahr waren nicht immer angegeben. Oft hieß es: „Gedruckt in diesem Jahr.“ Meine in zwei Bänden zusammengefaßte Sammlung von „Fl. Bl.“ reicht in mehreren Stücken zurück bis zum Jahre 1763. Als Druckorte werden genannt: Glatz (Pompejus), Neisse (Rosenkranz und Bär, auch F. Bär), Oels (A. Ludwig), Leitomischl (Joseph Berger), Freiwaldau (E. Titze), Berlin (Karl Diesner). Über den Wert der „Fl. Bl.“ für die Forschung sind die Wissenschaftler geteilter Meinung. Man findet in den Drucken textlich gut erhaltene Stücke, Spuren eigenmächtiger Änderungen und schließlich vom Volke stark zersungene Stücke. Jedenfalls bieten die „Fl. Bl.“ aber greifbare Beweise für Alter und Verbreitung der Lieder und in Verbindung mit den anderen Beweisstücken: mündliche Überlieferung, geschriebene und gedruckte Liedersammlungen wertvolle Anhaltspunkte für jeden Volksliedforscher.

Das rege kirchlich-religiöse Leben, die vielen kirchlichen Vereine, Bruderschaften, die Volksandachten, die Wallfahrten trugen oft dazu bei, den reichen Besitz an geistlichen Volksliedern in der Grafschaft Glatz zu erweitern. Zu der Verbreitung des Volksliedes haben sicher die früher allerorts eingeführten und beliebten Spinnabende (Rockengängerabende) das meiste beigetragen. Burschen und Mädchen fanden sich nach Verabredung am Abend zusammen, um zu spinnen, zu singen, zu tanzen. Das war so recht ein keimfähiger



und ertragreicher Boden für das Volkslied. Wer etwas singen konnte, war geschätzt und gern gesehen. Man sang bald einzeln, bald im Chore, bald im Wechselgesang zwischen Solo und Chor, häufig zweistimmig, manchmal mit Begleitung der Harmonika, der Gitarre, der Laute. Anschauliche Bilder aus der gemütlichen Rockengängerzeit entwirft uns der Landwirt Johann Schubert, Dürrenberg, in seinen beiden Schriften: „Bilder aus der guten alten Zeit“ und „Weihnachtsheiliger Abend im Grafschafter Bauernhaus zu Großvaters Zeit.“[5]

Während der Militärjahre lernten die jungen Leute manches neue Stück hinzu; andererseits sangen sie ihre heimischen Lieder oder hörten diese in anderer Fassung. Auch die Feldzugsteilnehmer brachten, wie wir schon erwähnten, manches kernige Volkslied mit. Vom Siebenjährigen Kriege an bis zu den Chinakämpfen 1900 besitzen wir eine verhältnismäßig große Zahl von Kriegsliedern, die in Rückerinnerung an bewegte Zeiten von alt und jung gern gesungen wurden. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß der Weltkrieg 1914—18 sich in der Volksseele durch Lieder wenig oder gar nicht auswirkte. Wir müssen annehmen, daß die mörderischen Massenkämpfe, die Verwendung todbringender Maschinen, die Schützengräbentaktik ein Aufleben des Kriegsliedes verhinderten. Die Mitkämpfer im Landsturmbataillon Glatz sangen und hörten auf dem östlichen Kriegsschauplatze manches Volkslied; es waren aber mit Ausnahme des umgebildeten: „Ich hatt' einen Kameraden“ mit dem Zusatz: „Die Vöglein im Walde“ durchweg ältere Stücke. Vielfach wurde das Singen auf den Märschen und in den Notquartieren aus Gründen der Selbsterhaltung verboten. Feststellenswert ist auch die Tatsache, daß die Nöte des Krieges draußen im Felde die in der Heimat noch allenthalben gesungenen und gehörten Gassenhauer, Operetten- und Schwankmelodien wie mit einem Schlage wegfegten und die in den innersten Tiefen bewegte Kriegerseele Kraft und Trost in den alten, eigenen Liedern fand. „Hier haben wir einen kräftigen Beweis für den gesunden Sinn unseres Volkes: das, was geschäftstüchtige und geldgierige Operetten-, Grammophon- und Leierkastenfabrikanten mit Gewalt ins Volk hineinzutragen versuchten, schüttelt der gesunde Volksgeist ab und kehrt zurück zu seinen eigensten Schöpfungen.“[6]

Neben den „Fl. Bl.“ trugen insbesondere geschriebene Liederhefte zur Verbreitung der Volkslieder bei. Fast jeder Volksliedsänger hat sich seine eigene Sammlung angelegt. Die Notenkundigen schrieben sich auch vereinzelt die Melodien auf. Diese finden wir namentlich in den handschriftlichen Gitarre- und Lautenbüchern. Im 18. und bis Mitte des 19. Jahrhunderts waren Gitarren, Lauten und Harfen die beliebtesten Hausinstrumente der musikliebenden Grafschafter Bevölkerung; wir wissen das aus den Zettelinschriften der einstmals blühenden Geigenbauerkunst unserer Heimat. Die genaue Durchforschung der mir zugänglichen geschriebenen Liederhefte führte zu dem Ergebnis, daß die aufgeschriebenen Stücke vielfach wortgetreue Kopien fliegender Blätter waren. Seltener trug man Texte aus eigener Erinnerung ein. Mündliche Überlieferung, Drucke und Niederschriften spielen derartig ineinander, daß es schwer wird, die Urquellen zu entdecken und die ursprüngliche Lesart gewisser Stellen zu bestimmen. So schreibt John Meier:[7] „Druck

[5]) Verlag A. Walzel, Mittelwalde, 1922 u. 23.
[6]) R. Karger, Guda Obend! 8. Jahrg., 1918, Mittelwalde, Walzels Verlag; S. 7.
[7]) John Meier, Kunstlieder im Volksmunde, Halle, 1906; S. XLIV.

und mündliche Verbreitung verschlingen sich ineinander: der Inhalt der fliegenden Blätter wird volkläufig und die volkläufige Form der Lieder wird wieder in die Drucke aufgenommen. Das zeigt die Zersungenheit der Lieder in fliegenden Blättern wie Sammlungen und die Anwesenheit von Sprechformen in dem gedruckten Wortlaut." Die geschriebenen Liederhefte wurden wiederum kopiert, Schreib- und Auslassungsfehler schlichen sich ein, Fremdwörter erfuhren merkwürdige Umdeutungen; so können wir den John Meierschen Feststellungen neue hinzufügen, die das Zersungensein unserer Volkslieder erklären.

Die ersten Aufzeichnungen von Volksliedern der Grafschaft Glatz für den Druck gehen zurück bis auf Kaplan Rupprecht in Reyersdorf, der vor 1840 46 Lieder für die Sammlung: „Schlesische Volkslieder mit Melodien" von H. von Fallersleben-Richter, Leipzig, 1842, einsandte. Der um die heimatliche Geschichtsforschung hochverdiente Seminardirektor, Schulrat Dr. Franz Volkmer, z. Z. in Glatz, gab dann die nächsten kräftigen Anregungen zur Aufzeichnung des heimatlichen Volksliederschatzes. In seiner mit Dr. E. Scholz und Dr. W. Hohaus herausgegebenen, 10 Bände umfassenden „Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatskunde der Grafschaft Glatz", Verlag Frankes Buchhandlung, Habelschwerdt, ist schon eine ansehnliche Anzahl von heimischen Volksliedern erstmalig veröffentlicht worden, eine Frucht emsigen Sammelfleißes von Lehrern und Seminaristen der Grafschaft Glatz.[8] Als Einsender werden genannt: Musikdirektor Wilhelm Kothe, Schulrat Dr. Volkmer, Chorrektor Exner, sämtlich in Habelschwerdt, Lehrer Heinsch, Dürrkunzendorf, Lehrer Adam Langer, Conradswalde, Kantor Mader, Lewin, Lehrer Thamm, Rengersdorf, Lehrerin E. Bittner, Habelschwerdt, Schulrat Vogt, Habelschwerdt, Chorrektor Zenker, Albendorf, Lehrerin Biermann, Habelschwerdt, die Seminaristen Robert Marwan, Hermann Brauner, Karl Marwan, Franz Liebich, Joseph Gebauer, Joseph Spitzer, Joseph Urban, Max Burghart, Franz Ludwig, Chlodwig Winge, Paul Stein, August Volkmer. Aber nicht alles gesammelte Material konnte damals verarbeitet und veröffentlicht werden. Schulrat Dr. Volkmer übergab mir nach meinem Amtsantritte am Lehrerseminar zu Habelschwerdt die noch vorhandenen Bestände der zwischen 1880—1890 gesammelten Lieder mit der Bitte, die Sammelarbeit erneut aufzunehmen und das Werk der Vollendung entgegenzuführen. In achtjähriger, unverdrossener Arbeit, treu unterstützt durch die Lehrerschaft der Grafschaft Glatz, durch Seminaristen und Volksliedfreunde, gelang es, zunächst über 1000 verschiedene, in den heimatlichen Bergen gesungene Lieder aufzuzeichnen. Nach kritischer Sichtung konnten davon mit dankenswerter Unterstützung von Behörden, Kommunen, Vereinen und einzelnen Gönnern 736 Stücke in einem 576 Seiten starken Sammelbande 1911 der Öffentlichkeit übergeben und für die Nachwelt gerettet werden. Der Stein war ins Rollen gekommen. Weite Kreise wurden auf den Volksliederschatz der Grafschaft Glatz aufmerksam. Von vielen Seiten wurde ich auf bisher noch unveröffentlichte Stücke aufmerksam gemacht. Als besonders ergiebige Fundorte erwiesen sich Birkhagen, Bielendorf, Oberlangenau und Rengersdorf. Ein Versuch, das Restmaterial in der wissenschaftlichen Beilage der Monatsschrift des Glatzer Gebirgsvereins „Die Grafschaft Glatz" unterzubringen, mußte aufgegeben werden, weil diese Beilage leider einging

[8]) Jhrg. I, S. 90, 244, 251; Jhrg. II, S. 72, 162, 261, 263; Jhrg. III, S. 78, 86, 175, 235; Jhrg. IV, S. 26, 84, 160, 266; Jhrg. V, S. 75, 244; Jhrg. VI, S. 81, 158; Jhrg. VII, S. 90, 187, 284; Jhrg. VIII, S. 143, 179, 238; Jhrg. IX, S. 1, 250.



und das Material in ungeahnter Weise anwuchs. Die Herausgabe eines noch umfangreicheren Schlußbandes der „V. d. Gr. Gl." wird fest ins Auge gefaßt. Ob es möglich sein wird, unter den bestehenden Verhältnissen auch diesen Band herauszubringen, hängt von der Zukunft ab. Jedenfalls sollen die Arbeiten am Schlußband energisch gefördert werden, damit im ungünstigsten Falle die zahlreichen Manuskripte druckfertig der Nachwelt übergeben werden können. Unsere Volkslieder sind und bleiben Kulturdokumente der Heimat.

Die Volkslieder der Grafschaft Glatz wurden meist im Hochdeutschen, vielfach aber auch im Dialekt gesungen. Gerade die bodenständigen Stücke erscheinen im Dialekt. Vieles von dem, was hereinkam, wurde ebenfalls mit dem Volksdialekt untersetzt, nicht selten ganz vom Dialekt erfaßt. Daß in der Grafschaft Glatz der Dialekt nicht einheitlich gesprochen wird, weiß jeder Kenner. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die verschiedenen Dialektunterschiede aufzuzeigen und die Sprachgebiete abzugrenzen. Mit Nachdruck soll aber der Wert der Dialektlieder betont werden. In der Volkssprache bleibt manches im Schriftdeutsch längst verschollene Sprachgut erhalten, der Sprachforscher und Kulturhistoriker findet wertvolle Belege, die Seele des Volkes spiegelt sich nirgends klarer als in seinen Dialektschöpfungen. In seinem Erlaß vom 17. Dezember 1919 hat auch der preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung ausgeführt: „Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es von großer Bedeutung ist, die deutschen Mundarten neben der deutschen Schriftsprache lebendig zu erhalten, da sie der unerschöpfliche Quell für den Wortschatz unserer Schriftsprache sind und in ihnen die Eigenart der deutschen Stämme ihren sprachlichen Ausdruck findet. Ich lege daher Wert darauf, daß auch in den Schulen die heimische Mundart die ihr gebührende Berücksichtigung findet." Daß auch in der Volkssprache Stücke mit rein lyrischem Einschlage trotz aller Derbheit von tiefer Wirkung sein können, soll das nachstehend angeführte, aus dem Landecker Grenzgebiet eingelieferte Volkslied „Klage"[*]) dartun:

1. Wenn ich war geschtarba sein,
Do leet mich ei de Riesla nei.

2. Ei de Riesla ruut, ei a weißa Klie,
Datt scheint de liebe Sonne hie.

3. Rosmarin ŏăn Veilchenkraut,
Ich hŏă mäm Schŏătz zu viel v'rtraut.

4. Zu viel vertraun tutt seld'n gutt,
De Mŏănnsleit trään än schtolza Mutt.

5. Än schtolza Mutt, än falscha Sinn,
Se sään d'r Liecha gŏăr zu viel.

6. Se hŏăn a Maul wie a Taubahaus,
De Liecha fliecha 'rei ŏăn 'naus.

7. Oan wenn se a Mädla betroocha hŏăn,
Do fiehrt se d'r Guckuck weit d'rvoon.

8. A fihrt se woll hend'r a grienen Wald,
Do senga de Vechala jong ŏăn alt.

---

*) V. d. Gr. Gl., S. 127, Nr. 98.

9. „Seng, seng, du liebes Vechelein,
Du sollst woll heit mei Treester sein."

10. „„Sool ich heit dei Treester sein?
Ich bien dǒǎs kläne Waldvechelein.""

11. „Best du dǒǎs kläne Waldvechelein,
Do zeich m'r deine Federlein.

12. Sein se schwarz ǒǎber sein se ruut,
Laabt mei Schǒǎtz ǒǎber is a tuut?"

13. „„A is schon tuut, a is d'rschlään,
Sei Grǒǎb sool ruute Riesla trään.""

Nachweisbar sind einzelne Schöpfungen von zwei schlesischen Dialektdichtern so ins Volk gedrungen, daß das Volk sie als eigen übernahm und sein Herrenrecht an ihnen behauptete: Stücke von Franz Schönig und Heinrich Tschampel. Franz Schönig (1760—1828) ist wohl der älteste Dialektdichter der Grafschaft Glatz. Zu einer Zeit, in der man den Wert des Dialekts noch lange nicht erkannt hatte, schrieb er eine große Zahl innerlich nahe verwandter, das Volksleben echt erfassender Gedichte im Dialekt der Dörfer um Mittelwalde. Einen Teil seiner Poeme veröffentlichte 1842 der Neisser Gymnasiallehrer August Kastner;[10]) einen Neudruck dieser Auswahl und Erstveröffentlichung inzwischen aufgefundener Manuskripte veranlaßte der Braunauer Großindustrielle Dr. Eduard Langer in seiner „Volkskunde aus dem östlichen Böhmen". Gewisse Lieblingsausdrücke Schönigs: „Mei hazzeliewer", „der Jandar", „wer hon ses fürgenomma", „du liewer Got", „beißa on bromma", „Globt sei Jes Chrest" u. a. verraten die Autorschaft Schönigs in manchem seiner zerstreut aufbewahrten Manuskripte. Der „kleine Schönig" lebte seine Tage in drückendsten Verhältnissen als schlecht bezahlter Sekretär oder Kanzlist in Mittelwalde; aber er besaß einen goldenen Humor, war als Gesellschafter überall beliebt. Man schätzte ihn schon zu Lebzeiten als fruchtbaren, witzigen Gelegenheitsdichter. Wir wissen aus den Berichten seiner Tochter und aus den Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen, daß er häufig seine Poeme selbst vortrug, mit einer einfachen Melodie versah und, da er ein geschickter Sänger wie gewandter Gitarren- und Lautenspieler war, vortrefflich begleitete. So wußte er besser wie mancher andere seine Gedichte und Lieder recht sanglich zu schreiben; so erklärt es sich aber auch, daß eine ganze Reihe Stücke ins Volk drangen, von ihm ohne Kenntnis des ursprünglichen Autors übernommen wurden und Volkslieder geworden sind. Die verbreitetsten Stücke sind an anderer Stelle bereits genannt worden. — Eine ebenso glückliche Feder führte Heinrich Tschampel,[11]) gest. 1849 zu Quolsdorf i. Schl., dessen mundartliche Gedichte vielfach den Volkston trafen, vom Volke aufgenommen, zurechtgesungen und z. T. noch heute verbreitet sind. In der Grafschaft Glatz sind folgende Stücke Tschampels heimisch und zu Volksliedern geworden: „Ma sitt etz kaine Blümla blühn" (Der Winter), „Ihr Loitla, ich bien oich a gleecklicher Mǒǎn" (Der glückliche Ehemǒǎn), „Ich bien a Schmied, dǒǎs wißt'r" (Der Schmied), „A Pauer nǒǎhm amol sich für" (De Schlietafuhre), „Do war ich nächta ei der Schänke" (Kriegsnoiigkeeta), „A Junge dient als Kühprinz bei a'm Pauer"

[10]) August Kastner, Glätzische u. hochdeutsche Gedichte v. Franz Schönig. Neisse, J. A. Müller, 1842.
[11]) Heinrich Tschampel, Gedichte in schlesischer Gebirgsmundart. 2. Auflage. Schweidnitz, Ludwig Heege, 1854.



(Der Kühjunge), „Soaß a Obstmoan do und horrte" (Der meckrige Obstmoan). Es bleibt abzuwarten, was aus der neu aufblühenden Dialektdichtung unserer engeren Heimat Volksgut werden wird.

Eines dürfen wir uns nicht verhehlen: das Volkslied ist auch bei uns im Verlöschen. „Vor dem Lärm der Neuzeit weicht es erschreckt in die Einsamkeit zurück. Vor dem Dampf der Lokomotiven, vor dem Qualm der Fabrikschlote verschwinden die Volkslieder; die vorrückende Kultur verscheucht den altheimischen Volksgesang. Wie ein scheues Reh aus Waldesdickicht lugt noch hier und da ein Kind der Volksmuse mit seinen Märchenaugen hinein in eine wundersam verwandelte Kulturwelt voll Qualm, Lärm und Unruhe. Sonst ist's still geworden vom Volksgesang in der heutigen Zeit." (Martin Clausnitzer, Vom Volkslied.) Schon vor 15 Jahren mußte ich in der Einleitung zu meinen „V. d. Gr. Gl." (S. VI u. f.) schreiben: „Durch den alles nivellierenden Verkehr droht dem Volksliede auch in den entlegensten Gebirgsdörfern baldiger Untergang. Das Spinnrad steht unbenutzt und verstaubt auf den Dachböden, landwirtschaftliche Maschinen verdrängen den Handbetrieb; Zeitung und Kalender, vor Jahrzehnten noch unbekannte Dinge, werden am Abend fleißig gelesen; in Schenken und Wirtshäusern erklingen Grammophone, Orchestrions und mechanische Klaviere; leichtgeschürzte Operettenmelodien werden durch Drehorgeln, Theater- und Tanzkapellen verbreitet und gern gehört. Alte Männer und Frauen haben die heimischen Volksweisen im Gedächtnis aufbewahrt, singen aber auch nur selten. Melodien und Texte erscheinen nicht selten verkümmert, manchmal sind nur Bruchstücke vorhanden, die jüngere Generation übernimmt dieses geistige Erbgut der Alten kaum mehr." Heute kann diesen Tatsachen noch hinzugefügt werden, daß das Radio sich mehr und mehr verbreitet und sich zu einem weiteren Hindernis für alles persönliche Musizieren — dazu gehört in erster Linie der Volksgesang — auswächst. Martin Clausnitzer fragt in seiner Abhandlung vom Volkslied: „Was singt das Volk nun? Nicht mehr die Volkslieder, die man vor Jahrzehnten sang. Häufig nichts als rohe Trink- und Zotenlieder, Gassenhauer, neueste Kouplets, Operettenmelodien aus Theatern, oftmals bis zum Ekel. Als wahren Gefühlsausbruch sieht kein vernünftiger Mensch derartige Lieder an. Hört man aber ein gutes Volkslied singen, so klingt es fast immer so unsagbar traurig, daß einem das Herz zusammengepreßt wird. Gewiß, das deutsche Volkslied hatte immer etwas Melancholisches; das kommt nach einer schönen Bemerkung eines Psychologen daher, weil die Volksseele in ihrer einfachen Lebensbeobachtung das Leben selbst viel tiefer und wahrer auffaßt als der sogenannte gebildete Mensch."

Mit dem Hinsterben des Volksliedes steht in engem Zusammenhange die Verkümmerung des Volksgemüts. Neben all den ungeahnten Fortschritten der Technik, der Industrie, dem Jagen nach Verdienst und Erwerb, den sozialen und politischen Kämpfen der Gegenwart, der fast einseitig und fanatisch betriebenen Körperkultur durch Spiel und Sport muß das Gemütsleben verdorren. Es ist eine Lücke entstanden, die durch alle Güter der Kultur nicht ausgefüllt werden kann. In einzelnen Kreisen erkennt man die Gefahren, denen wir unaufhaltsam zutreiben. Man hofft, durch eine geistige Erneuerung von innen heraus, durch Vertiefung der religiösen Anschauungen, durch Wiederbelebung des Musizierens im Volke das zum Brachland gewordene Gemütsleben des deutschen Volkes wieder aufzulockern und fruchtbar zu machen. Wir dürfen



uns freuen über die im Aufblühen begriffene Jugendbewegung, die, vom Geiste sittlicher Erneuerung getragen, das Leben in und mit der Natur, das frohe Wandern, das frisch-fröhliche Singen und Musizieren betont und pflegt. Dazu rechne ich alle Jugendvereinigungen, die die Pflege des Gemütslebens nachdrücklich betonen: Quickborn, Jungborn, Wandervögel, Neudeutschland u. a., nicht aber jene Bünde, die einseitig politisch eingestellt sind und in denen die Jugend frühzeitig verhetzt und vergiftet wird. Der Gesang spielt in den vorher genannten Bünden eine bedeutsame Rolle; unsere besten deutschen Volkslieder werden wieder ausgegraben, mit Gitarre oder Laute sinnig begleitet, und so dürfte ein Teil des deutschen Volksliederschatzes nunmehr auf umgekehrtem Wege in das Volk hineinwandern: vom Sammelwerke zum Sänger und dann zur Menge. Eine staatliche Kommission ist seit Jahren damit beschäftigt, alte und neue Volkslieder, das volkstümliche und Kunstlied in sorgfältig redigierten Ausgaben und in trefflichem Tonsatze herauszubringen. Die je zweibändigen Ausgaben für Männer- und gemischten Chor sind wohl allgemein bekannt und verbreitet. Ein großzügig angelegtes Liederbuch für die Jugend befindet sich in Vorbereitung. Von der Preußischen Akademie der Wissenschaften werden, nach Landschaftsgebieten geordnet, kleinere Volksliedersammlungen in ein- und zweistimmigem Satze mit Lautenbegleitung in die Öffentlichkeit gebracht. Laute und Gitarre, z. T. auch die Zither, erobern sich langsam, aber stetig ihren alten, vor Jahrhunderten behaupteten Ehrenplatz im Hause. Das Volkslied ist der unzertrennliche Gefährte gerade dieser Begleitinstrumente. Eine Fülle von meist recht gut bearbeiteten Liedersammlungen mit Lautenbegleitung, in denen das Volkslied dominiert, erschien im letzten Jahrzehnt auf dem Markt. Die Zahl der Volkslieder, die sich zur Pflege in unseren Volksschulen eignen, ist verhältnismäßig gering, da ja die weitaus meisten Stücke auf das Liebesleben eingestellt sind und aus diesem Grunde wegfallen müssen. Aus unserem Volksliederschatze kämen für Volksschulen in Betracht eine Anzahl edler Legendenlieder, z. B. „Es sangen drei Engel einen schönen Gesang“, „Maria wollte wandern gehn“, „Ritter Sankt Georgius wollt reiten ins Feld“, ferner die zahlreichen religiösen Volkslieder. Warum sollten nicht auch in schlesischen Schulen einige der charakteristischen Sommersonntaglieder, einige harmlose Vierzeiler im Dialekt wieder hervorgeholt werden? Die gelegentliche, stilgemäße Aufführung eines der heimatlichen Advent-, Weihnachts- oder Dreikönigsspiele, des Sommer- und Winterspiels wird uns den schlichten Sinn unserer Voreltern lebhaft in Erinnerung bringen. Reich ist die Auswahl an religiösen Volksliedern auch für den Kreis der Erwachsenen. Viele Gemeinden der Grafschaft Glatz haben ihren eigenen Stamm religiöser Volkslieder. Das „Grafschafter Gesang- und Gebetbuch“ bietet sowohl alte, in ganz Deutschland verbreitete, als auch geistliche Volkslieder aus den heimatlichen Landschaften. Wer Sinn und Verständnis für die Pflege deutschen Volkstums hat, wird den alten, kernigen, ehrwürdigen Liedern gern den Vorrang geben vor den oft weichlich-süßlichen geistlichen Liedern der jüngeren Zeit. — Im Konzertsaale ist zwar nicht das eigentliche Feld des naturfrischen Volksliedes; aber in das Festgewand des gemischten oder Männerchores gekleidet, wird es, gut einstudiert, seinen Ehrenplatz behaupten. In jeder Vortragsfolge eines gemischten oder Männerchores müßten ein oder mehrere Volkslieder eingeflochten werden. Für Eltern- und Heimatsabende wüßte ich nichts Besseres, als Volkslieder gut vorzutragen; bei historischer



Stücken, Balladen und Legenden empfiehlt es sich, den Boden durch einige einführende Worte vorzubereiten.

Geeignete Gelegenheiten, das Volkslied zu pflegen, sind viele. Jeder suche an seinem Platze und nach seinen Kräften für die Wiedergeburt unseres deutschen Volksliedes im allgemeinen und des heimischen Volksliedes im besonderen zu wirken. Auch das ist Aufbau am deutschen Volke und wertvolle Arbeit im Dienste der Heimat.



Die Kunst in der Grafschaft Glatz

Von Professor Dr. Paul Knötel.

Noch heute umzieht auf den die Grafschaft einschließenden Gebirgen ein dichter Waldgürtel fast das ganze Land. Einst aber war es mit Ausnahme weniger Ödländereien völlig mit Wald bedeckt. Das spiegelt sich auch in seiner Geschichte wider. Im Gegensatze zu dem übrigen Schlesien, das überreich an vorgeschichtlichen Fundstätten und Funden ist, sind bisher in unserem Gebiete nur sehr wenige nachweisbar, und es ist kaum anzunehmen, daß sich ihre Zahl in der Zukunft noch stark vermehren wird. Erst die deutsche Bauernzuwanderung des Mittelalters lichtete den Gürtel und nahm allmählich alles Land, das noch dem Pfluge zugänglich war, unter diesen. Zeugnis davon legen die langen Dorfreihen mit ihren fast ausschließlich deutschen Namen und der zu ihren beiden Seiten ausgedehnten Ackerflur ab, die sich rechts und links der Neiße und Steine von den Höhen herab ins Tal ziehen. Immerhin blieb die Grafschaft noch ein Land der Wälder, und diese lieferten den Bewohnern den Baustoff für ihre Häuser. Das hat bis in die neueste Zeit gedauert. Mit Kunst haben diese Bauten an sich nichts zu tun, aber indem sie aus der Praxis des bäuerlichen Lebens herauswuchsen und den Zweckgedanken klar zum Ausdruck bringen, wirken sie ästhetisch befriedigend und damit wirklich künstlerisch, zumal sie im engsten innerlichen Zusammenhange mit dem Boden stehen und so mit ihm eine unzertrennbare Einheit bilden. Durch die sogenannte Frankspitze, die aus der vorderen Langseite herauswächst oder, auf hölzernen Säulen ruhend, noch ein Stück vor diese heraustritt, erfährt das Gesamtbild häufig noch eine starke Bereicherung.

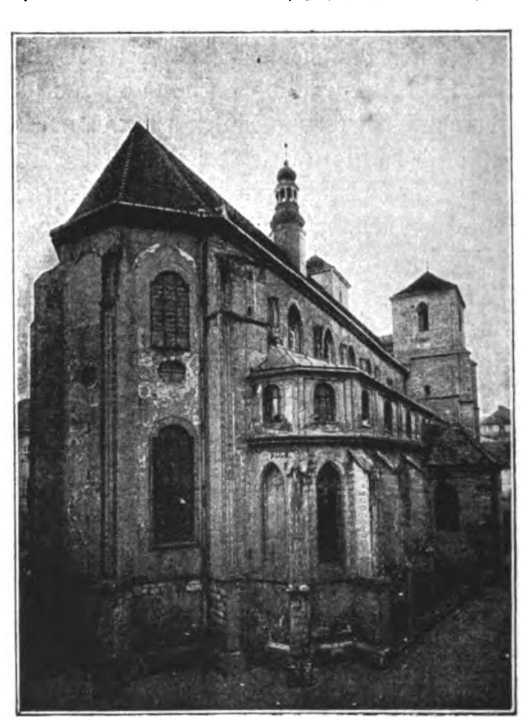
Sehr langsam und spät ist auch in den Städten der Massivbau an die Stelle des Holzbaus getreten, wodurch sich auch die zahlreichen Brände erklären, die immer wieder ganze Ortschaften in Asche legten. Wenn in Urkunden des 14. Jahrhunderts in der Stadt Glatz „Steinhäuser" der Familien Lywste und Blumil erwähnt werden, so ergibt sich daraus, daß damals selbst die Häuser der reicheren Leute noch meistens aus Holz bestanden. Wie sich eine solche mittelalterliche Gasse mit Holzhäusern darstellte, läßt uns die Grulicher Straße in Mittelwalde noch heut bis zu einem gewissen Grade erkennen. Auch die Kirchen wurden zunächst noch aus Holz aufgeführt. Soll doch sogar die Glatzer Pfarrkirche bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts aus diesem Stoffe bestanden haben. Aber noch 1631 gab es in der Grafschaft achtzig Holzkirchen, wie wir aus dem Dekanatsbuche des Hieronymus Keck erfahren.

Die eigentliche Kunstgeschichte der Grafschaft beginnt erst mit dem 14. Jahrhundert, als in dem benachbarten Böhmen, zu dem sie bis zur Besitzergreifung durch den großen Friedrich politisch gehörte, das Geschlecht der Luxemburger herrschte. Hier setzte damals, zunächst unter französischem, dann aber zunehmend unter deutschem Einflusse, eine gewaltige Kunstblüte ein, die sich, dem Zeitgeiste entsprechend, naturgemäß ganz vorwiegend auf kirchlichem Gebiete betätigte. Ihre Wirkungen machten sich auch bei uns geltend. Als ein



Vorläufer kann die katholische Pfarrkirche in Habelschwerdt angesehen werden, deren Kernbau noch dem 13. Jahrhundert angehört. Charakteristisch an ihm ist die Zweischiffigkeit des Langhauses und der Abschluß des Chores nach sechs Seiten eines Zehnecks, so daß ein Strebepfeiler desselben in seiner Mittellinie steht. Auch das geht auf böhmische Einflüsse zurück.

Unsere Hauptteilnahme beansprucht natürlich die Landeshauptstadt Glatz. Hier häuften sich seit dem 12. Jahrhundert die kirchlichen Stiftungen. Die ihren nachfolgenden Namen beigesetzten Jahreszahlen bezeichnen das Jahr ihrer Stiftung, soweit dieses bekannt ist, oder das ihrer ersten urkundlichen Erwähnung: ältere Pfarrkirche zu St. Wenzeslaus 1183, jüngere Pfarrkirche zur hl. Jungfrau 1194, Minoritenkloster mit Kirche 1257, Kapelle im Spital der Kreuzherren 1275, Burgkapelle 1300, Kapelle zu St. Georg im Spital der Aussätzigen 1300, die 1475 den Minoriten von der strengen Observanz überwiesen wurde, Kirche der Augustinerchorherrn mit Kloster 1349, Kapelle im Spital zum heiligen Geist 1376. Mit Ausnahme der Marienpfarrkirche und der ursprünglichen Kapelle zu St. Georg ist von den mittelalterlichen Bauwerken dieser Stiftungen nichts bis auf unsere Tage gekommen. Die den reformierten Minoriten überwiesene Georgskirche ist heut evangelische Pfarrkirche und durch spätere Um- und Anbauten so stark verändert, daß das Mittelalterliche an ihr kaum mehr in die Erscheinung tritt. Sehr zu bedauern ist der vollständige Verlust der Augustinerchorherrenkirche, des Domes, wie sie später genannt wurde, die 1627 mit dem Stifte zusammen abgetragen wurde. In Böhmen sind noch heut eine Anzahl von Kirchen dieses Ordens erhalten, die in der Kunstgeschichte eine hervorragende Rolle spielen, vor allem der Zentralbau von Karlshof in Prag. Bei dem engen Zusammenhange der einzelnen Niederlassungen einer klösterlichen Genossenschaft darf man annehmen, daß auch die Glatzer Kirche der Augustiner über das künstlerische Mittelmaß hinausgeragt haben wird, zumal sie eine Stiftung des kunstsinnigen ersten Prager Erzbischofs Arnestus war, der in der Glatzer Pfarrkirche sein Grab gefunden hat. Die Ansicht der Kirche auf dem Bilde von Glatz in Merians Topographie von 1645 läßt bei aller Unvollkommenheit soviel erkennen, daß es sich um ein Gotteshaus mit längerem Langhaus und Chor handelte, denen im Westen ein niedriger Turm vorgelagert war. Vielleicht bildete die Klosterkirche von Raudnitz in Böhmen, deren Chor 1340 geweiht worden war, das Vorbild. Von der weiterhin im Kloster gepflegten Kunstübung zeugt der Umstand, daß hier der „pictor sollempnis“ Meister Wilhelm von Aachen in den Jahren 1464—66 beschäftigt war.



Pfarrkirche zu Glatz

Das mittelalterliche Hauptwerk der Grafschaft ist die Pfarrkirche der Hauptstadt. Wie die meisten Kirchen dieser Zeit stellt sie sich als das Ergebnis einer längeren Bauzeit dar, die von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis in die des 16. Jahrhunderts reichte, ganz abgesehen von der wesenhaften Veränderung, die sie in der Barockzeit erfahren hat. Die schiefe Stellung des westlichen Hauptportals zu dieser Seite läßt erkennen, daß dieser Teil einen älteren, nicht zur Durchführung gekommenen Bau aus der Mitte des 14. Jahrhunderts angehört, der ganz aufgegeben wurde, um einen größeren Plan zur Ausführung zu bringen. Ohne Berücksichtigung der späteren Anbauten zeigt sich das Bauwerk als eine gotische Basilika, deren drei Schiffe nach fünf Seiten des Achtecks geschlossen sind, während sich im Westen zwei nie völlig ausgebaute Türme erheben. Auch hier läßt sich der böhmische Einfluß nicht verkennen. Man denkt unwillkürlich an die schöne Theinkirche in Prag, obgleich natürlich auch andere Vorbilder maßgebend gewesen sein können. Böhmisch ist hier natürlich nicht gleich tschechisch zu setzen. Hier wie dort haben wir es mit Schöpfungen deutscher Meister zu tun, wenn uns auch ihre Namen unbekannt sind. Erst aus dem 15. Jahrhundert hören wir einen solchen. An dem nördlichen, sogenannten schwarzen Turme befindet sich unter der Steinfigur des Schmerzensmannes eine Minuskelinschrift, die besagt, daß der Grundstein zu ihm am zweiten Tage vor St. Sophia 1487 durch den Herzog Karl von Münsterberg gelegt worden sei. Zum Schluß steht der Name Hans Strausberger, der niemand anders als dem Baumeister geeignet haben kann. Neben der erwähnten Bildsäule unter einem in spätgotischen Formen gehaltenen Baldachin weist auch der übrige bildnerische Schmuck gerade dieses Turmes auf die Beeinflussung durch die böhmische Kunst hin. Gegenüber den meisten schlesischen Kirchen aus Backstein mit spärlicher Verwendung des Hausteins gibt die Aufführung des Glatzer Gotteshauses in Quadersandstein — wahrscheinlich von der Heuscheuer — ihm eine besondere Stellung in der schlesischen Kunstgeschichte.

Von Schöpfungen der Bildhauerkunst und Malerei des Mittelalters hat sich aus noch zu besprechenden Gründen hier wie auch in der übrigen Grafschaft wenig erhalten. Aus der Schule des Prager Baumeisters Peter Parler von Gmünd, der wie damals üblich auch Bildhauer war, stammt die Grabfigur des 1364 gestorbenen, schon erwähnten Erzbischofs Arnestus. Leider war der Kalkstein, aus dem sie gearbeitet ist, wenig widerstandsfähig und ist infolgedessen in mehrere Stücke zersprungen. Es ist das um so mehr zu bedauern, da die Gestalt schon zu Lebzeiten des Bischofs von ihm selbst — sicher in Prag — in Auftrag gegeben worden war und wir deshalb ein treues Bildnis voraussetzen dürfen. Aber gerade das Antlitz ist ganz zerstört. Auch in seinem gegenwärtigen traurigen Zustande läßt sich das Werk als tüchtige Leistung erkennen. Mit der Zeit des Arnestus stehen noch zwei andere Kunstschöpfungen in Verbindung. Das Mittelstück des großen barocken Hochaltars bildet die Schnitzfigur einer Madonna mit Kind, die die Legende mit jenem in nächste Beziehungen gebracht hat. Eine zweite Madonnenfigur erhebt sich auf einer jüngeren Konsole im südlichen Seitenschiff. Beide Bildwerke tragen stilistisch den Charakter der höfisch beeinflußten Kunst aus der Frühzeit des Luxemburgischen Hauses. Dieses aristokratische Element vermischt sich allerdings schon mit der Eigenart der uns unbekannten Meister bürgerlicher Abkunft, die sich besonders in der Behandlung der Jungfrauengesichter zeigt. Das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin birgt das Tafelgemälde der sogenannten Glatzer Madonna des Erzbischofs Arnestus. Unter einem architektonischen Aufbau, wie er der damaligen böhmi-





Marienfigur im Hochaltar der Glatzer Pfarrkirche

schen Kunst eigentümlich ist, sitzt die Heilige als Königin des Himmels mit dem nach älterer Art bekleideten Christkinde. Das Bild steht in engerem Zusammenhange mit dem dem Namen nach unbekannten Meister von Hohenfurth in Böhmen, aus dessen Schule auch das feine Marienbildchen des Breslauer Bischofs Przeslaus von Pogrella im Diözesanmuseum stammt, wie auch sonst eine Anzahl Tafelbilder Schlesiens und die Bilder der 1353 in Lüben beendeten Hedwigslegende im Besitze des Barons Guttmann in Wien auf böhmische Einwirkungen hinweisen. Besondere Erwähnung verdient noch ein aus den Jahren 1523/24 stammender Altarschrein in der Annakapelle zu Nieder-Schwedeldorf, der in der Darstellung der hl. Sippe den bürgerlichen Charakter der damaligen Kunstübung trefflich erkennen läßt.

Daß auch die edle Goldschmiedekunst in der Stadt Glatz eifrig betrieben wurde, beweisen uns die Namen von Männern dieses Gewerks, die wir von 1356 an aus Urkunden kennen. Von Schöpfungen ihrer Hand scheint allerdings nichts erhalten zu sein.

Bisher haben wir nur von Werken der kirchlichen Kunst gehandelt. Ihr gegenüber tritt die weltliche fast ganz zurück, und zwar um so mehr, je länger man am Holzbau festhielt. Ein gewisses malerisches Element brachten in die Städte jedenfalls die Lauben, wenn sie ja auch nur praktischen Zwecken dienten. Daß sich solche auch in der Stadt Glatz um den Ring herumzogen, ergibt sich aus dem Ausdruck „hohe Lauben“, der in Urkunden des 15. Jahrhunderts vorkommt. Für den Ersatz der Holzbauten durch massive spricht ein städtischer Beschluß vom 27. Juli 1397, der sich auf die Aufführung von Brandmauern zwischen Nachbargrundstücken bezieht. Er schließt sich inhaltlich an eine Verfügung Karls IV. vom Jahre 1371 an, die er damals für die Stadt Brüx erlassen hatte, die wir wohl aber auch für andere Orte voraussetzen dürfen. Jedenfalls auch das ein Beweis der umfangreichen Tätigkeit dieses hervorragenden Herrschers für die kulturelle Hebung der seiner Herrschaft unterstehenden

Länder. Ein Rathaus wurde von Grund auf von 1396—97 errichtet. Dieses wie auch das bisherige Gebäude diente außer zu Versammlungen vor allem auch zu Kaufzwecken. Darauf weisen manche Urkunden hin, die von Kaufkammern in ihm sprechen. Wahrscheinlich führte durch die ganze Längsachse des Gebäudes ein Gang, an dem diese lagen. Zu den weltlichen Bauten jener Tage gehört auch die steinerne Brücke zum Brücktor, die in den Jahren 1390/91 aufgeführt wurde. Der eine erkerartige Ausbau an ihr gibt sich als der Unterteil einer kleinen, nie vollendeten Kapelle zu erkennen. Mit den später auf ihre Brüstungen aufgestellten Barockstandbildern wirkt die Brücke äußerst malerisch, ob man nun auf die hochgelegene Stadt zu blickt oder vor dem nun verschwundenen Torwege das Auge über sie zum Minoritenkloster schweifen läßt. Trotz des Fehlens allen ornamentalen Schmuckes dürfen hier die drei noch erhaltenen Tor- und Mauertürme von Habelschwerdt als letzte Reste mittelalterlicher Stadtbefestigung nicht übergangen werden, und zwar um so weniger, da sie zur künstlerischen Hebung des Gesamtbildes stark beitragen.

Der kulturelle Aufschwung, den alle diese Bauten und Kunstwerke, vor allem in der Hauptstadt selbst, erkennen lassen, setzt sich dann im 16. Jahrhundert fort und findet sein Ende erst in den Unglückszeiten des Dreißigjährigen Krieges. Einem bekannten Entwicklungsgesetze folgend, macht sich nun das weltliche Element auch in der Kunst mehr bemerkbar. Ein Hauptgrund für das Zurücktreten der Kirche lag in der großen Zahl von Gotteshäusern, die das Mittelalter hervorgebracht hatte. So darf es uns nicht wundern, wenn in der Stadt Glatz selbst kein neuer Kirchenbau entstand. Anders allerdings lagen die Verhältnisse in den kleineren Städten und auf dem Lande. Wie bekannt fand die Reformation bald auch in der Grafschaft Verbreitung. Während sich in der katholischen Zeit die Kirchenbesucher zu den an Sonn- und Feiertagen stattfindenden zahlreichen Hochämtern und stillen Messen verteilen konnten, drängten sie sich nun an den wenigen Gottesdiensten, und so erwiesen sich viele Kirchen als zu klein. Deshalb erfuhr z. B. auch in Habelschwerdt die Pfarrkirche einen Erweiterungsbau. Aber auch eine ganze Reihe von Neubauten fanden statt. Keck erwähnt beispielsweise fünfzehn Holzkirchen, die von den „Häretikern" an Orten errichtet wurden, in denen es bisher überhaupt keine Kirchen gegeben hatte. Auch für den inneren Schmuck der Gotteshäuser war man besorgt. Erst in der Mitte des Jahrhunderts wurde die Glatzer Pfarrkirche insofern vollendet, als die Seitenmauern des Mittelschiffs höher geführt und dieses eingewölbt wurde. Neue Taufsteine wurden in Reinerz 1560 und in Habelschwerdt 1577 beschafft. Im Jahre 1619 stiftete die Witwe Elisabeth Arconautin des Bürgers und Apothekers Helisäus Stöggel zusammen mit ihrem Sohne Sigismund, Apotheker zu Prag, einen neuen Predigtstuhl in die Glatzer Pfarrkirche. Von den zahlreichen Epitaphien, die sicher einst auch in den Kirchen der Grafschaft angebracht waren, hat sich nichts erhalten; verschwunden ist auch das Hochgrab, das die Enkel Heinrichs I. von Münsterberg († 1498) diesem und seiner Gemahlin Ursula († 1508) 1558 in der Glatzer Pfarrkirche zwischen dem Hochaltare und der Arnestustumba errichtet hatten. Es dürfte wohl Ähnlichkeit mit dem Doppelgrabmale Karls I. von Münsterberg-Oels († 1536) und seiner Gattin gehabt haben, das noch in der Pfarrkirche von Frankenstein erhalten ist. An Figurengrabmälern, die uns die lebensgroßen Gestalten meist adliger Herren und Frauen zeigen, ist die Grafschaft arm. Hier sei als Spätling nur der des 1645 verstorbenen Georg Zwiner von Hutberg an der Reinerzer Pfarrkirche angeführt.

Alle diese Schöpfungen zeigen die Formen des im 16. Jahrhundert eingebürgerten neuen Stiles der Renaissance. Wenn man diesen als die Wiederbelebung der Antike bezeichnet, so ist das nur insofern berechtigt, als einzelne Schmuckformen übernommen wurden; im allgemeinen tragen seine Hervorbringungen in Deutschland einen so ausgesprochen deutschen Charakter, daß man von einer völligen Eindeutschung der fremden Formenwelt sprechen kann. Das Mittelalter liegt ihnen noch in allen Gliedern. Von ihm wird auch noch die alte Bauweise, das hochgieblige Bürgerhaus, beibehalten, nur daß der ursprüngliche Dreiecks- oder Stufengiebel durch Volutenschmuck eine reichere Umrißlinie erhält. Vor allem aber legt der Bürger darauf Gewicht, sein Haus durch ein Portal im Renaissancestil zu zieren. Trotzdem das Einbrechen von Läden in neuerer Zeit sehr viele beseitigt hat, finden wir noch eine Anzahl von ihnen in unserer Landschaft. Ein sehr schönes von 1626 sehen wir am alten Seminar in Habelschwerdt, noch mehr aber in der Stadt Glatz. An Stelle der schmalen Haustür des Mittelalters tritt jetzt eine breitere Portalöffnung, die mit einem Rundbogen geschlossen ist und in die oft die Breite des ganzen Hauses einnehmende, gegenwärtig meist verbaute Halle führte. Um diese Öffnung herum erfährt nun das Gewände eine künstlerische Ausbildung, die auf möglichste ornamentale oder figürliche Raumausfüllung der einzelnen Teile ausgeht, nämlich der umrahmenden Pfeiler oder Säulen, der Archivolte und der Zwickel zwischen beiden. Bei dem Portalgewände des Hauses Schwedeldorfer Straße Nr. 4 klingt in der Archivolte der mittelalterliche Spitzbogen noch ganz leise an, wie überhaupt an ihm die neuen Formen noch nicht bemeistert erscheinen, sondern rein äußerlich aufgefaßt und unvermittelt nebeneinander gestellt sind. Dieses Werk stammt von 1557. In anderen vollzieht sich dann im Laufe des 16. Jahrhunderts die Entwicklung zu reineren und größeren Formen, wie etwa an den Häusern Schwedeldorfer Straße Nr. 9 und Kirchgasse 1. Von äußerst malerischer Wirkung sind die Lauben von 1573 an der Böhmischen Straße und am Schloßberg. Man merkt all diesen Schöpfungen den selbstbewußten Bürgerstolz ihrer ehemaligen Besitzer an, der sich außer der Beurkundung durch die Jahreszahl vielfach auch in Inschriften ausspricht. — Bei allem berechtigten Egoismus, der sich darin kund tut, versäumten die Bürger auch

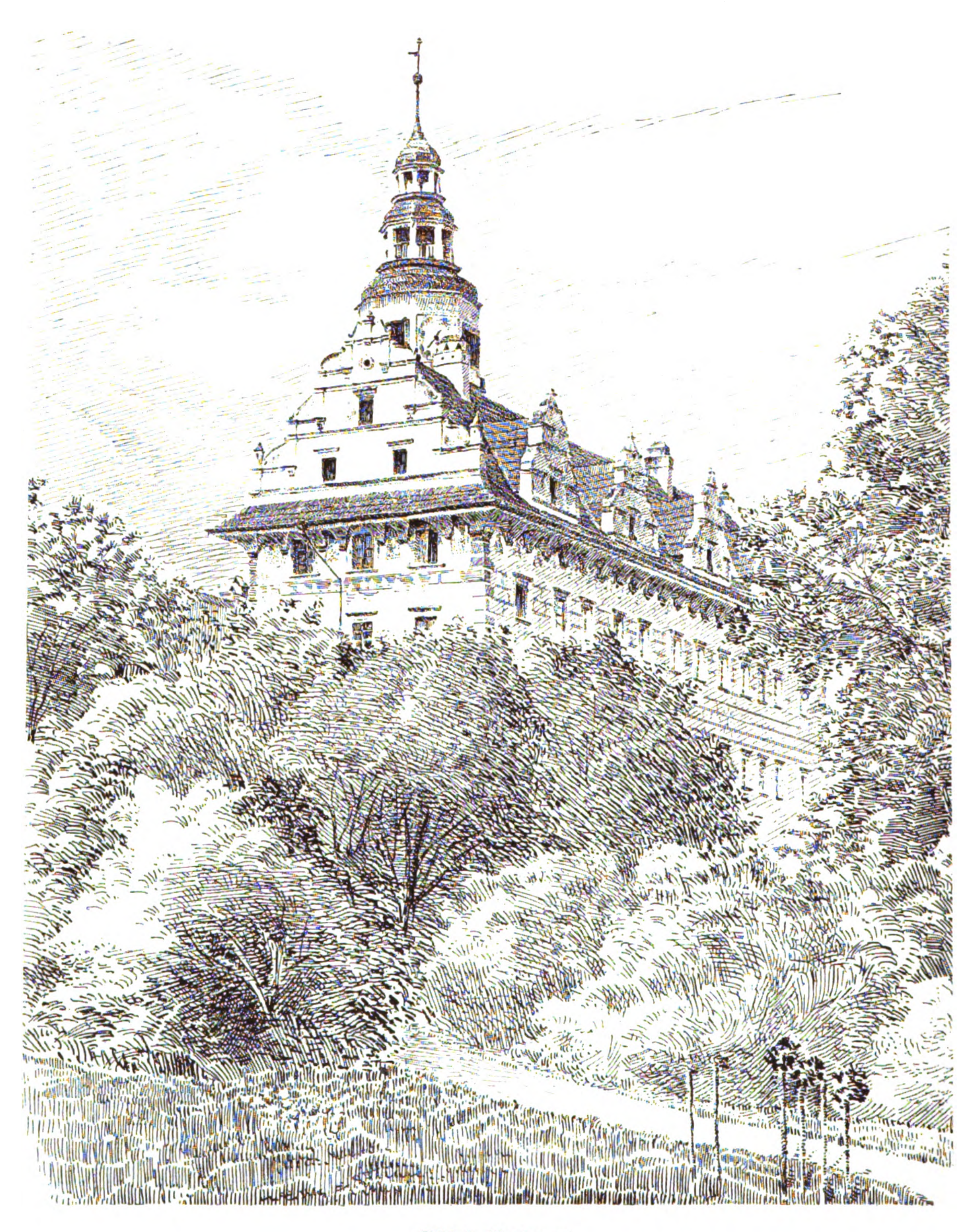


Glatz, Renaissanceportal des Hauses Schwedeldorfer Straße 4

das Wohl der Gesamtheit nicht. Zeugnis davon gibt die Neuaufführung von Rathäusern, die dem Geschmacke und den gesteigerten kulturellen Anforderungen mehr entsprachen als ihre mittelalterlichen Vorgänger. So geschah es 1541 in Habelschwerdt, 1549 in Glatz, 1584 in Reinerz und wahrscheinlich 1609 in Wünschelburg. Nur dieses ist, wenn auch etwas verändert, erhalten. Auf Grund alter Abbildungen läßt sich feststellen, daß das damals entstandene Glatzer Rathaus den Typus des alten Kaufhauses festgehalten hat. Einen gewissen wehrhaften Charakter gab ihm ein Zinnenkranz, der sich rings um das hohe Satteldach herumzog und in den Ecken durch kleine Erkertürmchen unterbrochen war. Der schlanke Ratsturm, der wesentlich das Stadtbild mit bestimmt und als schmale Vertikale einen so trefflichen Gegensatz zu den Horizontalen der Festungswerke bildet, stammt erst aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts.

An dem allgemeinen kulturellen Aufschwunge und der Verbreiterung der Lebensführung nahm auch der landsässige Adel teil. Wie einfach, um nicht zu sagen, ärmlich er früher gelebt, zeigen uns die in ihren geringen Abmessungen beim Fehlen jeglicher Kunstformen bezeichnenden Reste der Burgen Hummel, Karpenstein und Schnallenstein. Als das hervorragendste Werk des Renaissancezeitalters muß zunächst das Schloß Grafenort bei Habelschwerdt hervorgehoben werden, das in seiner weiten Anlage mehr einem Fürstenschlosse gleicht; wahrscheinlich ist es in der Mitte des Jahrhunderts errichtet worden, nachdem die Herrschaft in den Besitz der Herbersteine gelangt war, die sie noch gegenwärtig besitzen. Auch der mächtige, den Hauptbau überragende Turm trägt zur Hebung des Gesamtbildes wesentlich bei. In kleineren Abmessungen ist das benachbarte Schlößchen Ratschin (der Ratschenhof) gehalten, das von 1573 datiert ist. An beiden Bauwerken hat sich noch der Schmuck der Kratzmalereien (Sgraffiten) erhalten, der früher den meisten Schlössern Schlesiens eignete, später aber meist durch Abputz verdeckt wurde. Schließlich sei noch des Schlosses Neudeck an der Straße von Glatz nach Reichenstein gedacht. Sein Hauptportal zeigt gewisse Ähnlichkeiten mit dem erwähnten Türgewände Schwedeldorfer Straße Nr. 4 in Glatz und dürfte von demselben Steinmetzen herrühren. Als solchen haben wir wohl den George Daniel anzusprechen, dessen Name sich an der Einfassung der Kellertür des Neudecker Schlosses findet.

Wie überall in Deutschland, so wirkte auch in der Grafschaft der im benachbarten Böhmen ausgebrochene Dreißigjährige Krieg in wirtschaftlicher wie auch sittlicher Beziehung verhängnisvoll. Während desselben begann, hauptsächlich durch die schon 1595 nach der Landeshauptstadt gekommenen Jesuiten, die Gegenreformation, die das Land wieder völlig katholisch machte. Künstlerisch steht es nun unter der aus Italien über Wien und Prag hierher gekommenen Stilrichtung des Barock. Gerade dieses macht sich noch heut im Gegensatze zu den älteren Stilperioden im Stadt- und Landschaftsbilde überall bemerkbar und verleiht der Grafschaft ihren besonderen Kunstcharakter. An erster Stelle tritt das im Innern der Glatzer Pfarrkirche hervor, die seit dem Jahre 1624 aus den Händen der Malteser in die der Jesuiten übergegangen war. Während diese sonst, wo ihnen keine oder nur kleinere Kirchen übergeben worden waren, seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Neubauten errichteten, die sich zunächst an das Vorbild ihrer Mutterkirche El Gesu in Rom anschlossen, lag bei der Größe des Glatzer Gotteshauses kein Grund dafür vor. So drückten sie dem vorhandenen gotischen Bau ihren Stempel auf. Die nordische Gotik und



Schloß Grafenort

das südliche Barock sind scharfe Gegensätze, aus ganz verschiedenen Voraussetzungen geboren. Dies tritt uns auch am Äußeren störend entgegen. Hier wurden die Seitenschiffe erhöht, um Raum für Emporen im Innern zu erhalten. Zu Gunsten des neuen Hochaltars wurden im hohen Chore die gotischen Fenster beseitigt und durch je zwei breitere, rundbogige übereinander ersetzt, zwischen denen ein Ochsenauge angeordnet ist. Kommen wir hier bei aller malerischen Gestaltung auch durch jüngere Anbauten über ein Gefühl der Unausgeglichenheit nicht hinaus, so ändert sich das sofort beim Betreten des Inneren. Mit dem feinen Sinn für malerische Wirkung und der mit ihm verbundenen Anpassung an das räumlich Gegebene haben auch hier die Jesuitenkünstler es verstanden, den stark überhöhten gotischen Raum des Mittelschiffes gleichsam so zu dehnen, daß er an ihre barocken weiträumigen Originalbauten erinnert und dabei doch das Traulich-Enge der Gotik nicht verliert. Über und über ist das Hauptschiff bis in die Wölbung hinein mit figürlichem und ornamentalem Stuckwerk überzogen. Aber aller Reichtum desselben dient doch, zurücktretend, nur dazu, um das Glanzstück des Ganzen, den Hochaltar, in stärkstem Fortissimo zur Geltung zu bringen. Er wurde 1727 bis 1729 nach einem Entwurfe des Jesuiten Christof Tausch, eines Pozzoschülers, aufgeführt, dessen künstlerische Tätigkeit wir auch sonst in Böhmen und Schlesien verfolgen können. Es ist erstaunlich, wie leicht der ganze Architekturaufbau trotz der Schwere des gekröpften Gebälkes und der Säulen wirkt und sich in den mittelalterlichen Chorraum einpaßt. Der ältere Michael Klar hatte ein Jahrzehnt früher die Kanzel geschaffen, die in dem Aufbau des eigentlichen Predigtstuhls noch an die Renaissance gemahnt, im Deckel aber sich auch dem Drange des Barock nach Auflösung der architektonischen Bindung hingibt. In den Seitenschiffen ist das gotische Gefüge nicht unter Stuck verschwunden, aber auch hier tritt uns das Barock in Bänken, Beichtstühlen, Gittern u. a. in hervorragenden Leistungen entgegen. Mit anderen Jesuitenkollegien Schlesiens verglichen ist das an die Pfarrkirche anstoßende von Glatz äußerst schlicht gehalten und wirkt trotz mancher fesselnden Einzelheiten nicht palastartig. Es ist nach den Plänen Carlo Luraggos von 1655 bis 89 errichtet worden, dessen Spuren wir auch wieder in Böhmen verfolgen können.

Eine zweite Barockanlage eines Klosters finden wir in Glatz auf dem Sande in dem ehemaligen Minoritenkloster. Die zweitürmige Kirche mit ihren Zwiebeltürmen kann in ihrer schiefen Lage zu dem vom Brücktor herankommenden Wege als ein Musterbeispiel für die gesucht malerische und doch ungezwungene Planung der Barockkünstler gelten. Das Innere ist echt italienisch licht und weit, hat aber leider gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts durch eine moderne Ausmalung gelitten. Dagegen bietet das jetzt als Museum dienende Refektorium des Klosters den ungestörten Eindruck eines Prunkraumes jener Tage. Das Deckengemälde, die drei Orden des hl. Franziskus mit der Himmelfahrt Mariae darstellend, ist eine Schöpfung des in Schlesien vielerorts tätigen k. k. Hofmalers Felix Anton Scheffler von 1744. Von größeren Kirchenbauten dieser Zeit sind noch die zweitürmige Kirche von Neundorf (Kreis Habelschwerdt), ein Werk des Festungsbaumeisters und Architekten Jakob Carove aus Glatz vom Anfange des 18. Jahrhunderts, und die berühmte Wallfahrtskirche von Albendorf zu nennen. Diese fällt ganz aus dem geläufigen Schema heraus, insofern das eigentliche Gotteshaus hinter einer breiten Schauseite nach italienischem Vorbilde verborgen ist. Eine gewisse Großartigkeit läßt sich dem Gesamtbilde, auch infolge der vorgelagerten hohen Freitreppe, nicht absprechen.



Wie schon gesagt, finden wir das Barock auch auf dem Lande fast überall als bestimmendes Element, mögen hier völlige Neubauten errichtet oder nur Umbauten vorgenommen sein, bei denen meist den Türmen eine durchbrochene Haube aufgesetzt wurde. Gewöhnlich stehen die Kirchen bei aller Schlichtheit des Außenbaues, und vielleicht auch gerade deswegen, prächtig im Landschaftsbilde, besonders auch dort, wo sie einen Berg krönen, wie das liebliche Kirchlein von Maria Schnee oberhalb von Wölfelsdorf. Ganz eigentümlich sind die rings von offenen Hallen umgebenen Kirchhöfe von Alt-Wilmsdorf, Eisersdorf und Rengersdorf, in deren Mitte sich die Kirche selbst erhebt, stimmungsvolle Stätten der Weltabgeschiedenheit, in bäuerlicher Aufmachung an die Campi santi Italiens gemahnend.

Ebenso stimmungsvoll sind im Rahmen der schönen Glatzer Landschaft die vielen Kapellen und Heiligensäulen des 17. und 18. Jahrhunderts, die sich in großer Zahl in- und außerhalb der Ortschaften an den Wegrändern erheben, mögen sie auch häufig genug im Figürlichen recht schwach sein. Zu den ältesten gehört die Pestsäule vor dem Kreuzkirchhofe am Böhmischen Tore in Glatz. Der streng architektonische Aufbau eignet dann auch noch der Mariensäule auf dem Ringe von Glatz, die ihren Ursprung aus den römischen Triumphalsäulen erkennen läßt. Später aber kommt auch in das Gerüst selbst Bewegung, wie in den Dreifaltigkeits- und Mariensäulen von Habelschwerdt, Landeck und Reinerz, wo z. T. der bedeutungsvolle Dreiecksgrundriß für den Gesamtaufbau und dessen malerische Wirkung von Einfluß ist. Hier sei auch der Steingestalten auf der Brücktorbrücke von Glatz noch einmal gedacht, die wir in dem Gesamtbilde nicht missen möchten. Der bür-



Dreifaltigkeitssäule in Habelschwerdt



gerliche Wohnbau dieser Zeit stellt sich als Weiterentwicklung der vorhergehenden Epoche dar, nur daß die Giebel und Portale großzügiger werden. Gute Beispiele bietet besonders der Ring der Stadt Landeck mit seinen z. T. erhaltenen Laubenhäusern. Als Spätling des Stils ist das die übrigen Häuser stark überragende ehemalige Haus des Kommerzienrats Ignatz Strauch von 1773 auf dem Ringe von Lewin hervorzuheben.

Ging man in den Städten im allgemeinen auf der schon früher beschrittenen Bahn weiter, so fand in den Bauten des Adels eine bedeutsame Veränderung statt. Wohl hatten die Schlösser der Renaissance in bezug auf breitere Lebenshaltung schon einen Fortschritt bedeutet, immerhin aber eignete ihnen noch vielfach die mittelalterliche Enge. Darum erfuhren auch ältere Adelsschlösser wie z. B. Grafenort in unserem Zeitraume An- und Umbauten, besonders im Inneren. Aber es entstanden auch eine größere Anzahl Neubauten, für die einerseits französische, andererseits österreichisch-böhmische Vorbilder maßgebend waren. Wie bei den Schloßneubauten der unumschränkten Fürsten Obelisken, lange Baumreihen, Vorbauten, Kavalierhäuser und Ehrenhöfe auf ihren eigentlichen Sitz vorbereiteten, so geschah es, wenn auch in kleinerem Maßstabe, aber immerhin unter großem Raumaufwand, in Plomnitz und Wallisfurth, wo im Beginn des 18. Jahrhunderts Reichsgraf Michael Wenzel von Althan und Generalfeldzeugmeister Georg Olivier, Reichsgraf von Wallis, Neubauten aufführten. Ein liebliches Idyll bietet uns das Schlößchen Hassitz bei Glatz. Unerläßlich für die damalige Zeit waren mächtige Gartenanlagen mit Terrassen, Wasserkünsten, beschnittenen Hecken und plastischen Steingestalten oder Pavillons dazwischen. Als Musterbeispiel eines solchen kann der Zentralbau eines Gartenhauses in Grafenort dienen, dessen Inneres wahrhafte Orgien barocker Überladung in Stuck feiert. In den Gartenanlagen von Eckersdorf, Pischkowitz, Rückers und Wölfelsdorf vermögen wir uns noch trefflich in die Blütezeit des ersten Standes während des vorletzten Jahrhunderts zurückzuversetzen.

Durch Jahrhunderte hatte die Grafschaft in politischem Zusammenhange mit Böhmen seine Blickrichtung nach dem Süden gehabt und von dorther, wie wir sahen, künstlerische Einflüsse erfahren. Seit dem Breslauer Frieden von 1742 änderte sich das; sie wurde mit Schlesien ein Teil der preußischen Staaten. Nicht ohne Schwierigkeiten vollzog sich der Wandel auf verschiedenen Gebieten, besonders in wirtschaftlicher Beziehung. Es ist hier nicht der Ort, auszuführen, was Glatz dem großen Könige, dem nordischen Staate überhaupt verdankt. In künstlerischer Hinsicht aber bedeutete es zumeist eine Verarmung. Die Tage des kraftstrotzenden Barock gingen zu Ende. Große kirchliche Bauten wurden nicht mehr aufgeführt, wenn sich auch im Innenschmuck der Gotteshäuser der sich zum Rokoko und klassizistischen Zopf wandelnde Stil noch lange hielt. Was an profanen Bauten, besonders seitens des Militärfiskus, seitdem errichtet wurde, trug zunehmend strengere einfache und einfachste Formen. Neben militärischen Bauten in der Landeshauptstadt sei besonders auf das Haus des Leinwandfabrikanten Ludwig in Mittelwalde hingewiesen, das bei aller Schlichtheit in dem leisen Nachklingen des Barock und der Laubenanlage im Erdgeschoß von gewisser monumentaler Wirkung ist.

Wie die Grafschaft Glatz mit dem übrigen Schlesien und dem ganzen Staate den wirtschaftlichen Aufschwung im letzten Jahrhundert teilte, machte es auf dem Gebiete des Städtebaues und der Kunst überhaupt auch jene bedauernswerte Periode mit, die ohne Rücksicht auf das örtlich Überlieferte und das Landschafts- und Stadtbild von rein

materiellen Anforderungen ausging und damit viel Schönes zerstörte oder in der Wirkung schädigte. Wohl wurde viel gebaut und mußte gebaut werden, um hinter den berechtigten Forderungen der Gegenwart nicht zurückzubleiben, aber was entstand, könnte ebensogut am Rhein oder in Ostpreußen stehen; heimatliche Züge fehlen ihm. Es sei als Beispiel nur auf die verschiedenen neuen Rathäuser und auf die katholische Pfarrkirche in Neurode hingewiesen. Tröstlich für die Zukunft ist der Umstand, daß diese Fehlerquellen jetzt erkannt sind. Schon die Wiederaufnahme des steilen Daches nach der langen Herrschaft des für unser Klima ungeeigneten flachen und die ja auch durch unsere gegenwärtige Armut bedingte Aufgabe des täuschenden Stuckschmuckes an den Schauseiten bedeutet eine Besserung und ordnet die Hervorbringungen unserer Tage harmonischer in das gegebene geschichtliche Bild ein. Dazu kommt, daß das Betonen des Heimatlichen, wie wir es jetzt überall erleben, naturgemäß sich auch in der Kunst auswirkt. So dürfen wir auch auf dem Boden unseres schönen Landes in bezug auf neue künstlerische Aufgaben und Pläne vertrauens- und hoffnungsvoll in die Zukunft blicken!



Die Industrie in der Grafschaft Glatz

Von Dr. H. Gottwald in Glatz.

„Die Grafschaft Glatz liegt zwischen Böhmen, Schlesien und Mähren, mit erstem grenzt sie gegen Abend, mit letzterem gegen Mittag, mit Schlesien aber gegen Morgen und Mitternacht. Sie ist ringsherum mit Bergen umschlossen und hat in der Mitte schöne Täler, unter denen die größten bei Habelschwerdt, Wünschelburg und Mittelwalde sind." So berichtet Zimmermann in seinen „Beyträgen zur Beschreibung von Schlesien" über die Grafschaft Glatz. Heute umfaßt die Grafschaft Glatz die Kreise Glatz, Habelschwerdt, Neurode. Die ersten Ansiedler waren tschechischer Abkunft. Vermutlich aus politischen Gründen wurden im 13. Jahrhundert deutsche Ansiedler in das Land berufen zur Stärkung des deutschen Einflusses gegen Polen. Die böhmischen Herrscher statteten die deutschen Ansiedler, die wahrscheinlich aus dem Gebiet der Lausitz stammten, mit bedeutenden Vorrechten aus. Mit den deutschen Ansiedlern hielt auch deutsche Regsamkeit ihren Einzug.

An und für sich hatte das Land günstige gewerbliche Entwicklungsaussichten. Es besaß reiche Bodenschätze, es war Durchgangsland. In dem Zeitraum bis 1700 finden sich bereits auch die ersten Ansätze ländlich-gewerblicher Betätigung, wie des Bergbaues und der Hausweberei. Man schürfte nach Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Alaun. Der Bergbau wurde mit großem Eifer betrieben und gab Anlaß zur Gründung der Stadt Wilhelmsthal im Jahre 1581. Daß der Bergbau ergiebig erschien, beweist der Erlaß einer Bergwerksordnung durch Kaiser Maximilian (1576—1611). Auch die Hausweberei erfreute sich eines wohlwollenden Entgegenkommens seitens der Landesherren. Es wurden zu ihren Gunsten Verordnungen erlassen.

Über die hauptsächlich vertretenen Gewerbe, die in Zünften oder Zechen organisiert waren, berichtet Aelurius für die Zeit um 1620 wie folgt: „In Glatz bestand neben der Zeche der Tuchmacher die Zeche der Schuhmacher, der Bäcker und der Fleischer. Die Zechen waren wohl organisiert und besaßen eigenes Vermögen, das allen Zunftgenossen gehörte. Die Tuchmacher hatten die Pfaffenmühle bei Glatz gekauft und benutzten sie gemeinsam als Walke. Die Schuhmacher verfügten über ein etwa 57 Morgen großes Wiesengelände, dessen Ertrag als „commune bonum" angesehen wurde. Die Züchner besaßen ein eigenes Zechenhaus. Fast alle Zechen verfügten über einen erheblichen Getreidevorrat, der bei Hungersnot unter die Genossen verteilt wurde. Aelurius berichtet weiter von der Zeche der Löffelmacher in Lewin, die mit ihren Erzeugnissen einen schwunghaften Handel nach Polen und über See trieb, und von der Zeche der Tuchmacher in Neurode. Zechen der Tuchmacher und Leineweber befanden sich auch in den Städten Reinerz und Wünschelburg. Die Wünschelburger Zeche ließ sich bereits 1490 ihre Privilegien vom Grafen zu Glatz bestätigen.

Die Bedeutung dieses Gewerbes erhellt daraus, „daß die Tuchmacher und Raschweber mit ihrem Gewand und Gezeuge großen Handel nach Welschland trieben," wie die Chronik vom Jahre 1540 aus Wünschelburg berichtet.

Ein weiterer stark blühender Gewerbezweig war das Brauereigewerbe. Das Recht des Bierbrauens war jedoch lediglich den Städten verliehen. 913 Braugerechtsame sind feststellbar.

Leider erfuhr diese aufstrebende gewerbliche Entwicklung Hemmungen durch die Kämpfe der Stände gegen die Fürsten und die steten Fehden der Herrschenden untereinander. Indes wohnt dieser gewerblichen Tätigkeit eine solche Kraft inne, daß eine Ruhezeit, wie sie z. B. die Regierung Maximilians (1564—1576) aufwies, schon genügte, um einen bis dahin nie gekannten Wohlstand hervorzurufen.

Der Dreißigjährige Krieg machte dieser kurzen Blütezeit ein Ende. In seinem Gefolge traten Hungersnot und Pest auf. Es setzte ein Massensterben ein. Die Folge war, daß der Bergbau, der Gewerbebetrieb und der Handel erloschen. Große Strecken Landes pfluggängiger Grundstücke überwuchsen wieder mit Wald.

Auch der größte Teil des 18. Jahrhunderts brachte dem arg mitgenommenen Lande noch keine Ruhe. Durch die Schlesischen Kriege kam neues Mißgeschick über das erschöpfte Land. Der Hubertusburger Friede und die darauffolgende endgültige Einverleibung der Grafschaft Glatz in das Königreich Preußen erst führten es einer besseren Zukunft entgegen. Friedrich der Große versuchte auf jede mögliche Weise dem schwer heimgesuchten, aber an Naturschätzen so reichem Lande aufzuhelfen. So dekretierte er einen sechsmonatlichen Steuererlaß. Er übernahm einen Teil der Kriegsschulden, er förderte Handel und Gewerbe durch Subventionen, er setzte die schlechte Münze außer Kurs, er verwandelte auf Klagen der Bauern über die Robothen die ungemessenen Dienste in gemessene Dienste. Durch seine Industrieschutzpolitik erweckte er die Glasindustrie zu neuem Leben und legte den Grund zu ihrer heutigen Größe. Neue Glashütten wurden mit Hilfe staatlicher Subventionen errichtet, die Einwanderung böhmischer Glasmacher und Glasschleifer begünstigt und durch Prämien ein Ansporn zur Qualitätssteigerung der Produktion gegeben.

Das 19. Jahrhundert war für die Grafschaft eine Zeit relativ ruhiger Entwicklung.

In seinem Waldreichtum, in seinen Bodenschätzen, Erze, Marmor, Sandstein, Kohle, Kalk, im Wasserreichtum und in seiner gewerblich vorgebildeten Arbeiterschaft verfügte die Grafschaft über überaus günstige Produktionsbedingungen. Die vollwertige Auswirkung dieser günstigen Bedingungen konnte jedoch erst platzgreifen mit der Erschließung des Landes durch die Eisenbahn um die Jahrhundertwende. Mit der Eisenbahn drang auswärtiges Unternehmertum in das vom Pulsschlag der Neuzeit noch wenig berührte Gebiet. Die alten, auf Handarbeit und Naturkräfte eingestellten Betriebe stellten sich entweder um, oder sie gingen ein. Immer mehr wurde die Handarbeit durch die Maschinenarbeit ersetzt, das Handwerk wich der Fabrik. Mitte des Jahrhunderts belief sich die Zahl der nach altem System arbeitenden Papiermühlen auf sieben. 1876 wurde nach Ausbau der Eisenbahnstrecke Glatz—Mittelwalde die erste neuzeitliche Papierfabrik in Neu-Weistritz gegründet. 1883 wurde in



Mühldorf eine Papierfabrik errichtet, die sich zu einem der bedeutendsten Unternehmen in diesem Fabrikationszweige auswuchs. Heute gehört diese Fabrik als Niederlassung Mühldorf zu den Ostdeutschen Papier- und Zellstoffwerken A.-G. Die alten Papiermühlen sind verschwunden. An ihre Stelle sind eine große Anzahl Holzstofffabriken und Holzschleifereien getreten. In Olbersdorf bei Landeck wurde in jüngster Zeit erst eine Pappen- und Kunstlederfabrik errichtet. Zwei Berliner Firmen, C. Schilling und L. Niggel, richteten im Heuscheuergebiet Großbetriebe zur Gewinnung des Heuscheuersandsteins ein. Weitere Steine be- und verarbeitende Großbetriebe befinden sich im nordwestlichen Teil des Kreises Neurode.

In der Textilindustrie waren es hauptsächlich Wiener Unternehmer, die große und moderne Spinnereien und Webereien im Neuroder Kreis anlegten, so Pollack & Söhne in Neurode und die Gebrüder Bader in Ludwigsdorf. Im Lewiner Bezirk gründeten C. Dierig aus Langenbielau und in Nieder-Rengersdorf die A.-G. Meyer & Kaufmann ihre großen Fabriken. In Ullersdorf entwickelte sich die 1821 gegründete Ullersdorfer Flachsgarnspinnerei zu immer größerer Blüte. In Reinerz wurde zur Linderung der Not der Handweber Hankes Mechanische Weberei errichtet, in Mittelwalde schuf die österreichische Firma Faber & Co. eine Gardinenfabrik. Andere bedeutende Textilfirmen sind Forelle & Voelkel, G. m. b. H., Mech. Weberei Schönfeld, Kauffmann & Co., Leinen- und Baumwollweberei, Mittelwalde, Stanke, Mech. Leinen- und Baumwollweberei, Tscherbeney.

In der Zündholzindustrie, die früher in der Form der Hausindustrie betrieben wurde, gingen alle kleinen Betriebe bis auf einen, den von Grübel, der sich als umwandlungsfähig erwies, ein. Der Grübelsche Betrieb, der heute zu den technisch vollkommensten gehört, und eine Niederlassung der Augsburger A.-G. Union, vereinigte Zündholz- und Wichsefabriken, sind die beiden bedeutendsten. Besonders erwähnt zu werden verdient, daß die Habelschwerdter Zündwarenfabrik Carl Grübel zu den wenigen deutschen maßgebenden Zündholzbetrieben gehört, die unabhängig sind von dem schwedischen Weltzündholzkonzern, der einen überwiegenden Teil der deutschen Zündholzfabrikation kontrolliert.

Die Spanschachtelindustrie, zunächst nur Verfertigerin des Halbfabrikates für die Zündholzindustrie, vertauschte gleichfalls die Fabrikationsform der Heimarbeit mit dem Fabrikbetrieb. Fehr & Wolff A.-G., Habelschwerdt, und Jaschke & Co., Ebersdorf, haben die Fabrikation vervollkommnet und liefern heute alle nur erdenklichen Formen von Spanschachteln.

Die Sägewerksindustrie, die ursprünglich mehr als Nebenbetrieb der Landwirtschaft betrieben wurde, entwickelte sich immer mehr zu einem selbständigen Industriezweig. Drei- und viergattrige Werke lösten die eingattrigen Sägemühlen ab. Tippners Holzsäge- und Hobelwerke, G. m. b. H., Mittelsteine, die heutigen Schlesienwerke für Holzverwertung A.-G., galten schon vor dem Kriege als die größten und modernsten Werke dieses Fabrikationszweiges Ostdeutschlands. Über 100 Gatter verarbeiten heute in der Grafschaft das Grafschafter Holz.

In der Glasindustrie bestanden 1860 drei Glashütten; Pangratz & Co., Kaiserswalde, gegründet 1656; Klein, Rohrbach & Knye, Waldstein, gegründet 1770 und Gebr.

Rohrbach, Friedrichsgrund, gegründet 1770. 1864 gründete Losky die Oranienhütte bei Seitenberg. 1878 wurde die Firma Rohrbach & Boehme, Rückers, errichtet, 1894 die Hütte Pangratz & Co., Kaiserswalde, modernisiert. Um die neunziger Jahre entstanden auch größere Glasraffinerien. 1921 schuf Franz Wittwer, Altheide, seine Kristall-Glas-Hüttenwerke, Altheide. In der Kriegs- und Nachkriegszeit, als französisches und belgisches Glas nicht nach Deutschland hereingelassen wurde, als der Sachwerthunger gute Absatzgebiete für hochwertige Waren schuf, entwickelte sich diese Grafschafter Industrie, die vor dem Kriege nur schwer dem Konkurrenzkampf standhalten konnte, zu hoher Blüte. Das Grafschafter Kristall eroberte sich nicht nur den deutschen Markt, sondern es errang sich auch auf dem Weltmarkt eine achtunggebietende Stellung, einmal durch die hervorragende Qualität des Rohglases, die jeden Vergleich mit den Erzeugnissen von Val. St. Lambert und Baccarat, die vor dem Kriege Weltmonopolstellung hatten, aushält; zum anderen durch die künstlerische Vollendung der Schliffmuster.

Auch die übrigen Industrien der Gruppe „Steine und Erde" haben sich mächtig entwickelt. In der Ziegelindustrie, ursprünglich gleichfalls nur als Nebenbetrieb der Landwirtschaft betrieben, sind heute in der Grafschaft Glatz 16 Ziegeleien mit modernen Betriebsformen in Gang, die nicht nur den Eigenbedarf der Grafschaft an Ziegeln zu decken in der Lage sind, sondern auch außerhalb der Grafschafter Grenzen für ihre hochwertigen Produkte Absatz suchen müssen. Die beiden technisch vollkommensten Werke sind die Kunstziegelei und Verblendstein-Fabrik H. Wagner's Erben, G. m. b. H., Vorstadt Glatz, gegründet 1864, und die Mittelsteiner Ziegelwerke Dr. Adrian Gaertner, Mittelsteine.

Das gleiche gilt für die Kalkbrüche und Kalkwerke, die ebenfalls mit der Zeit eine große Bedeutung erlangt haben. Zweiundzwanzig Kalksteinbrüche und -hauereien beschäftigen heute 374 Arbeitnehmer, und in acht Kalkwerken mit 112 Arbeitern wird das gewonnene Material verarbeitet. Besonders zu erwähnen ist, daß die Gewinnung von Marmor seit 1925 wieder in großem Maßstabe in Seitenberg an der Biele durch die „Deutsche Werke für Steinindustrie A.-G., Magdeburg" betrieben wird.

Selbstverständlich folgte auch der Bergbau im Neuroder Kreise der neuzeitlichen Entwicklung. Friedrich der Große hat nach dem Siebenjährigen Kriege durch Erlaß der Schlesischen Bergordnung 1769 und durch sonstige wirtschaftliche und soziale Maßnahmen wesentlich zur Hebung des daniederliegenden niederschlesischen Bergbaues beigetragen. Die zu Gewerken zusammengeschlossenen Bauergutsbesitzer, unter deren Grundstücken Kohle anstand, haben ursprünglich den Bergbau betrieben. Die kons. Wenzeslausgrube bei Mölke, die Gemeinschaft von Linke-Hoffmann A.-G., Breslau, Chamottefabriken Didier zu Stettin, J. Petscheck in Aussig, die Besitzer der bisherigen Neuroder Kohlen- und Tonwerke zu Neurode, sind heute die Hauptunternehmen im Grafschafter Bergbau.

Auch den früher betriebenen Erzbergbau hat man neuerdings wieder aufgenommen. Seit 1924 wird unter Beteiligung des Staates in Leuthen bei Landeck auf der „Neuen Philippgrube" nach Bleierz geschürft.



Neben diesen Hauptindustriegruppen haben sich eine große Anzahl zum Teil arbeitsorientierte teils auf dem natürlichen Produktionsfaktor, also dem Standort basierende Spezialindustrien in der Grafschaft angesiedelt.

Zu den arbeitsorientierten Spezialindustrien ist die Zigarrenfabrikation zu rechnen. Zwei Fabriken in Glatz und Tscherbeney, gegründet von der Firma J. Hünerfeld im Jahre 1860, sind als die bedeutendsten zu nennen.

Arbeitsorientiert sind ferner die Vacuum-Preßgut G. m. b. H., Habelschwerdt, und die Gesellschaft für Straßenbahnbedarf G. m. b. H., Habelschwerdt, Werk Neuweistritz, die Berlin-Neuroder Kunstanstalten A.-G., Neurode, die in der Hauptsache auf Export eingestellt ist, und die mechanische Steinschleiferei und Fabrik künstlicher Edelsteine L. & O. Holub, Friedrichsgrund, Langenbrück bei Habelschwerdt. L. & O. Holub stellt weiter her Haarschmuck, Wachsperlen und Besatz. Diese Firma ist in ihrer Art die größte Deutschlands und die zweitgrößte des Kontinents.

Spezialindustrien, die auf beiden Faktoren basieren, sind die Schuhindustrie in Glatz, die von zwei Fabriken betrieben wird, und die Handschuhindustrie in Landeck; ihre Standortsbasis waren und sind zum Teil noch die vielen auf dem Holzreichtum der Grafschaft basierenden Gerbereien. Die Wölfelsdorfer Holzwarenfabrik, die Holzrouleaux- und Jalousienfabriken in Neurode, die Strumpfwarenwirkerei in Wünschelburg, eine Federfabrik in Neurode und die mechanische Papierhülsen- und Spulenfabrik Pam & Co., Habelschwerdt, sind gleichfalls hierzu zu zählen.

Als letzte Industrie ist die Metallindustrie der Grafschaft zu nennen. Sie ist, an der Schles. Metallindustrie gemessen, unbedeutend. Früher beschränkte sich die hiesige Metallindustrie auf kleine Reparaturbetriebe. Nur eine Firma, Thiele & Maiwald in Glatz, hat ihren ursprünglichen Charakter der Reparaturwerkstatt abgestreift und hat sich zum Mittelbetrieb trotz ungünstiger Standortslage entwickelt. Die Firma Thiele & Maiwald stellt heute Krananlagen, Aufzugsanlagen, Transport- und Hängebahnanlagen her und hat auch eine eigene Gießerei ihrem Unternehmen angegliedert, die großen Anforderungen gewachsen ist.

Die elektrische Kraft wird in der Hauptsache gewonnen als Nebenprodukt aus den bereits zur Fabrikation dienenden Wasser- und Dampfkräften der Industrie. Nur das Bahnkraftwerk Mittelsteine und das Elektrizitätswerk „Schlesien" A.-G., Breslau, Kraftwerk Mölke, Kr. Neurode, sind selbständige, ausschließlich auf elektrische Krafterzeugung eingestellte Betriebe. Der Standort der Werke ist bedingt durch die Möglichkeit der Verwertung von an und für sich schwer verwendbaren Kohlenabfällen. Die Leistung der Werke beträgt ca. 60 000 kw. Durch den erzeugten Strom wird nicht nur die Grafschaft mit Licht und Kraft versorgt, sondern er dient auch noch dem Betrieb großer Teilstrecken der niederschlesischen, elektrisierten Staatsbahn.

So finden wir in der Grafschaft Glatz eine Menge verschiedener Industriezweige, Rohstoffindustrien, Halbfabrikatindustrien und Fertigfabrikatindustrien vor, die auf einem verhältnismäßig kleinen Gebiet, das topographisch wie klimatisch und auch bevölkerungspolitisch durchaus verschieden von Schlesien ist, zusammengedrängt sind.

Zwei Faktoren sind es, die maßgebend waren für die Entwicklung der zahlreichen Industrien. Einmal die große Zahl der Rohstoffquellen, Kohle, Holz, Steine und Erden, und Wasser, zum anderen die gewerblichen Verhältnisse der Vergangenheit, die Staatswirtschaftspolitik Friedrich des Großen und seiner Nachfolger in ihrer Einwirkung auf die Industriepolitik und endlich die Psyche der Bevölkerung. Mit dem Fortschreiten der Wissenschaft und der Technik büßen jedoch die natürlichen Produktionsvorzüge immer mehr an Wert ein. Andere Standorte erhalten eine ausschlaggebende Bedeutung. Sie liegen weniger wie bisher im Wesen des Produktionsprozesses als im Wesen des Verteilungsprozesses, in der günstigen Verkehrslage, in der Nähe der Absatzgebiete, in billigen Transportwegen. Doch der Jahrhunderte alte gewerbliche Instinkt, der immer rege Geist der deutschen Bevölkerung der Grafschaft wird, so hoffen wir zuversichtlich, wiederum Wege finden, um auch diesen veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen, um auch hier durch seine Arbeit Wahrer deutscher Kultur in einem bedrohten Grenzmarkgebiet zu bleiben.





Geschäftshäuser und Ausstellungsräume der

Pianofortefabrik W. Olbrich u. Co. Glatz

Filiale Reichenbach (Schles.)

Gegr. 1882

Alleinvertreter erster Weltfirmen:

Pianos — Flügel — Harmoniums usw.

der Firmen Bechstein - Blüthner - Hupfeld - Mannborg - Olbrich - Popper
Quandt - Seiler - Steinway & Sons - Thürmer - Welte usw.

Nr. 320





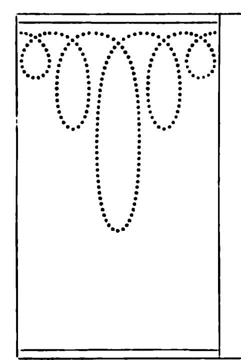


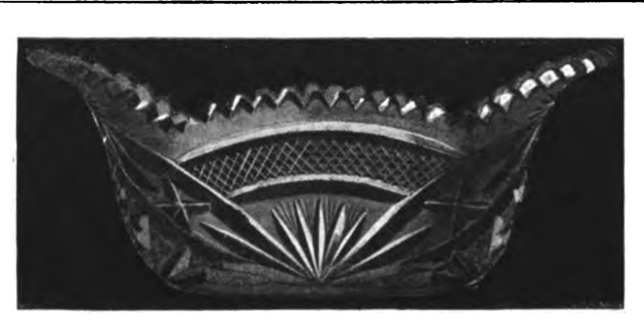
steigenden Ansprüchen die Veredelung des Glases durch Einschleifen von Mustern einsetzte. Es dürfte allgemein bekannt sein, auf welch hoher Stufe die Kristall-Erzeugnisse der Fabrik stehen und welche vorbildliche Qualitäts-Arbeit sie darstellen. Nichts — vielleicht außer echtem, kostbaren Porzellan — vermag die festliche Schönheit einer vornehmen Tafel so wirkungsvoll zu erhöhen, als blinkendes, das Licht der elektrischen Birnen in sprühendem Glanze zurückwerfendes Kristall.

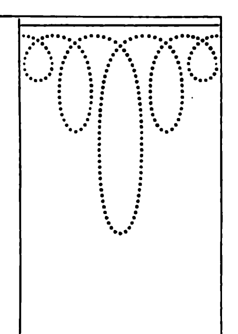


vasen usw., die heute so gern als Prunkstücke auf Büfett und Kredenz verwendet werden, sie liefert auch all die vielen Glasartikel, die zum Gebrauch im Hause, in Hotels und Restaurants dienen, wie Trinkservice, Butter- und Käseglocken, Karaffen, Kannen, Bowlen usw. aus weißem oder farbig überfangenem Kristallglas.

Der Leistungsfähigkeit der Fabrik entsprach auch ihr Erfolg. Nach wie vor ist sie bestrebt, die Stellung, die sie sich in langer, opferreicher Arbeit errungen hat, zu be-







Die hier abgebildeten Stücke sind schwer und tief geschliffen und aus edlem Kristall hergestellt. Die Fabrik erzeugt als Spezialität nicht nur Kristall-Tafelgeschirr, wie Kuchenteller, Schalen aller Art, Blumen-

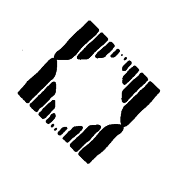
haupten, als ein kraftvolles, vorwärtsstrebendes Glied der deutschen Industrie, zum Wohle des deutschen Vaterlandes und ihrer engeren Heimat, des schönen Glatzer Berglandes im industriereichen Schlesien.

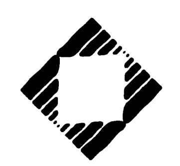


Gla. 65

Altheider Bank

Ältestes Institut am Orte
im Neubau „Tyroler Hof"
Fernruf 93 / Postscheckkonto Breslau Nr. 47632





Annahme von Spareinlagen

: Kontokorrent- und Scheckverkehr :

Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte

Die Kasse ist angeschlossen der Provinzial-Genossenschafts-Bank für Schlesien in Breslau, Grünestraße Nr. 46 bezw. deren Zweigstelle in Glatz, Herrenstraße Nr. 15. Diese haben Reichsbank-/ Girokonto in Breslau beziehungsweise in Glatz /

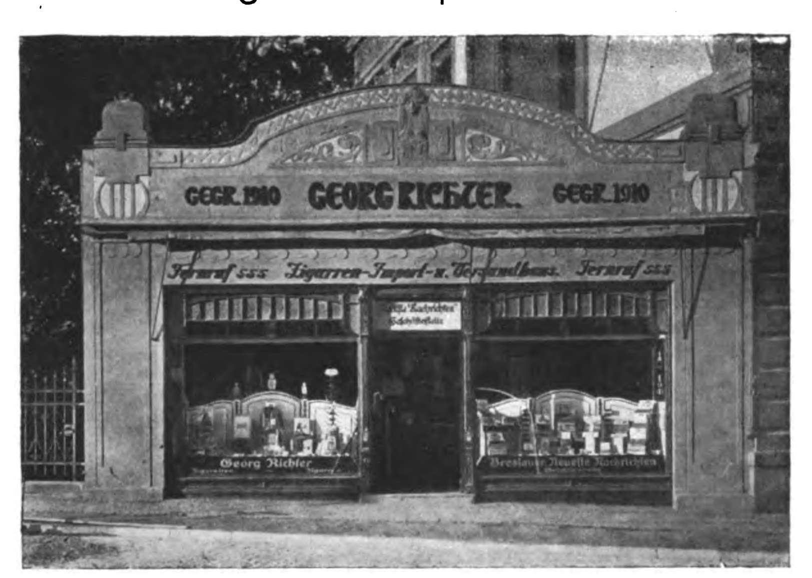
Georg Richter, Glatz, am Stadtbahnhof

Das führende Zigarren-Importhaus der Grafschaft

Fernruf: 555

Zigaretten und Tabake der renommiertesten Fabriken

Gross- und Kleinhandel



Gegründet 1910

Für Wiederverkäufer die günstigste Bezugsquelle

Gross- und Kleinhandel

Niederlage I. Bremer und Hamburger Zigarrenfabrikate

Gla 5



Altheide-Bad.



Die geschichtliche Vergangenheit des früheren Altheide kann aus den Glatzer Stadtbüchern bis zum Jahre 1350 zurück verfolgt werden. 1494 schenkte Herzog Heinrich von Münsterberg den Augustiner-Chorherren in Glatz mehrere Besitzungen in Altheide, die 1597 durch Erbschaft in den Besitz des Jesuitenordens in Glatz übergingen. Dieser vergrößerte durch zahlreiche Zukäufe den Besitz und baute „Auf dem Hange über dem Weistritzfluß" ein Wohnschlößchen (jetziges Waisenhaus), welches den Ordensleuten von 1650—1776 eine Erholungsstätte wurde. 1788 gingen sämtliche Besitzungen des Ordens in weltliche Hände über. Grund und Boden sind inzwischen aufgeteilt worden. An der Stelle des ehemaligen Gutshofes befindet sich jetzt der Klosterhof mit der neuerdings eingerichteten Krankenabteilung. Die Schloßräume aber dienen Waisenerziehungszwecken. Beide Anstalten sind kathol. Stiftungen und unterstehen einem geistlichen Kuratorium. Von den Altheider Quellen erzählt der Chronist, daß bereits im Jahre 1652 ein Sauerbrunnen gemeinsam mit der schönen Gegend Altheide Anziehungskraft verliehen haben. Beides bildet also den Urquell für die Bedeutung von Altheide, das jetzt als Herzheilbad einen der ersten Plätze in der Reihe der Schlesischen Bäder einnimmt.

Aus der Ebene Niederschlesiens, auf guten Autostraßen und durch die Bahnlinie Glatz—Kudowa erreichbar, ladet der ca. 400 M. ü. M. idyllisch gelegene Badeort den Fremden zur Kur und Erholung ein. Benachbarte Höhen, ohne Anstrengung zu ersteigen, gewähren einen prachtvollen Rundblick auf den ganzen Ort mit seinen vielen Villen und neuzeitigen Kuranlagen und auf die abwechselnden Höhen des Schnee-, Mense-, Heuscheuer- und Eulengebirges. Mustergültig eingerichtete Postautoverbindungen nach den bevorzugten Ausflugspunkten der Grafschaft Glatz stehen den Fremden zur Verfügung. Bildungs-, Unterhaltungs- und Sportzwecken am Orte selbst dienen ein gut geleitetes Theater, Film- und vornehm ausgestattete Gesellschaftsräume, sowie Sportplätze. Die Volksschule sorgt durch eine vorbildliche Ausstattung mit Lehr- und Lernmitteln für eine gute Ausbildung der Jugend, während andere Erziehungsanstalten privater Natur für höhere Bildungszwecke eintreten. In hygienischer Hinsicht genügt Altheide durch eine Kanalisation, durch Wasserzufuhr aus einer Hochquellenleitung, ferner durch elektrische Kraft und Licht sowie Gas aus Zentralen allen neuzeitigen Ansprüchen. Das Bad befindet sich in Händen der Aktiengesellschaft für Kur- und Badebetrieb Altheide. Der steigende Besuch des mit natürlichen Vorzügen überaus reich ausgestatteten und beliebten Kur- und Erholungsortes ist die beste Vorbedeutung für dessen weitere Entwickelung, wofür Badeverwaltung und Gemeinde ihr Bestes herzugeben bemüht sind.




Herz-Sanatorium
Bad Kudowa
Kreis Glatz
*
Spezialanstalt zur Behandlung aller Herzkrankheiten
Kohlensäure-Mineralbäder des Bades im Hause
Sommer- und Winterkur
2 Häuser mit großen, zum Teil heizbaren Veranden, Lift, Zentralheizung und fließendem Wasser in den Zimmern
Diätkuren. – Elektrotherapie und hydrotherapeutische Abteilung
Besitzer u. leitender Arzt: San.-Rat Dr. Herrmann
Zweiter Arzt: Dr. Georg Herrmann
Prospekte frei!
Gla 10
Fernruf 5





mit neuzeitlichem, kontinuierlich betriebenen Vertikalkammerofen, sowie Benzol- u. Sulfat-Gewinnungsanlage

·GAS· überall in der Bäckerei, Konditorei, Gastwirtschaft, Wäscherei, Plätterei ferner beim Arzt, Zahnarzt und beim Friseur **·GAS· überall**

! Fragen Sie das Gaswerk !
Sie erhalten Rat und Auskunft!

AUSSTELLUNG UND VERKAUF

preiswerter Backapparate, Lötkolben, Schnellwassererhitzer, Küchenherde, Warmwasserapparate usw.

b) WASSERWERK

mit elektrisch betriebenen Kreiselpumpen zur Förderung von Grundwasser und Hydrophor-Anlage

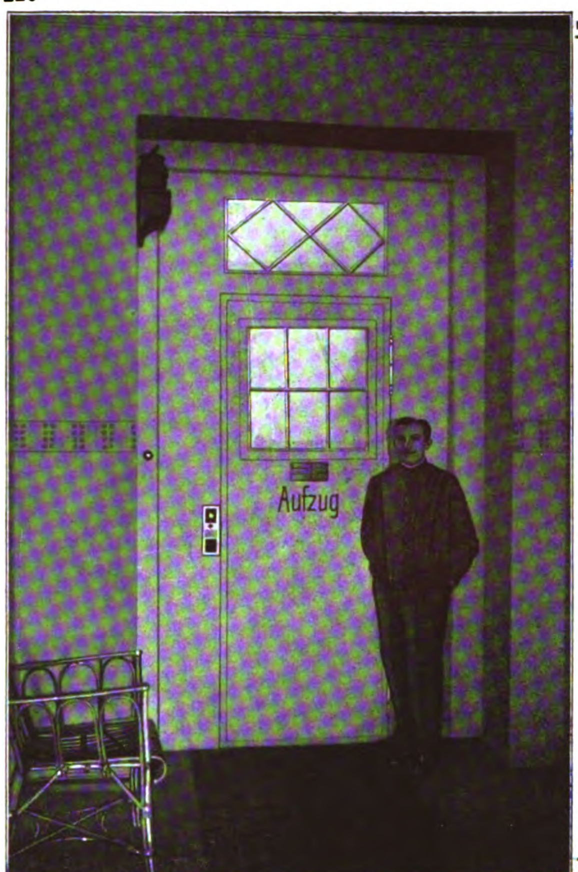
c) ELEKTRIZITÄTSWERK

mit Strom aus eigenem Wasserkraftwerk und Überlandzentrale
Ausführung aller vorkommenden Installations-Arbeiten und Lieferungen für Gas, Wasser und Elektrizität

d) STADTGLEIS

mit Anschluß für das Gaswerk, Heranbringung von Frachten vom Güterbahnhof bis in das Herz der Stadt für die Betriebswerke und andere Unternehmungen

Gla 7


Aufzug


Digitized by Google

Hotel zum „Stadtbahnhof“
Erstes und größtes von Glatz



Das Hotel zum „Stadtbahnhof“ ist das erste und größte Hotel am Platze. Es liegt direkt am Stadtbahnhof. Es ist modern eingerichtet und als gut geführt bekannt. Seiner guten Lage und Bewirtschaftung wegen wird es von Geschäftsreisenden sowie durchreisendem Publikum gern zum Übernachten aufgesucht. Vom Stadtbahnhof aus günstige Bahnverbindung nach den Bädern Altheide, Reinerz, Kudowa, Landeck, Langenau. Das Hotel verfügt über Autogaragen und wird so allen Ansprüchen gerecht.

Auto im Haus.

*



Hotel zum „Stadtbahnhof“, mit großem Garten, Glatz

Bes.: Adolf Menzel

Gla 80



Carl Spallek * Glatz

Fernruf Nr. 309

Das führende Haus
in feinen Hamburger und Bremer Zigarren

Gla 28







Theodor Besuch / Glatz am Stadtbahnhof

Automobile:
Presto, Aga, Opel, Wanderer

Motorräder:
Viktoria, D. K. W.

zu Originalpreisen
unter günstigst. Zahlungsbedingungen

Fahrschule! **Für Käufer kostenlose Fahrausbildung**

Unverbindliche Vorführung! Fordern Sie Prospekte!
Altrenommierte Reparaturwerkstatt. Ersatzteile, Zubehör



Gla 79

ANDREAS ERNST

Gegründet 1891 **Baugeschäft** Gegründet 1891





Büro für Architektur u. Bauausführung
Hoch- und Tiefbau, Eisenbeton



GLATZ

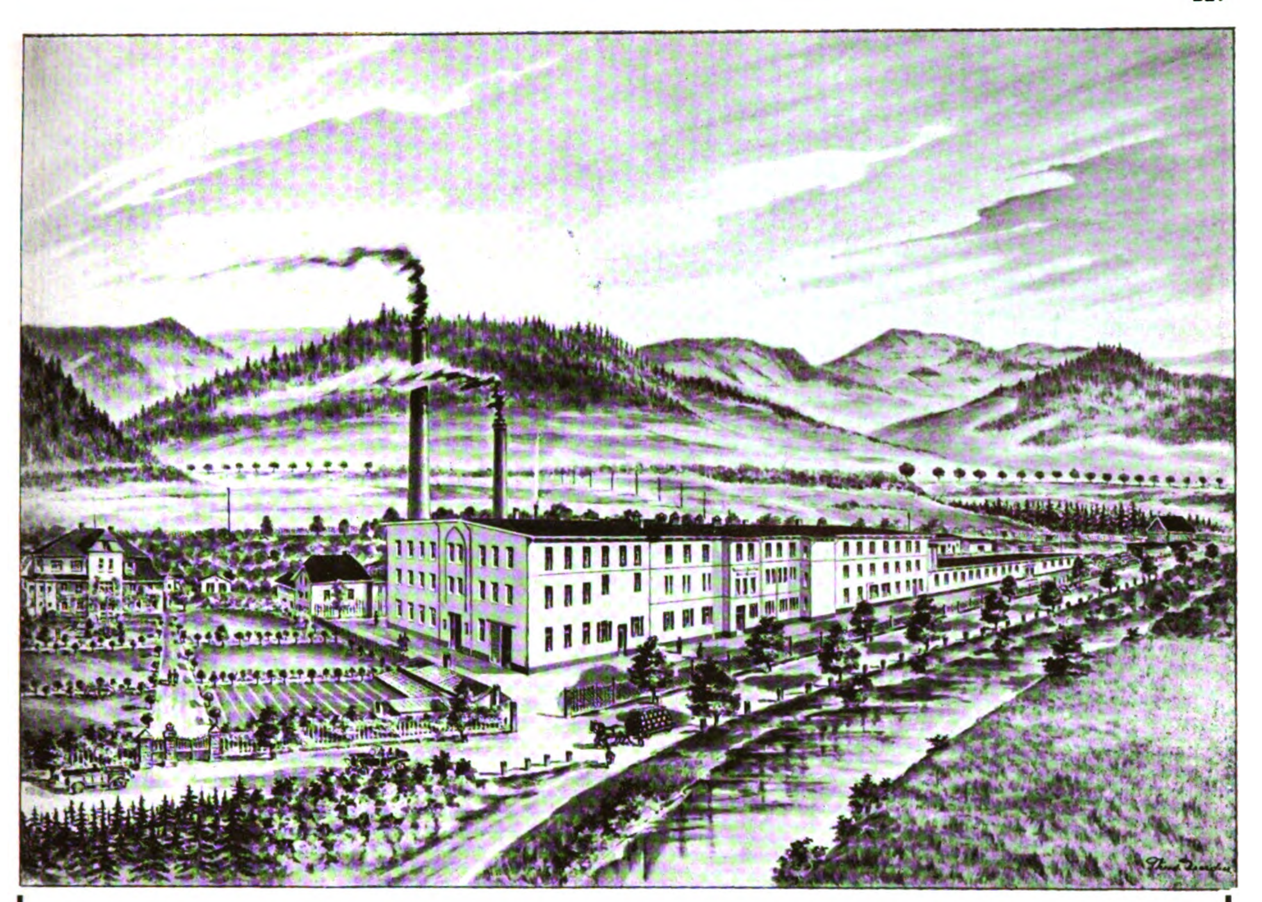
Zweiggeschäft: Altheide



Telefon-Anschlüsse: Amt Glatz Nr. 10 / Amt Altheide Nr. 123

Gla 19


Digitized by Google



Habelschwerdter Zündwarenfabrik
Carl Grübel, G. m. b. H.
Habelschwerdt in Schlesien

■■■

Im Jahre 1872 gegründet, hat das Unternehmen trotz der insbesondere in den letzten Jahren immer mehr zunehmenden Vertrustungs- und Konzernierungsbestrebungen es verstanden, seine Selbständigkeit zu bewahren und zu erhalten. Dies verdankt die Firma in erster Linie der Güte ihrer Fabrikate, die nicht nur in Schlesien, sondern auch in weiten Teilen Brandenburgs und Sachsens Absatzgebiete haben. Modernste Einrichtung des gesamten Fabrikationsbetriebes ermöglicht die tägliche Herstellung von zirka 250 000 Schachteln Zündhölzer. Die Fabrik ist seit ihrer Gründung im Besitz der Familie Grübel, die stets alles daran gesetzt hat, das Unternehmen leistungs- und konkurrenzfähig zu erhalten.

Gla 62



Klessengrunder Dampfsäge- und Hobelwerk

Gebr. Krain

Abt. II Wintersportgeräte — Spezialität: Krainbindung

Klessengrund bei Seitenberg, Grafschaft Glatz



Wohl selten wird ein Besucher der Grafschaft Glatz versäumen, den in der Umgebung von Bad Landeck gelegenen romantischen Klessengrund aufzusuchen. In seinem Charakter so vielen andern Tälern der Grafschaft Glatz ähnlich, birgt er doch in sich Schönheiten, die man anderwärts vergeblich sucht. Dicht drängen sich die bewaldeten Berge an beiden Seiten zusammen und geben häufig nur der gut gepflegten Landstraße und dem wildrauschenden Klessenbach Raum. Da, wo sich das liebliche Tal erweitert, erblickt der Wanderer zwischen düsterem Nadel- und Laubwald eingebettet, saftgrüne Gebirgswiesen, aber auch dürftige Getreide- und Kartoffelfelder, die dem in seinen Ansprüchen genügsamen Gebirgsbewohner bei harter Arbeit ein bescheidenes Auskommen sichern. Der bedeutende Waldreichtum am Großen Schneeberg bringt den Fremden reichen Genuß, dem Einheimischen bedeutet er die Quelle seines Erwerbslebens. Der Holzreichtum förderte auch die Entwickelung der Sägewerksindustrie. In Klessengrund waren in früheren Zeiten 3 Schneidemühlen, doch nur eine überdauerte die Nöte der Zeit und entwickelte sich zu einem weit über die Grenzen Schlesiens bekannten Unternehmen, das Klessengrunder Dampfsäge- und Hobelwerk Gebr. Krain. Schon zur Zeit, als die Grafschaft noch zu Österreich gehörte, wurde vom damaligen Besitzer der Herrschaft Seitenberg die Schneidemühle erbaut. Mit ihr war auch eine Mahlmühle verbunden. Es mag gewiß ein recht primitives Werk gewesen sein. Wurden doch die Maschinen mit Wasser geölt, das den Holzlagern durch Rinnen tropfenweise zugeführt wurde. Nur eine Säge bewegte sich langsam und schwerfällig auf und ab. Die Kreissäge war noch unbekannt. Besäumtes Material erforderte eine umständliche Bearbeitung. Die Klötzer wurden beiderseitig besägt und dann gekantet und durchgeschnitten. An Hobel- und Spundmaschinen war damals überhaupt nicht zu denken. So lagen noch die Verhältnisse, als der Großvater der heutigen Besitzer die Mühle im Jahre 1868 käuflich erwarb. Seine Tätigkeit war aber nur kurz bemessen. Ein frühzeitiger Tod raffte ihn hinweg. Durch Umsicht, Tatkraft und unermüdlichen Fleiß gelang es seinem Sohne Gustav Krain sen., die Brettmühle zu einem der Neuzeit entsprechenden Dampfsägewerk auszubauen. Das in ihm verarbeitete Holz ist für Bauzwecke, Hobeldielung und Tischlermaterial ganz besonders geeignet. Die Glatzer Gebirgsfichte, die ausschließlich zur Verarbeitung gelangt, wächst infolge der bedeutenden Höhenlage sehr langsam, ist darum feinjährig und wird deshalb ganz besonders geschätzt. — In den letzten Jahren wurde dem Sägewerk noch eine besondere Abteilung hinzugefügt: die Herstellung von Wintersportgeräten und als besondere Spezialität die Schneeschuhfabrikation unter Verwendung der mehrfach patentierten „Krainbindung", eine Erfindung des Mitinhabers der Firma, Richard Krain. Diese Bindung besitzt große Vorzüge. Sie erfordert keine besondere Fußbekleidung, sondern läßt sich bei jedem Schuh verwenden. Das An- und Abschnallen, bei erstarrten Händen besonders lästig, erübrigt sich vollkommen. Der Fuß sitzt bei großer Bewegungsfreiheit doch fest. Die sichere und leichte Führung ist im allgemeinen anerkannt. Verrenkungen, Knochenbrüche und Verstauchungen, die sonst häufig sind, sind mit der Krainbindung selbst in schwierigem Gelände und in den bedenklichsten Situationen noch nicht erfolgt. Es ist eine Bindung, die aus der Praxis heraus entstanden ist und alle Vorteile einer Sport- und Volksbindung in sich birgt.

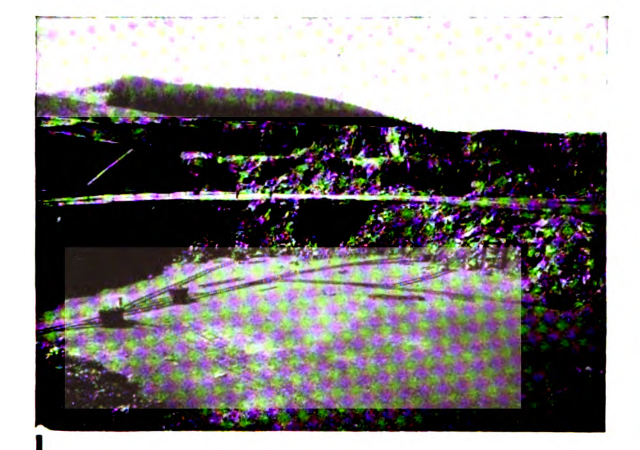
Anerkennungsschreiben von bedeutenden Autoritäten des Skisports stehen jederzeit zur Verfügung.

Bitte fordern Sie Prospekte und Referenzen.

Gla 53

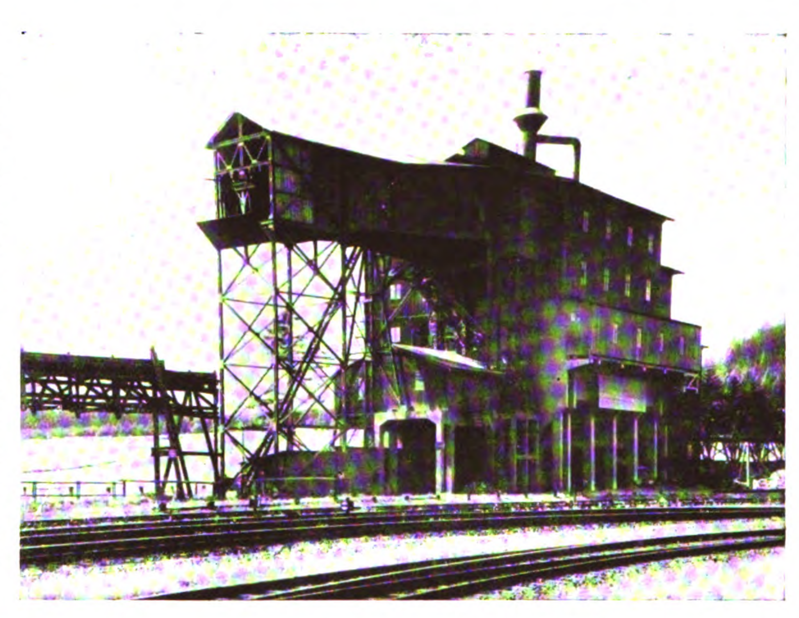


Klessengrunder Dampfsäge- und Hobelwerk Gebr. Krain





Steinwerke C. C. v. Thaden, Inh. Blank & Krause, Königswalde, Kr. Neurode



Das Unternehmen wurde im Jahre 1902 von dem Bauingenieur Karl Christian v. Thaden unter der Firma C. C. v. Thaden, Görlitz, Zweigniederlassung Königswalde, gegründet.

Die Firma betrieb den jetzt noch im Abbau befindlichen Melaphyr - Steinbruch südwestlich des Dorfes Königswalde. Das gewonnene Material wurde mittels Bremsberg bezw. Benzollokomotive bis zur Straße gebracht und von da durch Gespanne zum Bahnhof in Königswalde befördert, wo es zum Teil durch einen aufgestellten Steinbrecher zu Schotter gebrochen oder auch als Bruchstein zum Versand gelangte.

Im Jahre 1911 ging die Firma durch Kauf an die Herren Steinbruchbesitzer Wilhelm Blank in Oberwüstegiersdorf und August Krause sen. in Rosenau über. Es wurde sofort mit dem Bau eines modernen Schotterwerkes und einer Drahtseilbahn begonnen. Diese Einrichtungen wurden im Jahre 1912 in Betrieb genommen. Gleichzeitig wurde der westlich des bisherigen Steinbruches gelegene Steinbruch des Bauergutsbesitzers August Wagner angekauft und erweitert. Die beiden Steinbrüche liegen heut noch getrennt und sind durch Feldbahngleis miteinander verbunden. Das gewonnene Material ist ein guter Melaphyr von gleichförmigem dichten Gefüge und von graublauer bis grauschwarzer Färbung mit einer Druckfestigkeit von 3596 kg-qcm. Das Unternehmen beschäftigt gegenwärtig etwa 140 Arbeiter.

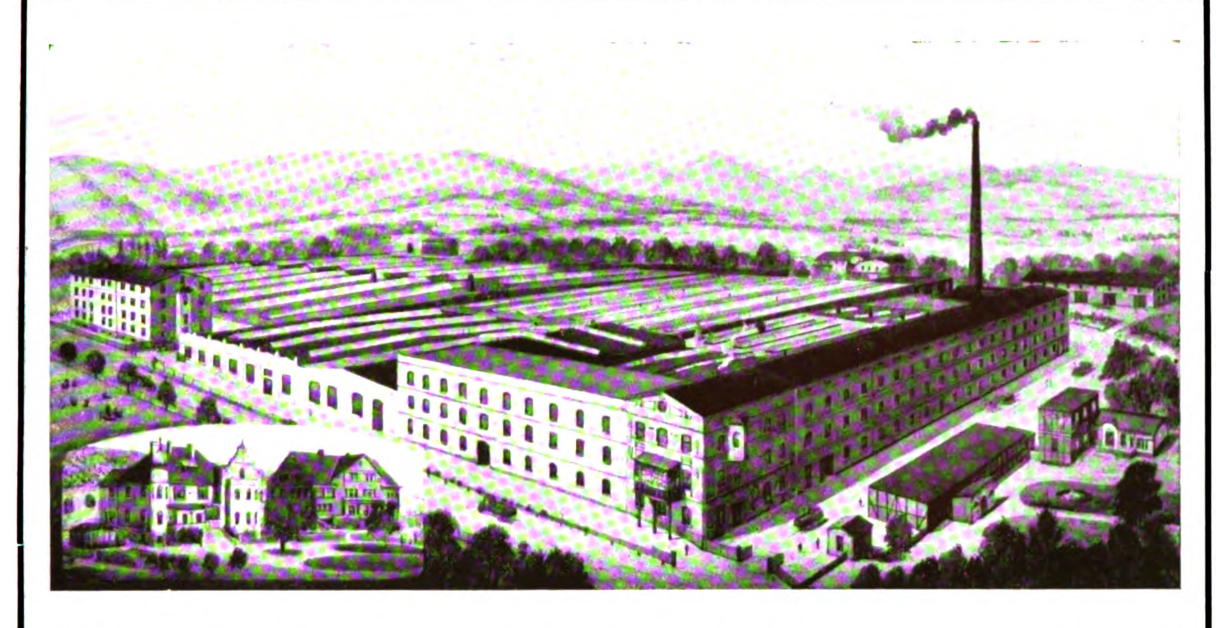
Das Material wird ausnahmslos durch Sprengung gewonnen. Das Anbohren des Gesteins erfolgt mittels Preßluft. Das gewonnene Gestein wird alsdann von den einzelnen Etagen brecherfertig durch Bremsberge bezw. Aufzüge zur Seilbahn gebracht und durch diese zum Schotterwerk befördert. Die Seilbahn selbst hat eine Länge von 2960 m und führt über die Ortschaften Königswalde-Beutengrund zum Bahnhof in Königswalde. Das Brechen des Materials geschieht durch 4 große Kreiselbrecher. Das gebrochene Gestein gelangt in die Sortierungstrommeln und von da aus in die für die einzelnen Körnungen vorgesehenen Silos, von wo es unmittelbar auf die in dem eigenen Anschlußgleis bereit gestellten Eisenbahnwagen verladen wird.

Hergestellt werden:

Kleinpflaster, Mosaik, Eisenbahn- und Straßenschotter, Betongrus und Steinsand.

Sämtliche Maschinen werden elektrisch betrieben und benötigen eine Energie für rund 360 PS. Die Tagesproduktion beträgt in den Sommermonaten 750 bis 800 cbm. Das Hauptbüro der Firma befindet sich in Oberwüstegiersdorf, wogegen in Königswalde nur ein Betriebsbüro eingerichtet ist.

Gla 86



Wilhelm Jordan, Mechanische Buntweberei

Färberei, Bleicherei und Appreturanstalt
Kunzendorf, Kreis Neurode / Gegr. 1839

Die Firma wurde im Jahre 1839 von Wilhelm Jordan gegründet. Wilhelm Jordan stammt aus Elberfeld, wo bereits sein Vater und Großvater die Handweberei in größerem Umfange betrieben hatten. Anfang der 30er Jahre wanderte er von Elberfeld nach Berlin zu Fuß, da ihm der Rückgang des väterlichen Betriebes eine Reise mit der Post nicht gestattete. Dort trat er in den gleichartigen Betrieb eines Onkels ein, machte sich im Jahre 1839 unter seinem Namen selbständig und beschäftigte einige 100 Handweber. Im Jahre 1857 kaufte er in Kunzendorf, Kreis Neurode, eine dort erst neu erbaute kleine Tuchfabrik, um dort neben der Handweberei auf dem Lande, in der Fabrik mechanische Webstühle aufzustellen, die in England beschafft wurden. Bis zum Jahre 1866 wurde die Fabrik mit Wasserkraft betrieben, die dann einer Dampfmaschine Platz machte, einer der ersten in dieser Gegend. Der Sitz der Firma mit Kontor und Lager war in Berlin, Klosterstraße verblieben, während in Kunzendorf Rudolf Jordan, ein Sohn Wilhelm Jordans, dem Betrieb vorstand. Im Jahre 1873 zog sich Wilhelm Jordan vom Geschäftsleben zurück und übergab die Firma seinen Söhnen, Hermann und Rudolf. Ersterer trat 1885 aus der Firma aus. Im Jahre 1891 wurde Kontor und Lager in Berlin aufgelöst und Sitz und Leitung nach Kunzendorf verlegt. Nachdem auch Rudolf Jordan einige Jahre später die Leitung der Firma niederlegte, ging dieselbe auf dessen ältesten Sohn Reinhold über. Es begann nunmehr die entscheidende Umstellung des gesamten Betriebes, die mit vollem Erfolge durchgeführt wurde. In kurzem Zeitraum wurden bedeutende Vergrößerungen und technische Verbesserungen vorgenommen, die den Betrieb zu einem der leistungsfähigsten seiner Art gestalteten. Seit Kriegsende wird Reinhold Jordan von seinen beiden ältesten Söhnen Günther und Ernst aufs Tatkräftigste unterstützt, sodaß heute bereits die Urenkel des Gründers mit an leitender Stelle stehen. Im Jahre 1857 betrug die Arbeitsfläche des Betriebes 400 qm, heute 6300 qm. Beschäftigt werden ca. 500 Arbeiter und Angestellte. Der Weberei ist seit 1907 eine Färberei, Bleicherei und Appretur angegliedert. Der Kraftbedarf von 350 PS wird durch das Elektrizitätswerk Mittelsteine geliefert. Hergestellt werden: Matratzenstoffe, Inletts und Züchen.





Gemeinde Kunzendorf

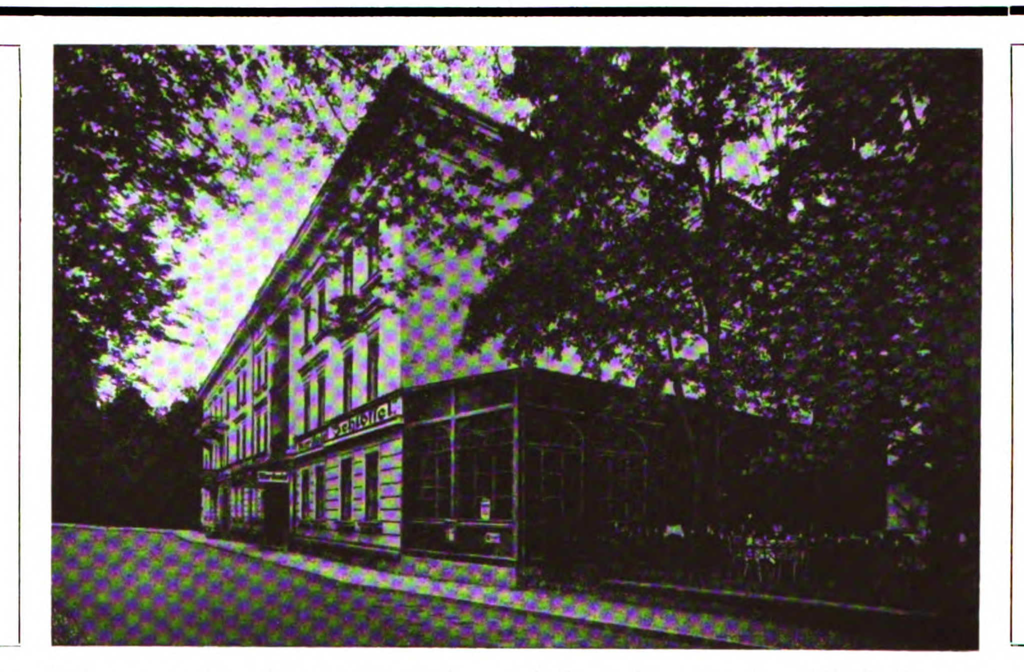
Kreis Neurode

Herrlich gelegener Industrieort im Eulengebirge

4895 Einwohner

Bahnstation Centnerbrunn

Gla 105



Bad Landeck i. Schl. * Kurhotel „Schlössel"

In nächster Nähe der Bäder und Kuranlagen gelegen ·· 45 Zimmer

Autogaragen — — Fernruf 61 — — Besitzer: **Josef Reithmayr**

Gla 60



Genesungsheim „Tannenhof"
Bad Landeck i. Schl.
zur
Durchführung von Heilverfahren der Reichsversicherungs-Anstalt für Angestellte, Berlin, verpflichtet

Aerztliche Leitung: Dr. BAIL

Gla 43



Bad Landeck i. Schles.

Haus Elysium mit Johanneshof

in allernächster Nähe des Kurplatzes und Georgenbades am Walde und Wiese gelegen, empfiehlt seine ruhigen, sonnigen Zimmer mit und ohne Pension zu mäßigen Preisen.

Küche anerkannt gut und überall empfohlen.

Besitzer: **Bruno Böhm** / Telephon Nr. 16

Gla 41

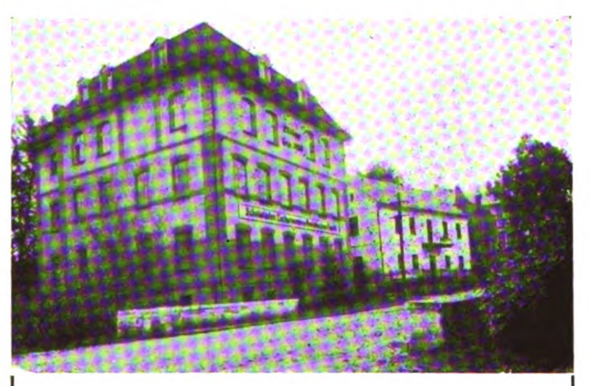
Gaststätte und Sommerfrische zum STADTWALD-LEWIN

An der Johanneskapelle gelegen ⋆ 10 Minuten von der Stadt entfernt

Besitzer M. Pohl
Fernruf 179

Prachtvolle Lage am Walde

Preiswerte Zimmer **Gute Verpflegung**



P. Chlupp in Lewin, Fernruf: Amt Sackisch Nr. 80 Grafschaft Glatz

Bahnstation Lewin

Spezialfabrik feiner Schokoladen-, Marzipan- und Zuckerwaren

GEGRÜNDET 1858

Prämiiert mit I. Dresden

Gla 66

Erste Lewiner Glas-Schleiferei H. Bandt & Staratschek

Inhaber: Aug. und F. Staratschek

en gros Export en détail

Prima Bleikristall

weiß und farbig
wie:
Aufsätze, Teller
Jardinieren, Kompotts, Karaffen
Krüge, Vasen, Toilettegarnituren
Römer, Likör
und vieles andere mehr
liefert
zu billigsten Tagespreisen

Gla 69



Lewin (Gfsch. Glatz) Station der Staatsbahn Glatz-Kudowa-Sackisch 450-500 m. ü. d. Meere, zwischen den beiden Bädern Reinerz und Kudowa. Stadt, 1200 Einw., Post, Telegr., Fernspr., Hochquellwasserleitung, Gas, demn. Elektrisch, klimatischer Höhenluftkurort, bes. bei Erkrankung der Atmungsorgane. Herrlich in und an den Bergen gelegen, wunderschöne Umgebung mit reichwechselndem Ausblick. — Beliebter und gern-besuchter Sommer- und Wintererholungsort. Schöne Spaziergänge in nächster Umgebung z. B. Stadtwaldkoppe, Feistkoppe, Ratschengebirge, Hummelberg mit Burgruine, Kaiserlehne, Pansker. Größere Ausflüge nach Heuscheuer (920 m) und Mensegebirge (1084 m), Glatzer Schneeberg, Seefelder usw. — Gelegenheit zur Ausübung von Wintersport wie Rodeln, Skilauf usw. — Fremdenhäuser und Gastwirtschaften bieten das Beste bei billigsten Preisen. Verkauf von Grundstücken für Villenbau. — Nähere Auskunft: Verkehrs- und Verschönerungs-Verein oder Magistrat Lewin.

Stadtsparkasse Lewin

mit

Bankabteilung



Ausführung aller Bankgeschäfte

Eilüberweisungsverkehr

Reisekreditbriefe

Vermietung von Schließfächern



Wechselstube

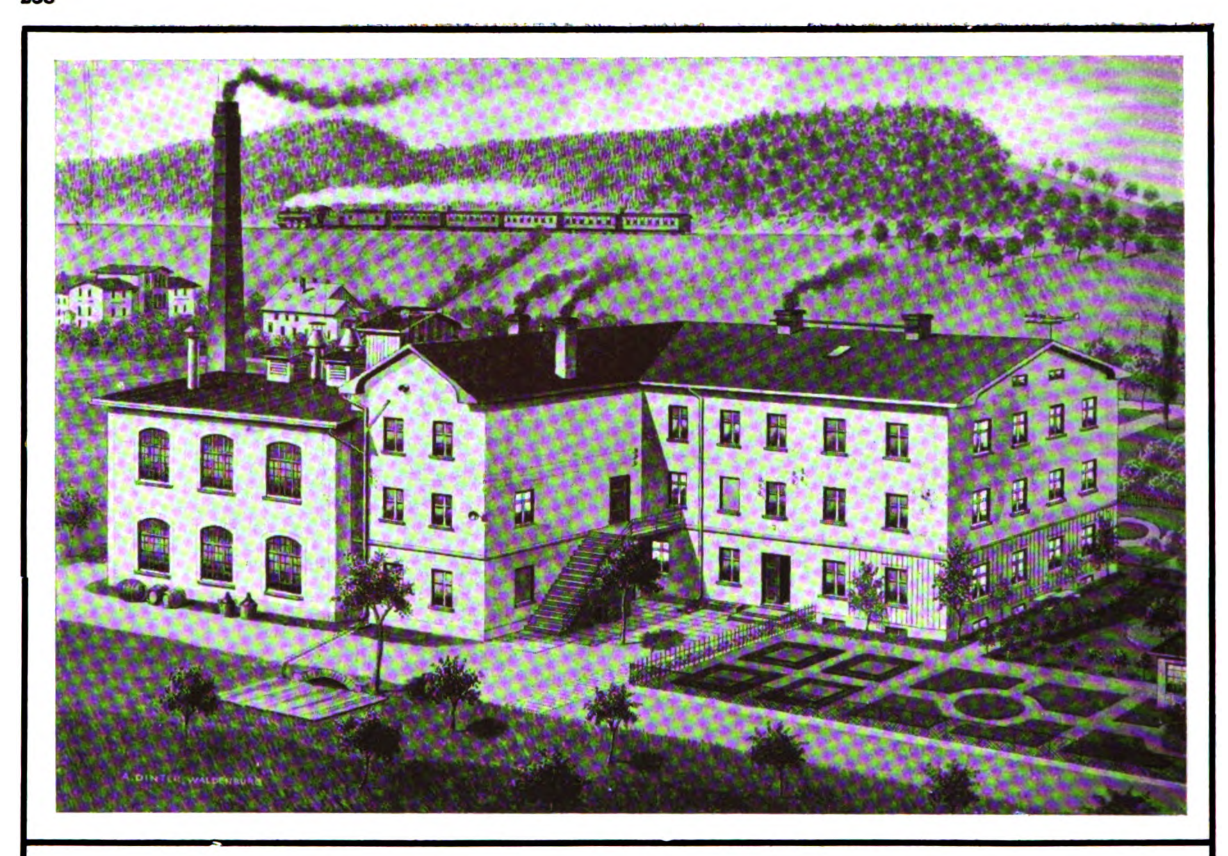


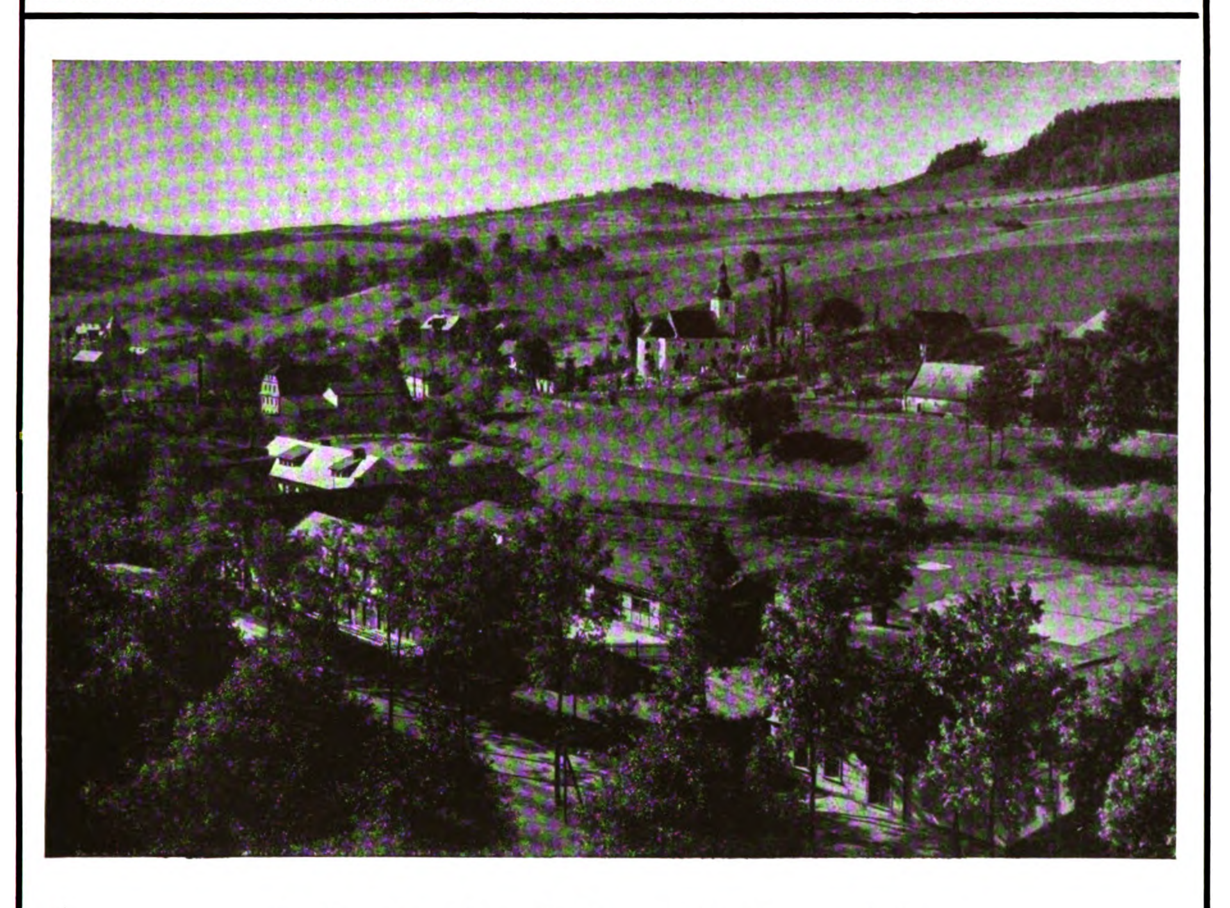
Erholungsheim Lewin

Direkt am Wald und in schönster Gegend gelegen.
Schöne Fernsicht.
Zimmer und Verpflegung bei billigsten Preisen vorzüglich und reichlich.
Gelegenheit zu Liegekuren.
Vorherige Anmeldungen durch den Magistrat in Lewin.

Gla 70




A. DINTER, WALDENBURG



Ludwigsdorf im Eulengebirge

Die Gemeinde ist ein aufstrebender Industrieort, welcher nach der Volkszählung vom 16. Juni 1925 insgesamt 3859 Einwohner hat. — Ludwigsdorf ist Eisenbahnstation der Linie Glatz—Dittersbach und Ausgangspunkt für Ausflüge nach der Hohen Eule, dem Königswalder Spitzberg u. a. m. Die tschecho-slowakische Landesgrenze ist in einer Stunde zu erreichen. Der Fremdenverkehr ist ständig im Steigen begriffen. Am Orte sind zwei katholische und eine evangelische Schule, eine katholische Kirche und ein Krankenhaus vorhanden. Die Gemeinde besitzt einen guten Sportplatz nebst Sporthaus und Turnhalle. Arzt und Apotheke am Ort. Gastwirtschaften sind elf vorhanden. — Im Ortsteil Mölke liegt das Steinkohlenbergwerk consolidierte Wenceslausgrube und das Elektrizitätswerk Schlesien. Im Niederdorfe befindet sich die Seidenweberei der Gebrüder Bader, Wien. An Textilwarenbetrieben sind die Firmen „Carl Gersch Söhne“, „Gebrüder Herden“ und „Martin Teuber“ vorhanden. Ludwigsdorf ist Postort und im Fernsprechverkehr dem Amt Neurode angeschlossen. — Die Leitung der Gemeindeverwaltung liegt in Händen des Gemeindevorstehers Pohl. Polizeiverwalter ist Amtsvorsteher Kahlert. In die Gemeinde sind 1910 die Gemeinde Mölke und der Gutsbezirk Städtisch Eule sowie 1924 der Gutsbezirk Mölke eingemeindet worden.

Gla 88

Schlesische Gardinenfabrik Aktiengesellschaft

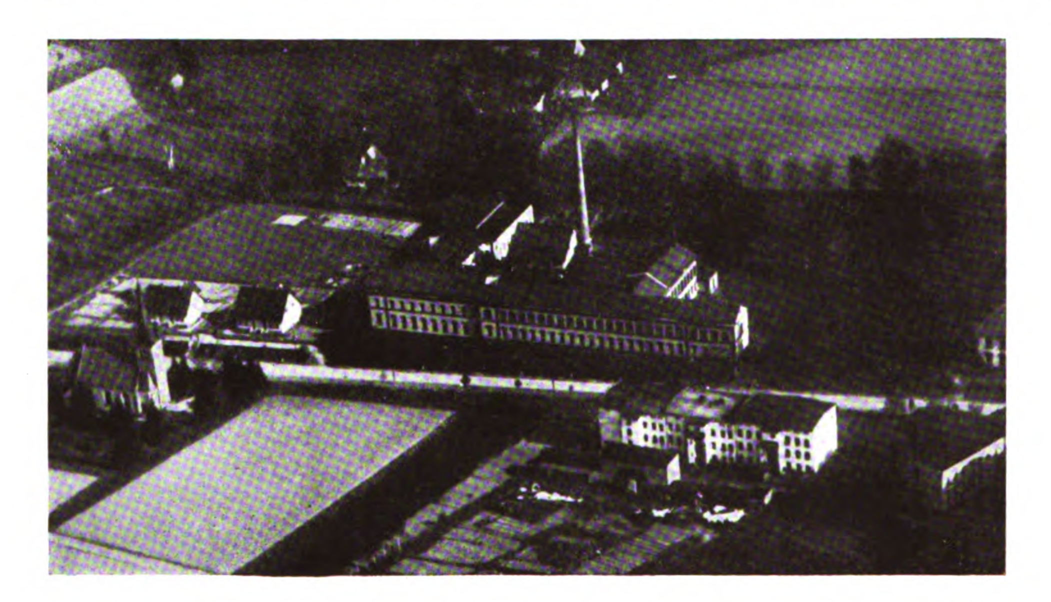
Gegründet 1880

Eigene Weberei, Bleicherei und Appretur

Mittelwalde in Schlesien

Gegründet 1880

Am Westeingang von Mittelwalde, an der Bahnhofstraße, grüßt den Besucher unserer Stadt das langgestreckte Hauptgebäude der Schlesischen Gardinenfabrik Aktiengesellschaft. Dieses Unternehmen, die einzige Tüllgardinenweberei Preußens, ist eine Gründung des Großindustriellen Arthur Faber aus Wien, der im Jahre 1880 hier eine Zweigniederlassung der in Wien, Lettowitz (C. S. R.) und Mailand bestehenden Firma M. Faber & Co., vorerst als Tüllgardinen-Rohweberei, erstehen ließ. Bereits im Jahre 1884 wurde der Betrieb durch eine eigene Bleicherei mit notwendigen Nebenbetrieben



wesentlich vergrößert. Im Jahre 1892 konnte ein zweiter großer, mit neuesten Maschinen eingerichteter Websaal in Betrieb genommen werden, dem im Jahre 1923 ein weiterer geräumiger Neubau folgte. Durch neuzeitliche Verbesserungen in allen Haupt- und Nebenbetrieben ist es dem Unternehmen möglich, die in über vierzigjähriger Tätigkeit gesammelten Erfahrungen in den Dienst der Kundschaft zu stellen. Die Schlesische Gardinenfabrik Aktiengesellschaft setzt ihre Erzeugnisse in allen Teilen Deutschlands ab. Sie unterhält an allen größeren Plätzen Vertretungen und eine Zweigniederlassung in Berlin C 2, An der Stralauerbrücke 7. Seit Jahrzehnten nimmt die hier erzeugte weiße Tüllgardine ihren Weg nach den Balkanländern, nach den Nordstaaten, nach Holland und Übersee.



Chronik von Mittelsteine



Dieses Dorf, in der ältesten Urkunde „die middelste Stynau" genannt, liegt eine Stunde östlich von der Stadt Wünschelburg, 354 m über dem Meeresspiegel und zählt gegen 2500 Einwohner. Es macht eine eigene Dorfgemeinde aus, zu der noch die Kolonie Neubiehals gehört. Das Dorf hat eine Pfarrkirche, eine Andachtskapelle, ein Noviziat der Jesuiten, eine evangelische Kirche, eine katholische Schule, eine evangelische Schule und eine ländliche Fortbildungsschule. — An Gütern sind der Jesuitenhof, der Hauptmannhof und der Sparhof zu nennen. — Die Industrie ist durch ein Kraftwerk, Sägewerke, eine Ziegelei, Spinnerei, Grube und Kistenfabrik vertreten. Außerdem befindet sich am Bahnhof eine Steinmetzniederlassung von Niggl. — In dem breiten, flachen Tale der Steine hat das von den Bergen rinnende Wasser seinen feinen, fetten Schlamm recht reichlich absetzen können. Der fette Lehmboden und der Schlamm des Rotliegenden sind für den Ackerbau äußerst günstig. Hier liegen Rüben- und Maisfelder, hier trägt auch der Weizenbau die reichsten Ernten. Ein gewisser Wohlstand ist daher bei den Bauern des Steinetals allenthalben anzutreffen. — Das Dorf ist häufig vom Hochwasser bedroht, besonders zur Zeit der Schneeschmelze und bei ungewöhnlichen Regengüssen. Große Eisfahrten im Frühjahr sind keine Seltenheit. Am 11. Juni 1829 war das Hochwasser so stark, daß viele Häuser bis zum Dache unter Wasser standen. Seit jenen Schreckenstagen wird der 11. Juni als Gelöbnistag gefeiert. — In der alten Radstube der Wendler-Mühle ist eine Fischbrutanstalt eingerichtet. Jährlich werden hier gegen 100000 Forellen erbrütet. — Mittelsteine bildet einen Eisenbahnknotenpunkt. Von hier führt die tschechische Bahn im Steinetale aufwärts über Braunau nach dem ehemaligen Böhmen hinein. Die Strecke Glatz—Dittersbach wird hier geschnitten von der Eulengebirgsbahn, deren Endstation Wünschelburg ist. — Am Bahnhof befindet sich eine tschechische und eine deutsche Grenz-Zollstation. In der Nähe steht das Postgebäude. An der Landstraße nach Rathen liegt der Kleinbahnhof „Steine". — Das Dorf hat elektrische Beleuchtung. Bedeutende Landstraßen führen nach Glatz, Neurode und Wünschelburg. — Im Jahre 1914 wurde das jetzige Krankenhaus unter dem Namen „Marienstift" fertiggestellt. Es wird von Marienschwestern geleitet. Eine Spar- und Darlehnskasse besteht seit 1896, eine Feuerwehr seit 1882. Letztere wird durch die Motorspritzen des Sägewerkes unterstützt. — Die günstige Lage des gewerbefleißigen Ortes in der Mitte des Kreises Neurode läßt auf weitere günstige Entwicklung schließen.





Köpprich-Tal

Kreis Neurode.

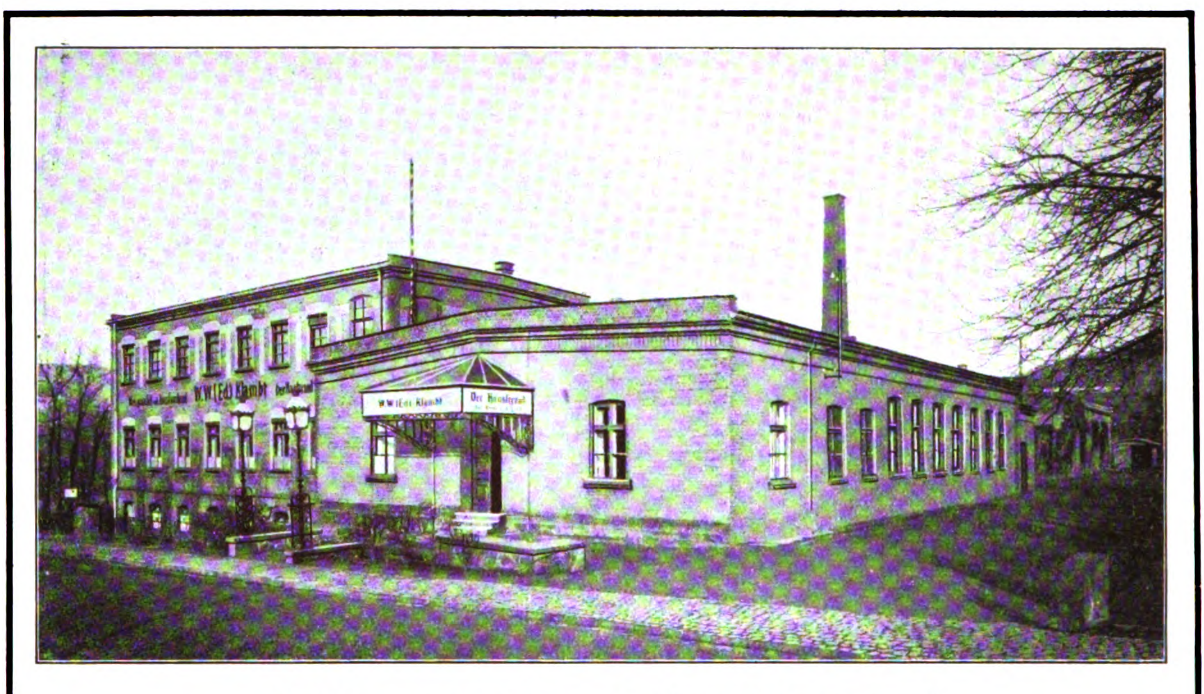
Im Nordosten das Gneismassiv des Eulengebirges, im Südwesten das gigantische Felsgebilde der „weißensandsteinernen" Heuscheuer, von Norden her die Ausläufer des Waldenburger Gebirges im „Rotliegenden", nach Süden zu das weite Steinetal: so liegst du, Kreis Neurode, von riesigen Fichtenwäldern mit Sauerstoff versorgt in den anmutigsten Tälern, von rauhen Winden geschützt. — Geh' hinaus ins Köpprich-Tal und lasse die dunklen Wälder auf dich wirken. Und wenn es auch Alltag ist, deine Seele wird feierlich gestimmt und die Baumriesen erzählen dir von Treue und Glaube, von Hoffnung und Liebe. — Zieh' hinauf nach der Zauberstadt, der Heuscheuer. Auf ihrem Plateau, dem Carlsberg, finden Hunderte von erholungsbedürftigen Kindern in dem in reiner Höhenluft gelegenen „Kindererholungsheim des Kreises Neurode", in weiser Fürsorge von wahren Menschenfreunden in mustergültiger Weise eingerichtet, ihre gesundheitliche Kräftigung. — Wandere weiter und biege auf der Straße nach Nauseney südlich ab: von den drei „Sandsteinen" in der Nähe eines schlichten Holzhauerhäuschens hast du den herrlichsten Ausblick hinab in das traumverlorene Gebirgsdörfchen Nauseney, hart an der tschechoslowakischen Grenze gelegen. Und brauchst du Naturkräfte, deine schlaffen Nerven zu erfrischen, dann wirst du es dort unten heimlich finden und du wirst ausrufen: „Hier möchte ich wohnen, nicht für immer, aber für eine Anzahl ganz glücklicher Stunden!" — Überschreite den grünen „Mattenhügel" und du bist in Passendorf. Ganz selig blicken die Felssteine der Heuscheuer auf das Dörfchen herab. Hier findet die wandernde Jugend eine Bleibe, in der vom „Kreis" errichteten Jugendherberge. Und nun, ihr ränzelbepackten Jungen und Mädel, steigt herunter aus dem Felsgewirr und schlummert und ruht hier aus. — Auch für die Menschen des 20. Jahrhunderts bleibt „Albendorf, das schlesische Jerusalem", besuchenswert. Hier bewundern wir den tempelartigen Bau des Gotteshauses, alle jene lebensgroßen Figuren, die in den Höhlen oder Kapellen nach den Worten Prof. Wittigs das bittere Leiden und Sterben des Herrn „vorstellen", die Apostel und Jünger, die Pharisäer und Hohenpriester, die Juden und die Henkersknechte, aber auch den Welterlöser, den lieben Heiland selbst, Kunstwerke, die der Tiroler Meister schuf. — Im Winter ist vor allen Dingen für die verwöhntesten Skiläufer aufsuchenswert das Eulengebirge. Hier ist Gelegenheit für den Gelände- als auch Sprunglauf. Vom Kreise ist an den Hängen der Hohen Eule eine Sprungschanze geschaffen worden, welche die größte in den schlesischen Gebirgen sein dürfte. — Für den Verkehr wird der Kreis erschlossen durch die Glatz—Neurode—Dittersbacher Eisenbahnstrecke. Vom Knotenpunkt Mittelsteine führen die Eulengebirgsbahn nach Wünschelburg (1000 jährigen Urian) und Silberberg, die tschechoslowakische Bahn nach dem Braunauer Ländchen. — Von Altheide her fährt man mit dem Autobus nach der Heuscheuer, mit einem anderen von Peterswaldau über die Zimmermannsbaude, durch Hausdorf, Kunzendorf nach Neurode. Mölke, Hausdorf, Kunzendorf, Neurode, Buchau, Schlegel sind ebenfalls durch eine Autolinie miteinander verbunden.



Nauseney



Heuscheuer



Verlagsanstalt und Kunstdruckerei

W. W. (ED.) KLAMBT · G. M. B. H. & CO.

Neurode in Schlesien

In dem industriellen Bild der Grafschaft Glatz würde ein nicht zu übersehender Teil unausgeführt bleiben, wenn man die seit dem Jahre 1842 bestehende Verlagsanstalt und Kunstdruckerei W. W. (Ed.) Klambt, G. m. b. H. & Co., die auch in ihren Zweigniederlassungen Hamm i. W. und Speyer a. Rh. Gebäudekomplexe besitzt, nicht mit einigen Strichen charakterisieren wollte. — Kann sich schon an und für sich ein Druckereiunternehmen nur durch große Regsamkeit und tadellose Arbeit, unterstützt durch stetig neuzeitliches Maschinen- und Schriften-Material mit Erfolg über seinen Stadt- und Landkreis hinausheben, so ist dies der Klambt'schen Druckerei in ganz besonders glücklichem Ausmaß gelungen. Erste typographische Leistungen, gewissenhafte Ausführung auch erheblich großer und eiliger Druckaufträge haben es hier vermocht, die Firma zu einer der bestbekannten Schlesiens auf ihrem Gebiete zu machen, sodaß selbst die weiter abliegenden Großstädte, wie Berlin, Dresden und Leipzig mit Kunden die Liste der Drucksortenbesteller vervollständigen. — Die vorzügliche Leitung, peinlich arbeitendes, alteingesessenes Personal und ein Maschinenpark erprobter Fabrikate (worunter besonders die Setzmaschinen, sowie Runddruckmaschinen mit Bildereindruckwerk) sind die Hauptgründe dafür, daß diese vielseitige Akzidenzdruckerei, die auch über Bilderprägepressen, Vernickelungseinrichtung und Buchbinderei verfügt, einen Ruf erwarb, der weit über die Grenzen der Heimatprovinz hinaus als erstklassig gilt. Der helle und freudige Unternehmungsgeist, der von je in der Firma herrschte, verkörpert sich schon rein äußerlich in den lichten, großen, musterhaft-hygienischen Arbeitsräumen, sowohl in den größtenteils Neuroder Planbauten, als auch in den Mehrstock-Fabriken in Hamm und Speyer. Ist der Mehrfarbenkunstdruck und Werkdruck eine Spezialität der Druckhäuser Klambt, so ist es die Sondereigentümlichkeit der Verlagshäuser Klambt, daß ihre Verlagsartikel, vor allem ihre Zeitschriften, nicht nur über ganz Deutschland ziemlich gleichmäßig verbreitet sind, sondern auch weit im Ausland ihre dankbaren und treuen Bezieher haben, ein Umstand, der neben dem Namen Klambt als des Begründers des „Hausfreund für Stadt und Land" auch Neurode als Sitz des Stammhauses dauernd bekannt macht.

Der Hausfreund

für Stadt und Land

84. Jahrgang

Mit den Beiblättern: „Am Herdfeuer“, „Der bunte Hausfreund“, „Der praktische Landwirt“ „Modenblatt des Hausfreund“ und „Für unsere Jugend“.

Geschäftsstellen: Für die ostdeutsche Ausgabe Neurode (Eulengebirge) für die westdeutsche Ausgabe Hamm i. W. und für die süddeutsche Ausgabe Speyer a. Rh.

Als im Jahre 1843 der Buchdruckereibesitzer Wilhelm Wenzel Klambt zu Neurode in der Grafschaft Glatz die erste Nummer seines selbst redigierten Blattes „Der Hausfreund, eine Wochenschrift für alle Stände“ herausgab, da hätte er wohl auch in seinen schönsten Träumen den späteren Erfolg dieser Zeitschrift, die heute mit ihren rund 150 000 festen Beziehern die meistverbreitete politische Wochenschrift ganz Deutschlands ist, nicht vorausgeahnt. — Dieser Mann hoher Ideale, der zugleich einen praktischen Blick für die Bedürfnisse der Zeit hatte, hatte es nicht leicht, mit seinen gesund-liberalen Anschauungen die damals noch erhebliche Engstirnigkeit der Bewohner des Bergstädtchens Neurode und des Glatzer Ländchens, mit dem ihn doch eine rührende Heimatliebe verband, erfolgreich zu bekämpfen, um das Volk auflichten zu helfen und seine Wünsche dem politischen Fortschritt anzupassen. Die von Klambt größtenteils selbst geschriebenen Leitartikel des „Hausfreund“ der ersten Jahrzehnte, die von wahrhaft erquickendem Geist und politischem Weitblick diktiert sind, sind für die damaligen Zeiten recht beachtlich gewesen und machten das Blatt rasch im besten Sinne volkstümlich. Sie heute noch nachzulesen, ist nicht nur heimatgeschichtlich von großem Interesse, sondern auch geradezu herzerfrischend. — So begann der Bezieherstamm des originellen Zeitungsblattes aus dem Glatzer Gebirge schnell an Umfang zuzunehmen. Als „der alte Klambt“ für immer die Feder aus der Hand legte, betrug die Leserzahl des „Hausfreund für Stadt und Land“ bereits etwa 15 000.

Unter der Leitung des Schwiegersohnes des Begründers, des Buchdruckereibesitzers Georg Rose aus Neurode, der 1882 zusammen mit einem Sozius aus Breslau die Firma Klambt und den Verlag käuflich übernommen hatte, erfolgte der weitere Aufstieg in immer rascherer Entwicklung. Im Jahre 1890 zählte der „Hausfreund“ 27 000 Bezieher, 1900 waren es bereits 90 000. Zwei Jahre zuvor ging man an die Abzweigung einer großen Leserschar, die im westlichen Deutschland inzwischen auch die allgemeinen Vorzüge des jetzt reich illustrierten und vielgestaltigen Familien-Wochenblattes schätzen gelernt hatte, und gründete in dem aufstrebenden Industrieort Hamm in Westfalen eine Zweigniederlassung, die eine westdeutsche Ausgabe des „Hausfreund“ zu besorgen hatte. Das Jahr 1905 zeigte sodann die gewaltige Leserziffer von 125 000, so daß auch in Süddeutschland ein Jahr später eine weitere Niederlassung in dem ehrwürdigen Speyer am Rhein eingerichtet werden konnte, die den noch weiter entfernt wohnenden süddeutschen Freunden des Blattes dieses pünktlich übermitteln half durch die Drucklegung einer süddeutschen Ausgabe ebenda. Überraschend blühte auch diese Gründung derart auf, daß sich kurz vor dem Weltkriege die Gesamtbezieherziffer des „Hausfreund“ auf weit über 150 000 belief, bis durch den Verlust und die Abtrennung von deutschen Gebietsteilen nach dem Kriege der größte Teil der darauf entfallenden Leser mit verloren ging. Immerhin rundet sich zur Zeit, Anfang 1927, doch wieder die sehr erfreuliche Zahl von 150 000 heraus. Mit der Austragung dieser 150 000 „Hausfreunde“ sind allwöchentlich in den drei Fabrikationsorten des Verlages zusammen über 4300 Boten beschäftigt, außerdem noch eine weitere große Zahl für die anderen Verlagsschriften und sonstigen Verlagsartikel, von denen hier nur die „Hausfreund-Bibliothek“ und die seit 22 Jahren erscheinende landwirtschaftliche Fachzeitschrift „Die Ackerscholle“ genannt sein sollen.

Die heutigen Hauptinhaber des „Hausfreund“-Verlages und der Firmen Klambt sind die Enkel des Begründers, die beiden Söhne seines Schwiegersohnes Georg Rose. Im Verein mit ihnen sind einige Sozii von hervorragend verlegerischem Namen bemüht, das ganze, immer umfangreicher werdende Unternehmen stets auf einer Höhe zu halten, die den würdigen Traditionen des alten Verlages voll entspricht.

Digitized by Google

Wiener Café

Neurode im Eulengebirge

Erstes Café am Platze

Eigene Konditorei

Telephon 229

Spezialitäten:

Torten, div. Gebäck, Sahne, Eis in verschiedenen Sorten, Pfirsich-Melba Eisfrüchte, Bomben u. v. a.

Spezial-Biere

Münchner·Weißbier·Porter

Weine, Sekt und Edelliköre

Empfehle auch meine Lokalitäten für Vereine, Hochzeiten und Versammlungen

Ergebenst

Edmund Seibert

Gla 95

Glückauf-Apotheke



Neurode im Eulengeb.



Großes Lager von homöopathischen Präparaten der bedeutendsten Hersteller des Inlandes

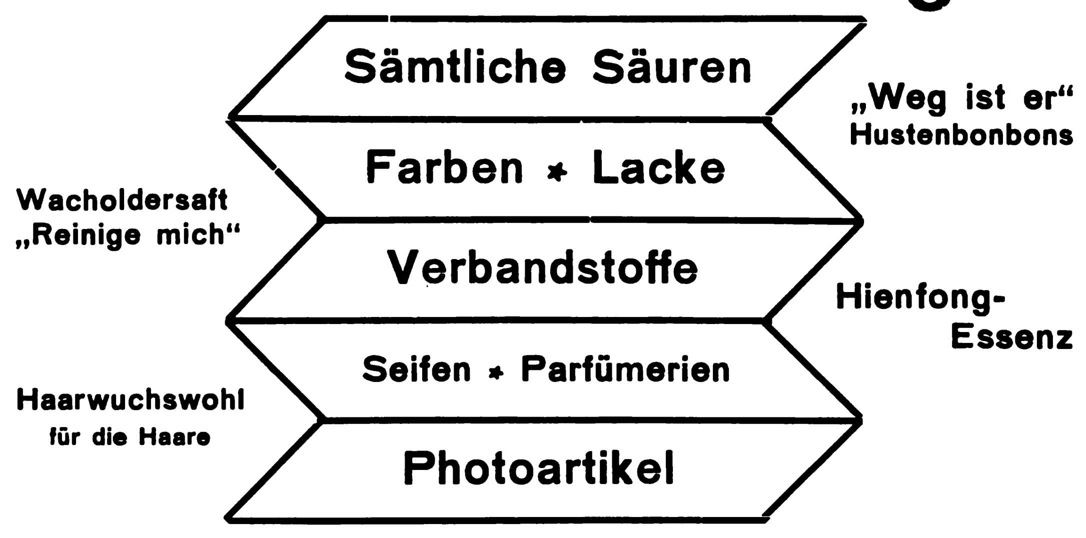
Alleinige Herstellung der

HAHNEMANN-TEES:

Brust- und Hustentee
Blasen- und Nierentee
Abführtee Nr. 3
Blutreinigungstee
Gicht- und Rheumatismustee
Magentee

Gla 93





empfiehlt zu billigsten Preisen und bester Qualität

Paul Kudraß, Drogen-Großhandlung, Neurode

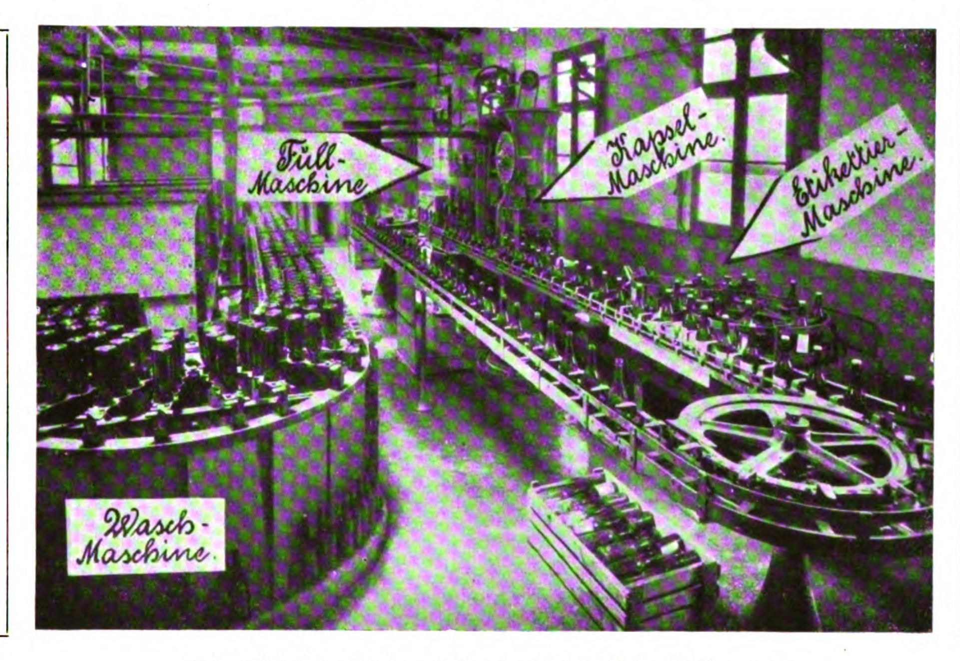
Fernsprecher 41

Gla 96





Die „Weber-Quelle" Grafenorter Sauerbrunnen
Entwurf von Prof. Vonka, Breslau.



Teilansicht des auf das modernste eingerichteten Füllraumes

Obige Anlage wäscht, füllt, kapselt und etikettiert stündlich 3000 Flaschen. Dieselben werden fortlaufend mittels Transportband den einzelnen Maschinen zugeführt, sodaß die Flasche, nachdem sie von der Waschmaschine in das Transportband gestellt ist, nicht mehr angefaßt zu werden braucht; also in hygienischer Beziehung das Vollkommenste was es z. Z. gibt. — Die Weber-Quelle ist ein äußerst reines und mit wohltuenden Erdsalzen durchsetztes Trinkwasser, ein angenehmes, höchst erfrischendes Tafelgetränk.

„Weber-Quelle" Das Schlesische Tafelwasser!

Gla 108

BAD REINERZ

(Grafschaft Glatz)

568 m ü. d. M. – Badeort und Wintersportplatz.

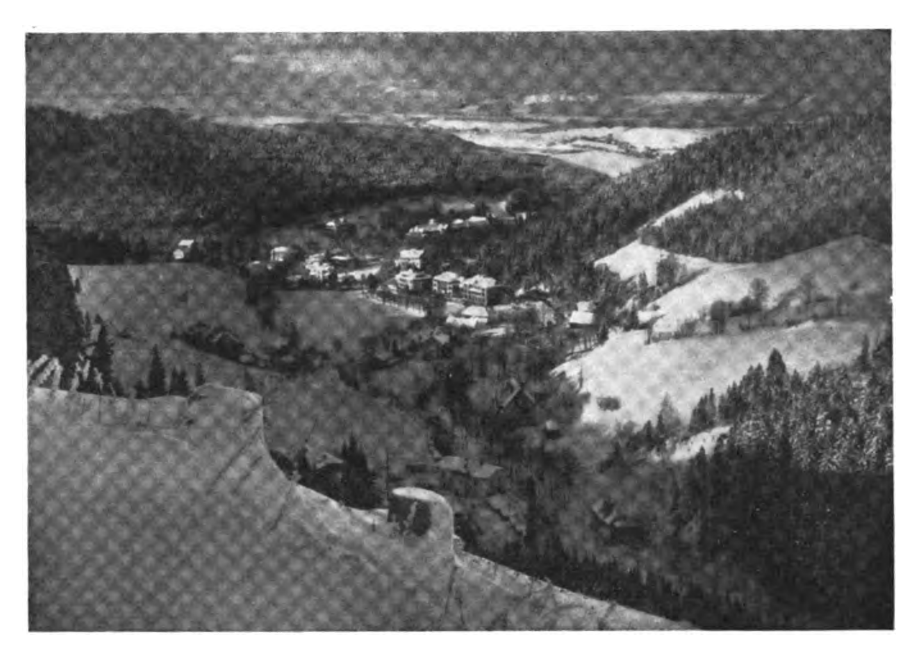
Reinerz hat gegen 5000 Einwohner, Kirchen und Schulen beider Konfessionen, außerdem eine höhere Knaben- und Mädchenschule, Fortbildungsschulen, sowie eine staatliche Stickschule, Glasschleifereien und Leinenweberei, Sägewerke usw. Außer Stadtverwaltung sind an Behörden das Amtsgericht, staatl. Oberförsterei, Post und Zollamt vorhanden. Als herrlich gelegene Badestadt mit günstigen Steuer- und Verkehrsverhältnissen eignet sich der Ort zur Niederlassung von Pensionären vorzüglich. Baugelände wird kostenlos nachgewiesen und billigst abgegeben. Neben dem Bade, das den Stadtbewohnern viele Annehmlichkeiten bietet, ist auch die nähere und weitere Umgebung von Reinerz dazu angetan, den Aufenthalt bezw. das Wohnen in Reinerz recht abwechslungsreich und vorteilhaft zu gestalten. Das Bad, von 100000 Morgen Hochwald umgeben, eine Viertelstunde durch die Badeallee von der Stadt getrennt, liegt in völliger Ruhe und Stille. Unmittelbar am Kurplatz beginnend und in direkter Verbindung mit den zahlreichen Villen und Hotels umgibt ein weitverzweigtes Netz von schönsten Waldpromenaden mit ca. 700 Ruhebänken das Badetal. Herrliche Spaziergänge mit immer neuen Aussichtspunkten laden den Besucher ein, sich in der Reinerzer erfrischenden und heilkräftigen Luft zu ergehen. Der Kohlensäurereichtum der Sprudel lassen Reinerz zu den bedeutendsten Herzheilbädern Europas zählen. Die eisenhaltigen Quellen sind neben der würzigen Luft sehr wirksam gegen Blutarmut und Bleichsucht. Das Moor seiner Wiesen wird mit großem Erfolge bei Frauenleiden, Rheuma und Gicht angewandt. Bei leichteren Erkrankungen der Atmungsorgane stehen die Reinerzer Quellen seit alters her mit ihrer lösenden Wirkung in hohem Ansehen. Schwindsüchtige werden nicht aufgenommen. Erfolgreich sind die Kuren bei Nieren- und Blasenleiden, Leber- und Gallenerkrankungen. Reinerz als heilkräftiges Bad, wie berühmter Luftkurort bietet beste Bürgschaft für wirkliche Erholung und Heilung. Der Aufenthalt ist sowohl im einfachen Fremdenheime, wie in erstklassigen Villen und Hotels verhältnismäßig billig. Alle Häuser sind mit einem Garten umgeben und liegen in nächster Nähe des Waldes. Das Bad ist Sommer und Winter geöffnet, weil der Erfolg einer Kur unabhängig von der Jahreszeit ist. Im Winter ist Reinerz oft ein Heerlager von Sportlern, da der Ort infolge seines herrlichen Schneeschuhgeländes und seiner Rodel- und Eisbahnen zu den bedeutendsten Wintersportplätzen Deutschlands gehört. – Kurmittel und Kurtaxe werden im Falle der Bedürftigkeit ermäßigt. Wer einmal in Bad Reinerz war, wird gern dahin wiederkehren, und überaus vielen Kurgästen konnte die Badeverwaltung bereits zum 25. Besuche ein Ehrendiplom überreichen.

Prospekte und Auskünfte kostenlos durch das Verkehrsamt der Badeverwaltung.

BAD REINERZ

Bedeutender Wintersportplatz und Winterkurort der Grafschaft Glatz i. Schl.

Seit Jahren regelmäßig besucht von der Berliner Hochschule für Leibesübungen und vielen Skiverbänden zur Abhaltung ihrer mannigfaltigen **Wettläufe und Skikurse** in dem anerkannt hervorragenden Übungsgelände, das sich durch reiche Gliederung auszeichnet und dadurch Anfängern und Fortgeschrittenen Gelegenheit gibt, leichte und schwierige Touren, Skiausflüge und Bergfahrten bis hinauf zur Hohen Mense (1084 m) und zur Deschneyer Großkoppe (1114 m) zu unternehmen. Abhaltung regelmäßiger **Skikurse** durch geprüfte Skilehrer; allwinterlich Veranstaltung mehrerer **Wettläufe** und **Sprungkonkurrenzen** auf der großen, nach fachmännischen Angaben errichteten, allen modernen Sportansprüchen gerecht werdenden Sprungschanze.



Wintersportplatz und Winterkurort Bad Reinerz — **Teilansicht vom Altarberg aus**

Zwei lange **Kunstrodelbahnen** nach neuzeitlichen Erfahrungen mit großem Kostenaufwand angelegt nach den eigenen Angaben des Vorsitzenden des Deutschen Rodelbundes. Außerdem mehrere Naturrodelbahnen. Zwei **Eislaufplätze,** eine Natur-, eine **Kunsteisbahn.**

Skijöring.

Gemeinsame **Schlitten- und Skiausflüge** unter Leitung der städtischen Sportzentrale und des Skiklubs Reinerz.

Wintersportprogramm, insbesondere über die alljährliche Wintersportwoche, kostenlos durch die **Städtische Sportzentrale.**

Der gesamte **Kurbetrieb** in Bad Reinerz wird auch den **ganzen** Winter über offengehalten. Großes Unterhaltungsprogramm, zweimal Konzert. Lesesaal ständig geöffnet. Unterkunft und Verpflegung sehr preiswert. Prospekte kostenlos durch die **Badeverwaltung.**



KURHAUS
Bad Reinerz

Inh.: J. Koch

Erstes Haus am Platze
mit Bädern und Inhalationen in direkter Verbindung
Bekannt erstklassige Küche
Zimmer mit Verpflegung von RM. 8,— an

Telephon 26 und 140

Gla 49



Park-Hotel

Bad Reinerz

Haus 1. Ranges
Besitzer: H. Wittig
Telephon 22

o

Zentralheizung
Autogaragen
Tankstation

o

Sommer und Winter geöffnet



Villa Hygiea

Gla 47



Königl. priv.

Stadt- und Bade-Apotheke

HANS PRUDITSCH

Telephon 2 **Reinerz** Telephon 2

Reinerzer Spezialitäten:

Echter Jerusalemer Balsam / Brustkaramellen
Tannenduft / Nervenbalsam / Nervenplätzchen
Fichtennadelextrakt / Fichtennadelbäder
Fichtenspiritus und Piniment zum Abreiben
Glyzerin-Veilchenseife

Gla 32

Das in Reinerz wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonnabend) erscheinende



des Heuscheuer- und Mense-Gebirges

(Reinerzer Stadtblatt)

welches als Lokalblatt für Stadt Reinerz, Bad Reinerz und Umgegend und als Neben-Ausgabe unter dem Titel:

Gemeindezeitung für Bad Kudowa

(Amtliches Organ der Amts- und Gemeindeverwaltung)

erscheint, ist das gelesenste Blatt im Oberkreise Glatz. — Tendenz: Unparteiisch. Verlag: Buchdruckerei Richard Pohl, Reinerz.

Anzeigen finden weite Verbreitung, da das „Echo" besonders auch in den Logierhäusern ausliegt und von den Kurgästen der Bäder und von den Sommerfrischlern gelesen wird.

Gla 31

Hotel Schwarzes Roß

Inhaber: Friedrich Nitsche

Bad Reinerz, Ring

Telephon 19

Haus der Kaufleute
Heim der Sportler

Bekannt gute Küche
Autogaragen / Zentralheizung

Verkehrslokal des A. D. A. C. — V. R. K. D.
D. S. V. — D. T. — G. G. V.

Gla 87

Reinerzer Brauhaus

Besitzer: Victor Koch

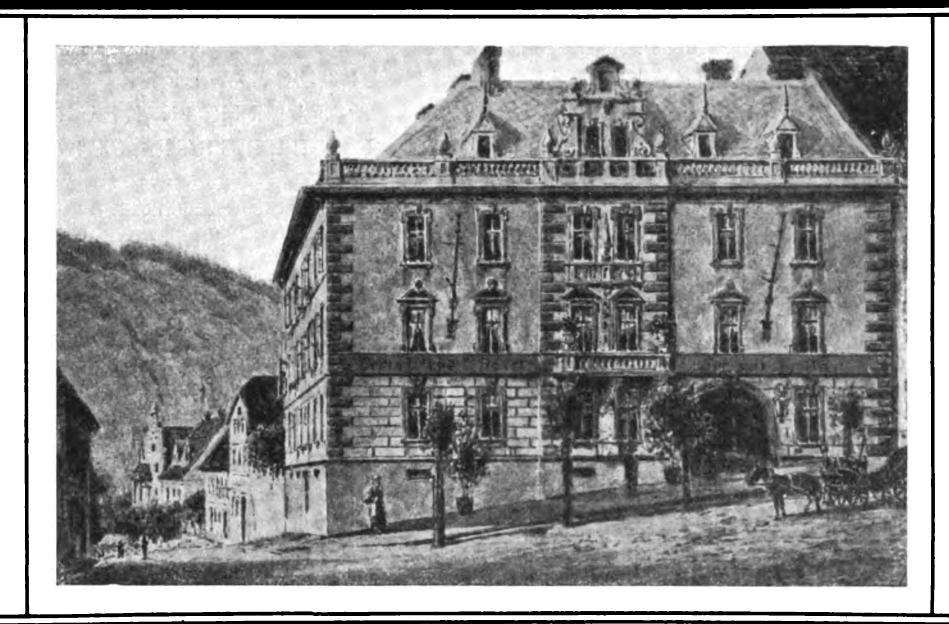
Hotel am Oberring

Telephon 62 **Bad Reinerz** Telephon 62

Das führende Haus am Platze

Vollständig renoviert / Tanzdiele
Bar / Autogaragen / Stellintankstelle und Ölstation

Gla 10



Hotel „Schwarzer Bär" Bad Reinerz

Ring Nr. 10/11 **Inhaber: Georg Liche** Telephon Nr. 1

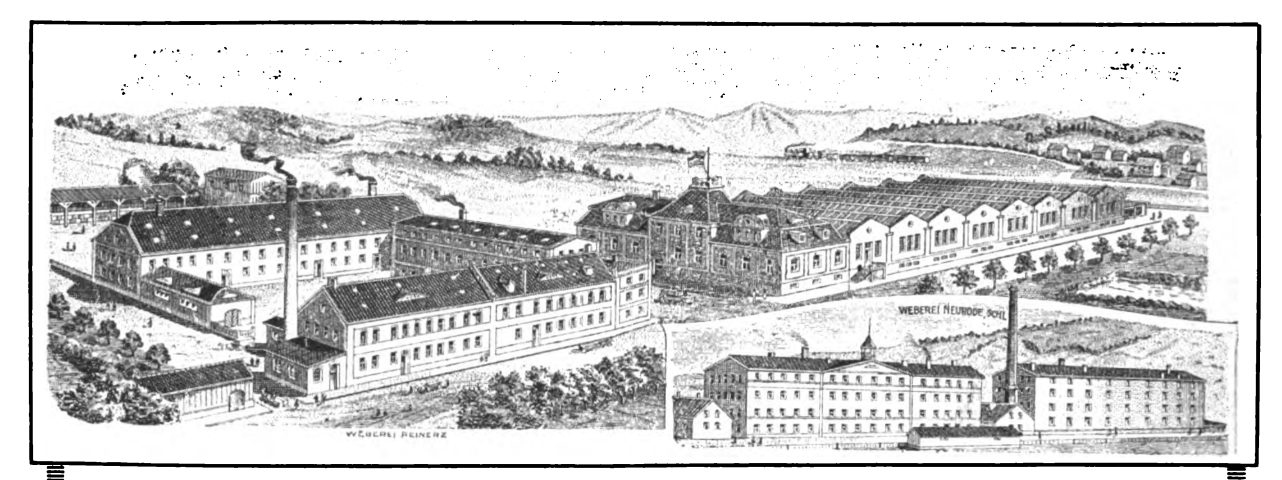
Ältestes und besteingerichtetes Haus am Platze / 30 Fremdenzimmer / Zentralheizung
Warmwasserversorgungs-Anlage geplant — Fertigstellung spätestens Winter 1927
Bad / Auto-Garagen stehen kostenlos zur Verfügung
Anerkannt gut bürgerliche Küche / Gepflegte Biere und Weine
Hausdiener zu jedem Zuge
Treffpunkt des Reinerzer Skiklubs und des Glatzer Gebirgsvereins

Es wohnten hier:

Am 17. August 1669 Johann Casimir, König von Polen.
Am 2. Juni 1816 Fürst Blücher von Wahlstatt.
Am 27. Juni 1821 Se. Kaiserliche Hoheit Michael Pawlowitsch, russischer Großfürst.
Am 13. Juli 1830 General-Feldmarschall Graf v. Gneisenau.
Am 7. September 1888 Se. Exzellenz General-Feldmarschall Graf Helmut von Moltke.
Am 12. Juli 1922 Se. Majestät König Friedrich August von Sachsen.

Gla 26




WEBEREI NEURODE SCHL.
WEBEREI REINERZ

Schlegel

Der Wanderer, welcher vom Bahnhof Mittelsteine die östliche Richtung auf der Chaussee einschlägt, gelangt schon nach etwa 20 Minuten in ein Seitental der Glatzer Steine ins Jahrwassertal nach dem Dorfe Schlegel. Nördlich und südlich drängen sich die Ausläufer des Allerheiligenberges und der Wolfskoppe fast zu einer Schlucht zusammen, welche sich nach Osten immer mehr zu einem etwa 5 km breiten, anmutigen Tal verbreitert. Dasselbe hat an der Kreuzungsstelle der Neurode – Glatzer und der Jahrwasserchaussee seine größte Ausdehnung erreicht und wird nach Osten zu links durch den Bauer-, rechts durch den Hutberg (in Schlegel Oberberg genannt) abgeschlossen. Die ganze Länge des Ortes, zu beiden Seiten des von Ebersdorf kommenden Jahrwassers gelegen, beträgt ungefähr 3 km Von den vier einschließenden Bergen aus gesehen gewährt Schlegel einen fast städtischen Anblick, da der mittlere Teil sehr ausgedehnt und mit neuen Gebäuden geziert ist.

Das Dorf, 400 Meter über dem Meere, ist umgeben von einem Kranze von Kolonien. Dieselben sind dadurch entstanden, daß die Hinterfelder der Dominialäcker und Bauergüter verkauft wurden, worauf sich Kolonisten ansiedelten. Es sind dies nördlich die Kolonien Kirchberg, Ochsenwiesen, Fohler, Neusorge; östlich Oberberg, Steinwiesen, Leppelt; südlich Goldgraben, Theresienfeld, Wiesental und Hinterberg (hinter der Wolfskoppe) sowie 3 Kolonistenstellen an der Steiner Grenze, die mit dem Namen „die drei Fürstentümer" bezeichnet werden.

Über den Ursprung des Dorfes, sowie über den Namen sind verschiedene Meinungen verbreitet. Die ältesten Urkunden reichen bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts zurück. Der Name hat mancherlei Wandlungen erfahren. Wie Dr. med. Zenker in seinen „Urkundlichen Nachrichten" schreibt, hieß es 1330 Slegilisdorf, 1337 Slegelsdorf, 1359 Slegilstorf, 1396 Schlegelsdorf, 1407 zum Slegil, 1412 zum Slegel; erst von 1435 an wurde der jetzige Name festgehalten.

Schlegel war einst mit einer Einwohnerzahl von über 4000 Seelen das größte Dorf der Grafschaft Glatz, ist aber in den letzten Jahren von einigen Orten nördlich von Neurode, wegen ihrer größeren Industrie überflügelt worden. Vor etwa 40 – 50 Jahren waren Weberei, Rotsandstein- und Glasindustrie in voller Blüte. Unsere Glashütte, in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts errichtet und hauptsächlich Beleuchtungsartikel herstellend, wurde 1911 wieder aufgehoben. Dagegen hat die Steinkohlenindustrie einen ungeahnten Aufschwung genommen. Ferner wurde eine Ringofen-Ziegelei mit elektrischem Betriebe, der Firma Simon & Co. gehörig, gebaut, deren Produkte wegen ihres vorzüglichen Materials guten Absatz finden.

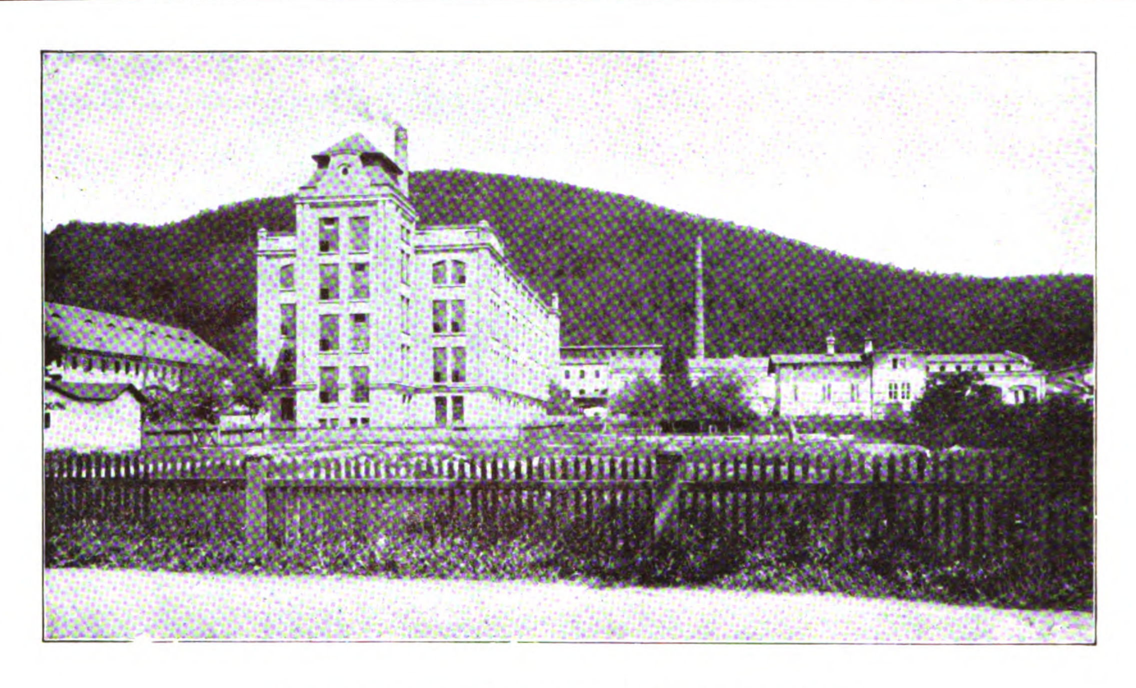
In den letzten 40 Jahren hat sich Schlegel bedeutend verschönert. An Stelle der 1885 abgebrochenen alten Pfarrkirche wurde aus rotem heimatlichem Sandstein eine neue gebaut, ebenso eine evangelische Kirche nebst Schule. Die neue katholische Schule stammt aus dem Jahre 1906. Das in den 70er Jahren errichtete Krankenhaus mit schöner Kapelle wird z. Z. durch einen imposanten Neubau bedeutend erweitert. Die Verkehrsverhältnisse lassen noch zu wünschen übrig. Die Eulengebirgsbahn entspricht nicht den Anforderungen; daher ist in letzter Zeit eine Auto-Verbindung zwischen Neurode und Schlegel mit dreimaligem Pendel-Verkehr eingerichtet worden. Die Post dagegen sucht den Wünschen der Geschäftswelt gerecht zu werden. Für Sommerfrischler ist Schlegel wegen der weiten Entfernung des Waldes und wegen Wohnungsmangel wenig geeignet. Jedoch bietet seine nähere Umgebung, besonders der 650 Meter hohe Allerheiligenberg mit Kapelle, erbaut 1680, Einsiedelei und dem 1913 errichteten Moltketurm nebst Lukasbaude wegen seiner umfassenden Aussicht Gelegenheit zu lohnender Wanderung. Die hiesige Sektion des G. G. V. ist andauernd bemüht, den Aufstieg zu erleichtern.

An freundlichen Gaststätten, welche sich bemühen, dem Einkehrenden den Aufenthalt angenehm zu gestalten, ist in Schlegel kein Mangel.

Die Gesamtfläche Schlegels beträgt rund 6000 Morgen. Hiervon entfallen auf den Gemeindebezirk 4500 und auf den Gutsbezirk 1500 Morgen. Den letzteren bildet vornehmlich das Dominium, das sich im Besitz des Grafen Oskar v. Pilati v. Thassul zu Daxberg befindet. Nach vorhandenen Urkunden stammt der Name Pilati vom Römischen Landpfleger ab. — Ein sehr alter herrschaftlicher Sitz mit einem Schloß, das auf einer Tafel über dem Hauptportal die Inschrift zeigt: „Renoviert 1688".

In nächster Umgebung von Schlegel liegen Neurode 6 km, Ebersdorf 4 km, Rothwaltersdorf 5 km, Eckersdorf 5 km. Ebenso ist Stadt und Festung Silberberg von hier aus mit Bahn und auch zu Fuß in 2 Stunden zu erreichen.





ULLERSDORFER FLACHSGARN-SPINNEREI

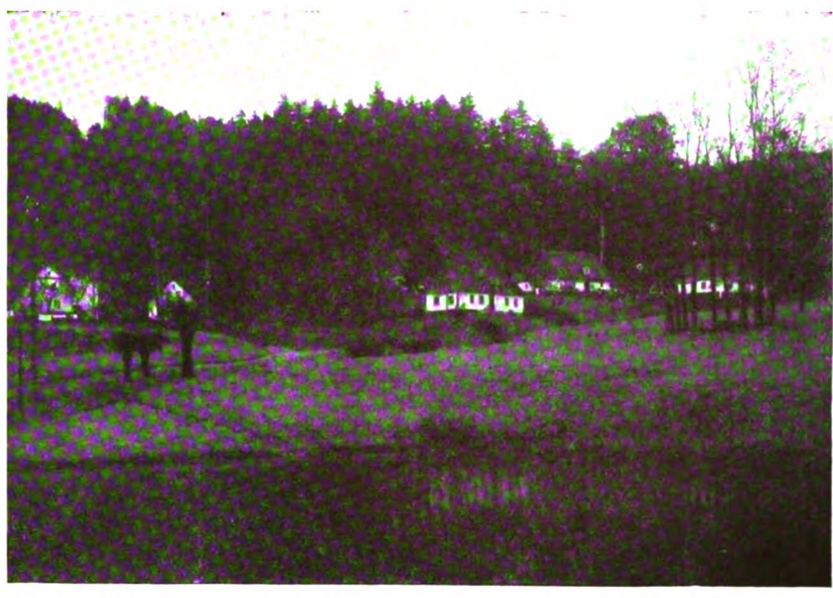
HUGO VON LÖBBECKE A.-G.

Die Flachsgarn-Spinnerei Hugo von Löbbecke A.-G. in Ullersdorf, Kreis Glatz, wurde im Jahre 1822 gegründet. Zunächst als Baumwoll-Spinnerei; später, Mitte der 40er Jahre, in eine Flachs-Spinnerei umgewandelt. Angegliedert war ihr anfangs eine Maschinenbau-Werkstatt, aus welcher unter Herrn von Lindheim, welcher gleichzeitig Vertreter einer englischen Maschinenfabrik war, eine geringe Anzahl „Dampfwagen" an die im Entstehen begriffene Niederschlesisch Märkische Eisenbahn geliefert wurden.

In den Jahren von 1907 bis 1916 wurde die Fabrik einer gründlichen Umorganisation unterzogen, die Anzahl der Spindeln von 6500 auf 12000 vermehrt und ihr eine bedeutende Flachsausarbeitungs-Anlage angegliedert. Die Fabrik beschäftigt bei Vollbetrieb 850 Arbeiter und bildet für die Gemeinde Ullersdorf und darüber hinaus einen wirtschaftlichen Faktor ersten Ranges.

Gla 74





Volpersdorf, als aufstrebende Sommerfrische immer mehr besucht und geschätzt, verdankt seine Beliebtheit hauptsächlich seiner günstigen Lage sowohl in Bezug auf Landschaft als auch Verkehr. Am Fuße des Eulengebirges gelegen, ziehen sich seine Siedlungen bis in die tief eingeschnittenen prachtvollen Täler des Eulengebirgsmassivs, hinein in hervorragende Mischwaldbestände des Gräflich Magnisschen Forstes, von dem allein 1300 ha zur Gemeindegemarkung gehören. Obwohl im Neuroder Industriegebiet gelegen, wirkt es dennoch nicht als Industriedorf, wie wir es von Dörfern in Oberschlesien oder Westfalen gewöhnt sind. Kein Schornsteinmeer, kein Qualm, keine vierstöckigen Mietskasernen, ein Bauerndorf in des Wortes wahrster Bedeutung. Neben den sanfteren Höhen des Neuroder Rotliegenden, in denen sich das Niederdorf hinschlängelt, vom munteren Plaudern eines Bächleins begleitet, das wagemutig von Stein zu Stein hüpft, der gewaltige, sich weit nach Süd und Nord ausbreitende Rücken des Eulengebirges, der sich im Gemeindegebiet bis auf 820 m erhebt. — Dem Verkehr ist Volpersdorf durch eine Autolinie mit Neurode erschlossen, und außerdem ist es Station der Eulengebirgsbahn Mittelsteine — Silberberg — Reichenbach. Es ist Sitz der Gräflich Magnisschen Forstverwaltung, hat Post, eine kath. Kirche mit sehenswerter Kanzel, ein herrschaftliches Herrenhaus.

Köpprich, eine halbe Wegstunde von Volpersdorf entfernt, dessen Kolonie es ist, liegt ebenfalls in einem Quertale des Eulengebirges, das in seiner Anmut und Lieblichkeit so sehr bekannt und bewundert wird, daß es, und sicherlich mit Recht, weit und breit als „Perle des Eulengebirges" bezeichnet wird. Namentlich der obere Teil des Tales, der in steil eingeschnittener Schlucht die wenigen reizenden Holzhäuschen der Kolonie Glashütte birgt, sucht an hervorragender landschaftlicher Schönheit seinesgleichen. Und wenn auch in Köpprich eine Kohlengrube ist, wo der emsige Knappe gefahrentrotzend den schwarzen Diamanten zum Lichte fördert, so hat doch es in seinem Landschaftsbilde an keiner Stelle den Charakter eines Industrieflеckens. Die Grube mit ihrem einzigen Schornstein fügt sich so geschickt ins Gelände ein, daß man sie erst sieht, wenn man unmittelbar davor steht. Und die dünne Rauchfahne, die dann und wann wirklich bemerkbar wird, tritt umsoweniger störend auf, als der angrenzende Wald ihn sofort aufnimmt, und sauerstoffreiche Luft zurückgibt.

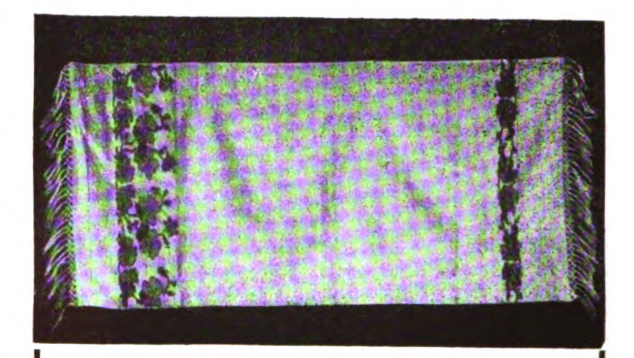
Auch Köpprich wird vielfach als Sommerfrische aufgesucht und ist als solche nicht minder geschätzt als Volpersdorf.

Was über Beide als Sommerfrische gesagt worden ist, gilt auch im gleichen Maße für den Winter. Als Skigelände ist es wie geschaffen, große Übungshänge, herrliche Bergwaldfahrten.

Volpersdort ist Sitz einer Ortsgruppe des Glatzer Gebirgsvereins, die Anfragen über Unterkunft beantwortet.







HTP

Firma **Heinrich Pischel**
in **Tscherbeney,** Kreis Glatz

erzeugt auf Handwebstühlen gesetzl. geschützte

Neuheit:

Frottier-Handtücher
Badetücher und **Bademäntel**

mit eingewebten bunten, echtfarbigen
Chenille-Bordüren.

Gla 78



Kristallglas-Hüttenwerke Waldstein

Klein-Rohrbach & Knye

Gla 64

Erzeugnisse: Kristall- und Bleikristallglas für Haus- und Schankwirtschaft, einfachsten bis reichsten Schliffs

Gla 61



Waldhaus



Am Weisseck



Marienbad

Geschäftsgründung
1871
von Josef Weiss
Hoflieferant weiland Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Albrecht von Preußen Regent von Braunschweig

❁❁❁ WÖLFELSGRUND ❁❁❁

Hotel u. **„Pension Weiss“** am Wölfelsfall

„Waldhaus“ - „Marienbad“ - „Am Weisseck“ warm und kalt fl. Wasser

nebst Touristengaststätte **„Zur Waldschänke“** / Zentral-Heizungen

Heizbare Autohallen — Bäder — Mäßige Preise — Fernsprecher Nr. 8

Führendes Haus Besitzer: **ALFRED Weiss**

Sanatorium

Wölfelsgrund

im Glatzer Schneegebirge — 650–1425 m



KLINISCH GELEITETE KURANSTALT

für Nerven-, innere, Stoffwechselkranke und Rekonvaleszenten



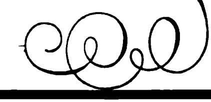
Jahresbetrieb / Näheres durch Prospekte

Bahnstation: Ebersdorf, Linie Breslau—Mittelwalde

Besitzer und ärztlicher Leiter:

Sanitätsrat Dr. R. Jaenisch

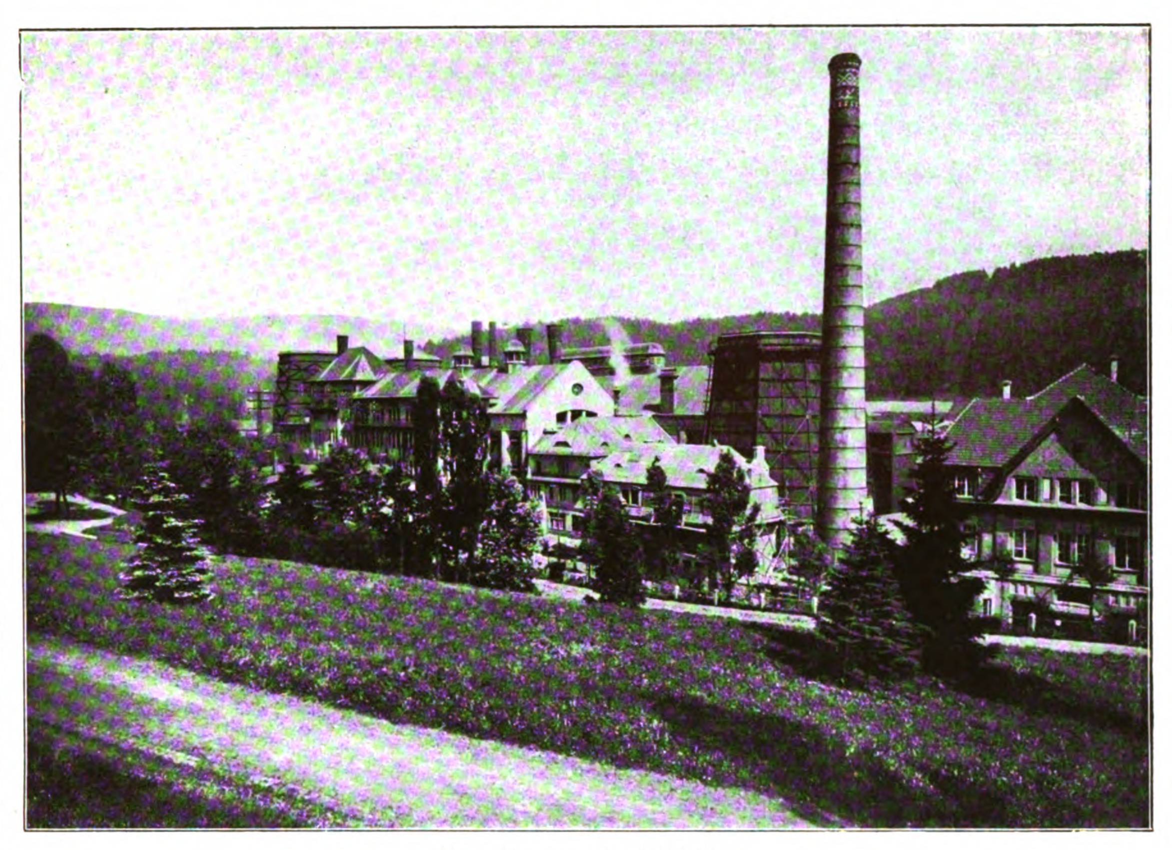
Gla 54











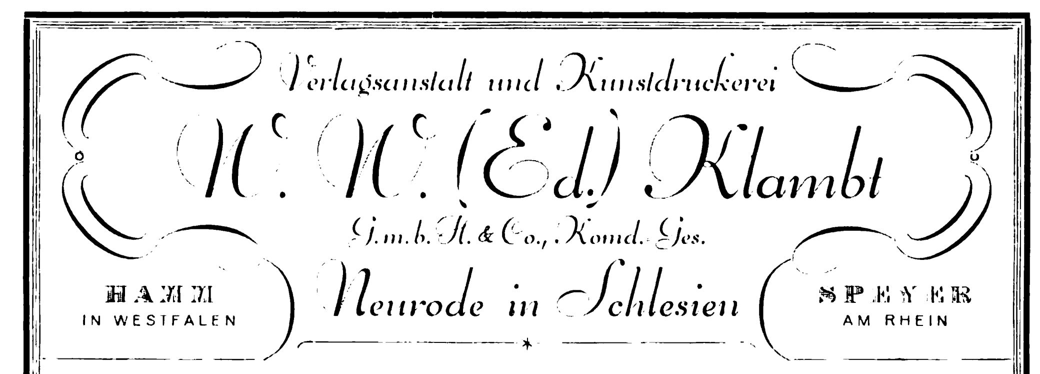
Kraftwerk Mölke

Die Stromversorgung des Regierungsbezirks Breslau, zu dem die Grafschaft Glatz gehört, erfolgt hauptsächlich durch die

„E. W. Schlesien A.-G." in Breslau.

Von den 3 Kraftwerken dieser Firma befindet sich eines in Mölke bei Neurode. Seine Leistung beläuft sich auf 18000 kW = rund 24500 Pferdestärken, womit jährlich rund 90 Millionen Kilowattstunden erzeugt werden. — In diesem Kraftwerk wird in der Hauptsache Kohlenschlamm verfeuert, der bei der Kohlenwäsche abgesondert wird und als Abfallprodukt bezeichnet werden muß. Durch Verfeuerung dieses Abfallproduktes wird der Kohlenbergbau im Kreise Neurode sehr wesentlich gestützt. Die Grafschaft Glatz erhält die benötigte elektrische Arbeit zum größten Teile aus dem Kraftwerk Mölke. Den restlichen Teil liefert das Bahnkraftwerk Mittelsteine. — Bemerkenswert am Äußeren des Kraftwerks Mölke ist der verhältnismäßig kleine Schornstein für natürlichen Zug. Bei genauerer Betrachtung des Bildes sieht man im Hintergrund kleine aus Eisenblech hergestellte Schornsteine für künstlichen Zug, die in der Hauptsache die Luftzufuhr für die Kessel regeln. Der Baugrund auf der Kohlengrube, auf der das Kraftwerk errichtet ist, ist für den Bau hoher Schornsteine nicht geeignet.

Gla 63



TELEGRAMM-ADRESSE: HAUSFREUND NEURODE

FERNRUF: NEURODE Nr. 502

POSTSCHECKKONTO: BRESLAU Nr. 756

Die
„MONOGRAPHIE DER GRAFSCHAFT GLATZ"
wurde in unserer Offizin gesetzt und gedruckt

Satz: Linotype-Maschinensatz

Gedruckt mit Doppeltonfarbe

[redacted]



89097070015
B89097070015A